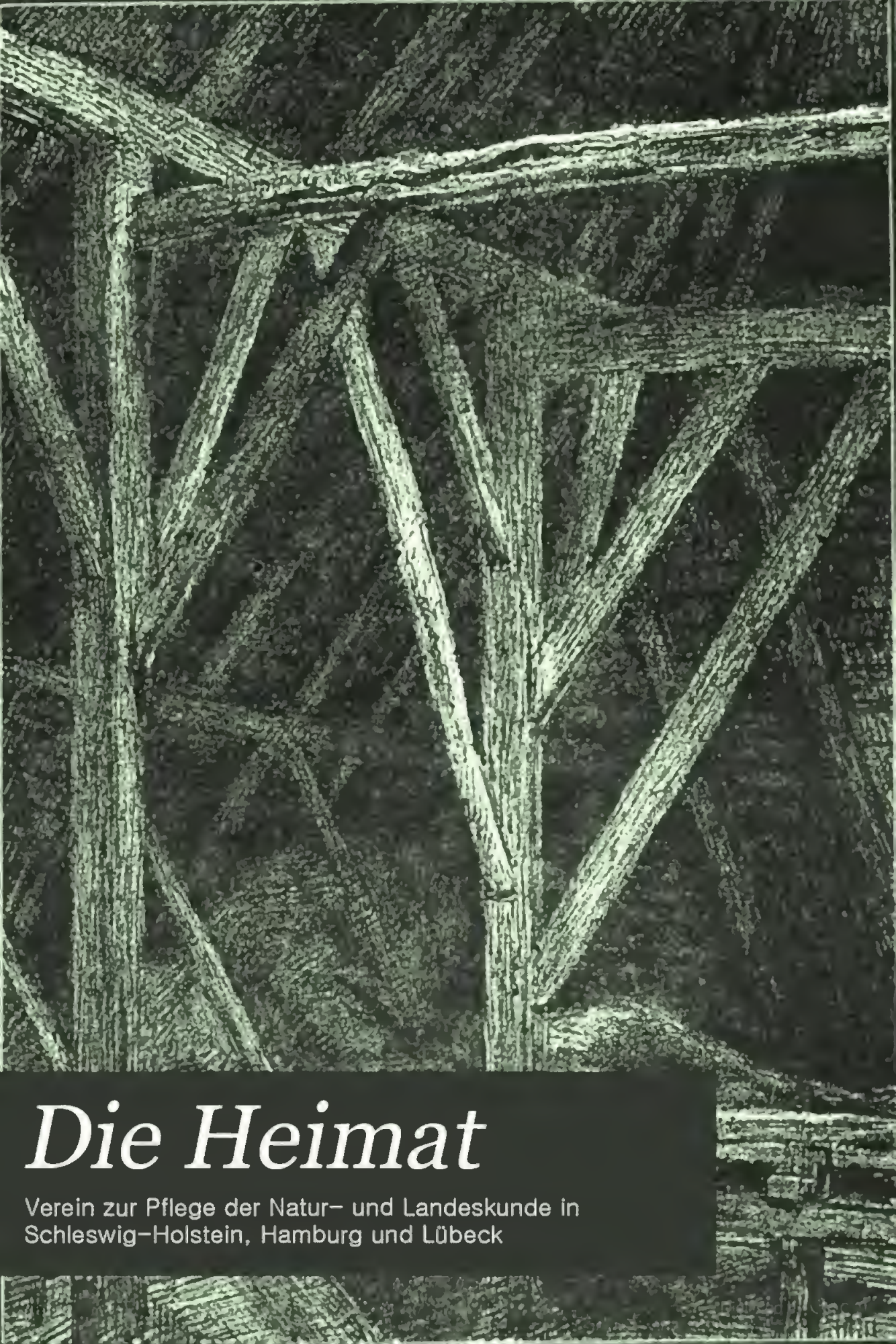
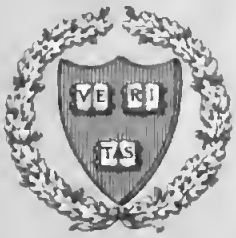


Die Heimat

Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck

Gen 45.1.30

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

TIFFANY & CO

Digitized by Google

Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck

und dem

Fürstentum Lübeck.

VII. Jahrgang.

Kiel, 1897.
Druck von A. F. Jensen.

Ger 45.1.30

HARVARD COLLEGE
OCT 2 1939
LIBRARY
Ingraham fund

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Altertumskunde.

Horns, H. J., Eine Industrie aus alter Zeit. 46.
Mestorf, J., *Aus alten und ältesten Zeiten. 1. 69. 109.
Splieth, Dr. W., *Der Poppostein. 163. *Hufeisensteine in Holstein. 62.
Wilms, A., Anfrage betr. Moorbrücken. 88.

Biographien.

Bartels, A., *Klaus Groth. 116. 133.
Nehl, * Till Eulenspiegel. 30. 49. 73.
Herting, Dr., Schleswig-holsteinische Herzoge im Dienst der Hohenzollern. 169. 181.

Gedichte.

Fehrs, J. H., Frühlingsfeier. 106. Die junge Frau. 167.
Groth, Klaus, „Hest du en ole Moder sehn?" 63. An meine Frau. 210.
Lobsien, W., Im Winter. 67. Wieder daheim. 179.
Petersen, Winterwald. 21. Korallenmoos. 225.
Volkslied, „Es wohnte ein König." (Eschenburg.) 46.
**, Gruß aus der Heimat. 128.

Geschichte.

Bladt, H., Am 24. März 1848. (Nach M. H. Rieber.) 124.
Herting, Dr., Schleswig-holsteinische Herzoge im Dienste der Hohenzollern. 169. 181.
Jessen, W., *Die Gallionfigur des dänischen Linienschiffes „Christian VIII." 197. Eine Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde. 211.
Klugkist, Aus den Briefen eines dänischen Offiziers (v. Gleiß). 185. 205. 218.
v. Levetzow, F., Allerhand ut de Kriegstiden 1848/50. 43. 165. Am 24. März 1848. 125.
Lorentzen, F., Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde. 211. 227 (vgl. 195. 210).
Oldekop, H., Die Schlacht bei Sehestedt. 149. Nachtrag zu diesem Artikel. 183.
v. Osten, Major Schills Ende. 8.
Pagelsen, Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde. 210 (vgl. 195. 227.)
Petersen, L., Aus den Februartagen des Jahres 1864. 84.
Prange, J., Ein Franzosengrab in unserm Lande. 103.
Scheer, G., Urnehöved. 177.
Schuch, J., Zur Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde. 227 (vgl. 195. 210).
Schwarz, J., Eine Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde. 195 (vgl. 210. 227).
Stickel, Eine Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde. 227 (vgl. 195. 210).
Stubbe, Chr., P., Die XI. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte zu Kiel, im September 1847. 213.
Ziese, E., Burg Arnesvelde. 95.

Kulturgeschichte.

Bauernhaus, das deutsche. 146.
Bokelmann, H., Ein Rückblick in frühere Zeiten. 157. 173.
Callsen, J. J., Der Schinder von Dingwatt. 42. De Klemm un de Stock. 176. Die Braut bittet um Federn. 177. Frühere Postverhältnisse. 207. Frühere Hausgeräte. 223.
Chalybaeus, P., Verpflichtung, Bäume anzupflanzen. 180 (vgl. 164 u. 196).
Jessen, Willers, Verpflichtung, Bäume anzupflanzen. 196 (vgl. 164 u. 180).
Kinder, J., Moderner Hexenglaube. 13. Verlöbnisse und Eheschließungen. 201.
Kulturbilder, kleine, aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. 104. 164.
v. Levetzow, F., Geschichten aus dem Volksleben. 20. 225.
Lund, D., Herstellung von Kirchenlichtern in Gettorf. 177.
Maaß, J., Fischer-Krugtag zu Schlutup. 80.
Schnittger, D., Spinnrad und Webstuhl einst und jetzt. 55. 77.
Das Schreibenlernen der Mädchen. 228.
Schwarz, J., Ein Kosakenball. 86.
Sitten und Bräuche aus vergangenen Tagen. 176. 207.
Voß, C., *Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig. (Meiborg-Haupt.) 3. 33. 52.

Landeskunde.

Bruhn, P. F., *Das Augustenburger Schloß. 129.
Knuth, Professor Dr., Eine verlassene Hallig. 194.
Kruse, J. W., Vom Nordseestrand. 121. 138.

Lund, H., * Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Kiel. 16. Turm zu Schleimünde. 212.
Scheer, G., Urnehöved. 177.
Voß, C., * Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig. (Meiborg-Haupt.) 3. 33. 52.
Ziese, E., Burg Arnesvelde. 95.

Naturkunde.

Barfod, H., Über das Vorkommen der Mistel. 26. Bericht über die Generalversammlung des Naturw. Vereins. 228.
Burchardi, A., Eine eigenartige Lichterscheinung am Himmel. XLVII.
Butenschön, Ein weißer Hase. 87.
Eckmann, C., Fortziehen des Kuckucks. 180.
Frahm, L., Kreuzotter und Frosch. 168.
Greve, J., Verbreitung des Puppenräubers. 26.
Groth, K., Auszug der Saatkrähen aus Düsternbrook. 68.
Henningsen, Fortpflanzung der Kreuzotter. 195.
Knuth, Prof. Dr., Mitteilungen über die phänologischen Beobachtungen. X. XLVII. Eine verlassene Hallig. 194.
Kummerfeld, Kampf einer Waldameise mit dem Feldsandkäfer. 87.
Lorentzen, F., Zur Naturgeschichte der Salzwasserfische. 212 (vgl. 148).
Lund, H., Zur Verbreitung des Holsteiner Gesteins. 212.
Lund, Th., Zur Naturgeschichte der Salzwasserfische. 148 (vgl. 212).
Rohweder, J., Am Balzplatz der großen Bekassine. 89.
Schröder, Chr., Abart des Citronenvogels. 88. Ein fremdländischer Schädling. 167.
Suchetes, Vorkommen der Bastardtiere. 180.
Tiessen, Abnahme der Tierwelt in Dithmarschen. 38. 59 (vgl. 86).

Plattdeutsches.

Eschenburg, H., De Wulf un de Voß. 17.
Groth, Klaus, „Heft du en ole Moder sehn?" 63.
Henningsen, En Geschicht ut de Slacht bi Sehstedt. 209.
v. Levetzow, F., Was ein holsteinischer Bauernknecht von dem Berufe eines Rechtsanwaltes hält. 20. Allerlei ut de Kriegstiden 1848/50: 1. Unf' Herrgott levt noch. 2. De drütte April 1849 bi Atzbüll. 165.
Lund, H., Sprichwörter und Redensarten. 18. 45. 47.
Stoltenberg, Th., Im Propsteier Dialekt. 191.

Volkskunde (Sagen, Märchen, Lieder, Bräuche, Spiele usw.)

Barfod, H., Das Tacktack-Spiel. 25.
Callsen, J. J., Der Schinder von Dingwatt. 42. Fastnachtsbrauch 179.
Devens, Dr., Pferdeköpfe und anderer Giebelschmuck. XLIII.
Dannmeyer, „Da ist kein Löffel an der Wand." 47.
Eschenburg, H., Unsere Tierwelt im Volksglauben und im Volksmunde. I. Was man in unserer Heimat vom Kuckuck erzählt. 142. Die Wochentage in ihrer Beziehung zum Volksglauben. 100. De Wulf un de Voß. 17. König Medowulf. 60. Die Spinnerin unter der Brücke. 212. Ein Volkslied. 46.
H...., Der Galgen für Uggelharde. 168.
Helmer, J. C., Bindebriefe in Angeln. 168 (vgl. 180).
Jessen, P., Gebräuche in Grömitz. 86. 162.
Kühl, K., Pickpahl. 126.
Lund, H., Sprichwörter und Redensarten. 18. 45. 47. 86. Volkswitz in Ortsbezeichnungen. 47 (vgl. 68).
Müllenhoff, K., Über das Erzählen von Sagen. 108.
Peters, W., Jugend- und Volksspiele. 106. 127 (vgl. 126).
Schmidt, J., Worüm de Duv so'n slecht Nest bugn deit. 85 (vgl. 180 u. IXXL Briefkasten). Volkswitz in Ortsbezeichnungen. 68 (vgl. 47).
Schwarz, J., Läuserball. 25.
Splieth, W., Hufeisensteine. 62.
Tiessen, Wandlungen der Sitten und Gebräuche. 87.
Walter, Bindebriefe in Angeln. 180 (vgl. 168).
Weinhold, Der Wortschatz des Volkes. 108.

Verschiedenes.

Bücherschau. 27. X. XIV. 88. XV. XVII. XIX. XXII. XXIX. XXXI. XXXIII. XXXV. XXXVII. XXXVIII. 196. IXXL. XLI. XLVII (von Barfod, Dr. Haupt, Chr. Jensen, A. P. Lorenzen, E. Pörksen, P. Witt u. a.)
Eingegangene Bücher. X. XIV. XIX. IXXL. XLVIII.
Gut-Templer. XIV.
„Heimat" betreffend. I. XLV u. a. a. O.
Litteraturbericht betreffend. VII.
Tauschverkehr. X. XIX. XXIX. XLIII.
Themen, landeskundliche. 48.
Verwandte Bestrebungen. 27. 128. XXXV. XXXVII.
Vereinsangelegenheiten. III. XVIII. XXI XXV (Generalversammlung des Vereins, Bericht von Barfod). XXXVII. XLV.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 1. Januar 1897.

Aus alten und ältesten Zeiten.

Von J. Mestorf in Kiel.

Die seit den letztverflossenen Jahrzehnten in fast allen Ländern Europas gegründeten Vereine und Zeitschriften für Volkskunde sind eine beachtenswerthe Erscheinung. Sie zeigen, daß man überall die Gefahr erkennt, daß der Väter Sitte und Brauch nicht nur in ihrer Existenz, sondern sogar in der Erinnerung zu schwinden im Begriff sind. Das Leben ist in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein anderes geworden, als es ehedem war. Der erleichterte und infolge dessen lebhaftere Verkehr hat den Gesichtskreis erweitert. Die Ereignisse der Gegenwart beschäftigen die Gemüther so ausschließlich, daß das Interesse an der Vergangenheit erlischt. Wo sich ehemals an den langen Winterabenden die Familie um das Heerdfeuer zusammenfand, da erzählten die Alten aus ihrer Jugend oder von den Begebenheiten älterer Zeiten, wie sie sie in ihrer Kindheit von den Lippen der Eltern gehört hatten, oder wie sie in der Hauschronik aufgezeichnet waren. Sagen, Märchen, Lieder und Räthsel erfreuten Alt und Jung und vererbten sich in mündlicher Tradition von Geschlecht zu Geschlecht. Heutzutage greifen die Männer nach dem Zeitungsblatt, die Unterhaltung dreht sich um die neuesten Nachrichten aus Afrika oder Amerika oder um die Dramen, die sich vor den Schranken der Gerichtshöfe abspielen; aus alten Zeiten zu erzählen und zu hören, hat keiner mehr Muße und Lust. Die Pietät stirbt aus.

Hier und dort giebt es indessen noch Männer und Frauen, die ein Herz für die Vergangenheit ihrer Heimath haben, und sie sind es, welche die Erzählungen und Erinnerungen aus alter Zeit sammeln, und die Zeitschriften für Volkskunde sind die Schatzkästlein, welche diese Perlen bewahren, bis sie dereinst von berufener Hand hervorgeholt und geordnet werden zu eigentlichen Volksbüchern, die einerseits lokale Eigenart, andererseits die Verwandtschaft mit den Stammesgenossen offenbaren. Ein solches Schatzkästlein kann „Die Heimat" werden. Wenn ich recht verstanden, beabsichtigt die Redaktion einen Fragekasten einzurichten, und wenn jeder Leser aus seinem Wohnort Antwort giebt, wird da

ein reiches Material zuſammengetragen werden, deſſen Sichtung der Redaktion anheim gegeben werden muß.[1])

Schleswig-Holſtein birgt noch ungeahnte Schätze an Erinnerungen und uralten Sitten und Bräuchen. Man ſoll ſich nur die Mühe geben, zu ſammeln. Die Namen der Felder z. B. können hinweiſen auf hiſtoriſche Ereigniſſe und untergegangene Anſiedelungen. In Betracht kommen ferner: das Haus, mit Benennung der einzelnen Räume, mit ſeinem Hausgeräth und der Nutzanwendung jedes einzelnen Stückes; Beſchäftigungen der Männer und Frauen; Kleidung der Alten; Speiſeordnung (im Alltagsleben und bei Jahres- und Familienfeſten, mit Angabe der Zubereitung); der Garten (mit Obſt- und Gemüſebau und Blumen, mit den ortsüblichen Namen); Spiele, alte Tänze (Lichtertanz, Siebenſprung u. ſ. w.); die Ruf- und Familiennamen — kurz, nichts iſt ſo unbedeutend, daß es nicht genannt zu werden verdient, da es vielleicht dem Mythenforſcher und Kulturhiſtoriker wichtige Andeutungen zu geben vermag.

Wenn es nun, wie wir wünſchen und hoffen, der Redaktion gelingen wird, ein reiches Material in oben angedeuteter Richtung zu ſammeln, ſo reicht dieſe Kunde von dem Leben und Treiben und Glauben unſerer Vorfahren doch immer nur um einige Jahrhunderte zurück. Wollen wir weiter in die Vorzeit eindringen, da können wir von den Lippen der Lebenden keine Belehrung empfangen; wir müſſen ſie aus der Hinterlaſſenſchaft längſt verſtummter Geſchlechter herausleſen. Dieſe Hinterlaſſenſchaft beſteht in dem, was wir in den Gräbern der Vorzeit, auf alten Wohnplätzen und ſonſt im Moor- und Erdboden an Werken von Menſchenhand finden. Das iſt ein ſprödes Material, ſchwer zu heben, ſchwer zu konſerviren, ſchwer zu verſtehen. Um den Werth einer Bilderſchrift zu erhalten, bedarf es einer Fülle desſelben, denn ſo wenig ein Dutzend von jedem einzelnen Buchſtaben des Alphabets genügt, um ein Buch zu drucken, ſo wenig genügt ein Dutzend Steinäxte, Bronzeſchwerter oder Schmuckſachen, um ein Bild der Vorzeit zu entwerfen, wobei noch zu beachten iſt, daß die Art und Weiſe, wie ein Objekt im Grabe oder neben anderen im Erdboden gelegen, oft wichtigeren Aufſchluß über eine Frage zu geben vermag, als das Geräth an ſich.

Was wir bis jetzt aus den Altſachen über die Bewohner unſeres ſchönen Landes in vorgeſchichtlicher Zeit haben herausleſen können, wird in den nächſten Nummern der „Heimat“ in Kürze mitgetheilt werden.

---

[1]) Es darf nicht ungeſagt bleiben, daß „Die Heimat“ in ihren verſchiedenen Jahrgängen bereits mehrere ſchätzenswerthe Beiträge zur Volkskunde gebracht hat. Erwähnt ſeien nur: „Pingſthöge“ und „Hochäcker“ von Siebke in Bargteheide; „Jugend- und Volksſpiele“ von Peters; „Unſere Bauerngärten“ von Profeſſor v. Fiſcher-Benzon; „Etwas über Vornamen“ von Bürgermeiſter Kinder; „Nationale Eigentümlichkeiten unſeres ſchleswigſchen Volkes“ von Frauzen; „Zeugen vergangener Zeiten aus dem Kirchſpiel Weddingſtedt“ von Johnſen und manches andere mehr.

Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.

Von Architekt C. Voß in Kiel.

(Mit 10 Abbildungen.)

Ein Werk, welches wie kaum ein anderes berechtigt ist, in unserem der heimatlichen Landeskunde gewidmeten Blatte hervorgehoben zu werden, ein Werk, welches aber auch in den weitesten Kreisen, die sich für das Innere des Volkslebens und für Kulturgeschichte interessieren, Beachtung in hohem Maße verdient, ist das von Professor R. Meiborg in Kopenhagen verfaßte Buch: „Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig und das Leben des schleswigschen Bauernstandes im 16., 17. und 18. Jahrhundert." Gewidmet ist dasselbe der erhabenen Tochter unserer Provinz, der deutschen Kaiserin. Professor R. Haupt in Schleswig, bekannt als Konservator der Bau- und Kunstdenkmäler für Schleswig-Holstein, hat das Buch, unter Wahrung der ganzen Eigenart der Meiborgschen reinen und natürlichen Schreibweise, ins Deutsche übersetzt.

Julius Bergas in Schleswig hat das Werk herausgegeben; es weist in Großfolio einen Text von 200 Seiten mit fast 300 in denselben verstreuten, von Künstlerhand gezeichneten Original-Illustrationen auf.

Meiborg schildert die der Reformation folgende Zeit, das 16., 17. und 18. Jahrhundert, indem er so weit in die Vergangenheit zurückgreift, als die Überlieferungen es ihm gestatten, um ein völlig abgerundetes Bild von den Zuständen im Lande zu gewinnen; er versäumt nicht, auch auf noch frühere Zeiten dort hinzuweisen, wo es zur Anschaulichmachung oder zur Entwickelung der Zustände des besonders von ihm behandelten Zeitraumes nötig ist.

Er giebt, indem er strenge, trockene, systematische Darstellung stets vermeidet, in ganz eigenartig-schönen, natürlichen und klaren Schilderungen ein überaus treffliches Bild von den landschaftlichen Eigenarten der verschiedenen Teile Schleswigs, von dessen Bewohnern und deren Leben und Treiben, ihren Sitten und Gebräuchen.

Er begiebt sich, — indem er stets abrundend und verbindend vorgeht und augenscheinlich mit seinen Schilderungen mitten im Volksleben steht —, nie zu weit auf eines der mannigfaltigen Studiengebiete, sodaß der Leser sich mit unterhaltender, leichter Sicherheit in den verschiedenen Landesteilen nicht nur zurechtfindet, sondern sich mit verstehendem Behagen bewußt wird, Zeile um Zeile, Seite um Seite seine Heimatskenntnisse ergänzt und erweitert, neue Gesichtspunkte gewonnen, mancherlei Eigenartigkeiten unseres Landlebens aus Meiborgs Erläuterungen heraus erst neu und ganz verstanden zu haben.

Ein gewaltiges Material an Urkunden, Akten, an gedruckten und ungedruckten Quellen hat der Verfasser mit Bienenfleiß durchsucht, öffentliche Archive und private Schriftsammlungen an allen Ecken und Enden des Herzogtums

gesucht, gefunden und durchstöbert; er ist persönlich in die entlegensten Ortschaften gereist, er hat Schleswig von einem Ende zum anderen durchstreift, ist ins Wattenmeer hinausgefahren, hat den Besuch selbst auf den kleinsten der Westsee-Inseln nicht vergessen; er hat sich allerorts mit den Bewohnern in engste Verbindung gesetzt und mit offenem Auge, scharfem Blick, mit frischer Auffassung und innigem Interesse beobachtet, was nur der Auffassung wert erschien.

Eine solche Arbeit und deren sichere Durchführung kann von einem einzelnen Mann nur unternommen werden, wenn er von vornherein das ungeheure zu bewältigende Material einigermaßen zu ermessen vermag; es ist keine kleine Aufgabe, welche sich der Verfasser selbst stellte; — es ist geradezu eine Lebensaufgabe, deren Lösung wir nunmehr in dem Werke vor uns haben.

In einer besonderen Anlage, die allein 50 Seiten füllt, findet sich das Quellenmaterial genannt und geordnet; auch dieser Anhang ist noch durchflochten von zahlreichen kleinen Flurkarten, von Lageplänen und dergleichen, und stellt in sich schon ein wertvolles wissenschaftliches Material dar.

Die Art aber, wie die Resultate dieses erstaunlichen Sammelfleißes für das Buch verwertet wurden, darf geradezu mit Bewunderung erfüllen, und es ist zunächst nicht leicht begreiflich, wie derselbe Mann, welcher sich in den Aktenstaub vergraben mußte, welcher in dunklem Archivraume sich tief und tiefer in das Material hineinzubohren hatte, welcher der trockenen, schematischen Arbeit des Sichtens, des Zusammenstellens, des Ordnens sich widmen mußte, — wie derselbe Mann eine solch köstlich-frische, natürliche, tief empfundene Schilderung hat entwickeln können, wie sie uns in dem Buche entgegentritt.

Jedenfalls eine selten-vielseitige Begabung; denn, was uns Meiborg erzählt und was Haupt so treffend und klar für die deutsche Sprache nachempfunden hat, erinnert nicht im entferntesten an andere, ähnliche Absichten verfolgende Werke.

Die Hervorhebung des Wortes „Bauernhaus“ im Titel des Buches erweckt zunächst den Gedanken, daß es sich hier handele um ein Glied in der Kette der im ganzen deutschen Reiche augenblicklich herrschenden, von den verbundenen Architekten-Vereinen besonders gepflegten Bestrebungen: die ländlichen Bauarten in den verschiedenen Teilen Deutschlands festzustellen und zu ergründen. Diesen Bestrebungen haben sich neuerer Zeit auch unsere Nachbarländer, Oesterreich und die Schweiz, zur Seite gestellt.

Auch bei uns in Schleswig-Holstein ist man bemüht, hierfür sein Bestes zu thun, ohne indessen bislang bemerkenswerte Erfolge aufweisen zu können.

Es ist nun aber nicht Meiborg's Absicht, das „Bauernhaus“ als „Gebäude“ zu schildern, sondern er behandelt das „Bauernhaus“ als Mittelpunkt des ländlichen Volks- und Wirtschaftslebens und in diesen Schilderungen steht dann das „Bauernhaus“ als Gebäude, als Wohnstätte — wie Rochus Freiherr v. Liliencron in einer Besprechung des Buches sagt —: „als Markstein da, an dem der Wanderer seinen Weg findet.“

Will man aber das „Gebäude“ alleine für sich aus dem Werke herausheben, so zeigt sich, daß Meiborg auch auf diesem Gebiete ein klares, in sich

Aus: Meiborg-Haupt, Das Bauernhaus in Schleswig. Abb. 1. Hauberg, Gegend von Garding.

abgerundetes Bild, eine Entwicklungsgeschichte des schleswigschen „Bauernhauses“ geschaffen hat, sowohl in Bezug auf den Grundriß, als auch auf die äußere Gestaltung, die Hauptkonstruktionen, auf äußere und innere Ausstattung und

Ausschmückung. Ja! er hat mit seinem Werke geradezu einen Leitfaden gegeben für den Weg, auf welchem das Verständnis für die Entwickelung der ländlichen Bauweisen zu erlangen ist, und er hat gezeigt, daß ein Angreifen solcher Aufgaben — technischerseits — nur ersprießlich sein kann auf Grundlage der eingehendsten, von Meiborg gekennzeichneten Vorstudien.

Ob anderen Ortes diese Vorstudien jener Gründlichkeit entbehren können, der sich Meiborg befleißigt, mag unerörtert bleiben; jedenfalls wird dem schleswig-holsteinischen Leser und dem schleswig-holsteinischen Techniker klar, daß in unserer Provinz nur so und nicht anders vorgegangen werden kann.

Möchten sich jetzt allerorten in der Provinz Männer finden, welche Meiborgs Buch mit Fleiß lesen, um dann auf Grund dieses Studiums die von technischen Gesichtspunkten aus zu betrachtenden Aufnahmen aller Arten von Bauernhäusern in allen Gegenden unserer Provinz vorzunehmen. Die Anregung zu solcher Weiterarbeit giebt unmittelbar Meiborgs Buch selbst, und mit kleinen Mühen könnten z. B. die über ganz Schleswig-Holstein verteilten Mitglieder des „Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde" imstande sein, wertvolle Beiträge zu der Geschichte des schleswig-holsteinischen und des deutschen Bauernhauses zu liefern.

Meiborg hat sein Buch in sieben Abschnitte eingeteilt, welche, vom Süden nach Norden aufsteigend, nacheinander die verschiedenen Landstriche behandeln.

Er beginnt mit „Fehmarn," welches bis zum Jahre 1867 als zu Schleswig gehörend betrachtet wurde, führt uns dann westlich zum Festlande in „das Land zwischen Schlei und Eider;" nach Westen fortschreitend kommen wir in „die Landschaft Eiderstedt," daran nördlich anschließend in „das übrige Nordfriesland," zu welchem die West-Inseln und die Halligen gehören. Darauf gehen wir in die Mitte des Festlandes, in „die Heidegegenden Mittelschleswigs," kommen dann an die Ostküste nach „Angeln, Sundewitt und Alsen" und zum Schlusse nach „Nordschleswig" mit der Insel Röm, bis zu der dänischen Grenze.

Alle diese Landstriche zeigen in sich ein eigenartiges Gepräge der Natur und des dort hausenden Menschenschlages; die Bewohner sind von jeher den verschiedenartigsten Einflüssen ausgesetzt gewesen.

Die Bewohner der West-Inseln liegen meist der Schiffahrt ob, während die allein bleibenden Frauen die Landwirtschaft betreiben; die Männer erstarken im Kampf mit den Elementen; die Reisen erweitern ihren Blick.

Auf dem westküstlichen Festlande haben Bodenbeschaffenheit und Bauart der Häuser Ähnlichkeit mit holländischen Verhältnissen; die Kleidung hob sich wirksam gegen diejenige der binnenländischen Nachbarn ab; die Wohlhabenheit zeigt sich in üppiger Weise in den Häusern; die Menschen erwuchsen in starkem, selbständigem Gefühle.

Anders entwickelt sich der Mensch in der östlichen Gegend des Striches „zwischen Schlei und Eider," denn hier hatte die Bevölkerung schwer unter der

Leibeigenschaft zu leiden; hier sank durch erzwungene Armut und maßlose Unterdrückung die persönliche Selbständigkeit tief hinab.

Wieder anders steht der Heidebauer Mittelschleswigs da; er ringt auf magerem Boden um sein täglich Brot. Keinen Wechsel giebt es da, keine guten, keine besonders schlechten Jahre. Der Bauer kennt nur diese stete Plage von heute zu morgen; er wird zähe. Er liebt aber sein Land nichtsdestoweniger ebenso wie der Bauer reicher Gegend; siedelt sich ein Heidebauer in waldreicher Gegend an, „so fühlt er sich bedrängt und eingeengt und hat Heimweh nach seinen weiten Flächen mit ihrer lockend weiten Aussicht."

Auf Fehmarn zeitigten die früheren Jahrhunderte den Großbauern, welcher sich Wappen zulegt und einhergeht mit dem Paradedegen, und daneben entstand die bedrückte Klasse der wirtschaftlich Schwächeren.

In Angeln, Sundewitt, auf Alsen wurde Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts noch arg mit den Bauern umgesprungen durch harte Frohndienste und Vertreibung vom Besitze.

Auf den Halligen wohnt ein gottergebener Menschenschlag; jeder Kampf mit dem Element ist umsonst; früher oder später reißt das Meer einem jeden von seinem Besitze Stück um Stück ab. Auf den Halligen wohnt ein starker, aber stiller Menschenschlag.

Meiborg beginnt seine Abschnitte mit seinen eigenartig-reizvollen landschaftlichen Schilderungen, die mit wenigen markigen Strichen dem Leser die Besonderheiten einer jeden Landschaft vor das geistige Auge zaubern; man dünkt sich in dem Walde gehend, den Meiborg beschreibt, genießt die Aussicht und sehnt sich förmlich, die von ihm geschilderten Gegenden wirklich kennen zu lernen.

Es möge gestattet sein, eine solche Schilderung aus dem Kapitel „Nordschleswig" hier einzuschalten:

„Im ganzen Nordschleswig ist die Erscheinung der schönsten Wälder dieselbe, wie auch die Bodenbeschaffenheit, mit tiefen Thälern zwischen schmalen, langgestreckten hohen Rücken, dieselbe ist. Die wellenförmige Oberfläche ist schon an sich anmutig; aber den eigentlichen Schmuck verleihen der Gegend die prächtigen Baumgruppen. Zwischen den ins Rund gestellten Bäumen fällt Licht und Luft in reichen Strömen herein. Die Buche ist fast Alleinherrscherin. Ihre Stämme, hoch und schlank, sind oft von oben bis unten so voller Knospen und Zweige, daß sie Säulen gleichen, die zum Feste geschmückt sind. Den Boden deckt, je nach der Jahreszeit, eine zahllose Menge von Blumen, weiße, gelbe und blaue Anemonen, Sauerklee, Sternblumen, süßduftende Maiblumen und Waldmeister; und wenn sie verblüht sind, breitet sich überall ein weicher, blaugrüner Rasen aus. — In dieser Gegend hat man nicht das Gefühl des Eingeschlossenseins, wie es oft in den flachen Waldgegenden der Fall ist; denn vom Kamm der Anhöhe blickt man durch das Laubdach der Abhänge über die Baumwipfel des Thales hinaus, und es ist oft, als befände man sich zwischen den Kronen der Bäume. Auf der einen Seite alle Abstufungen von Grün;

zahllose durchscheinende Zweige stehen in goldigem Schimmer, und die Wasser, auf die man von oben blickt, sind von weißem, silberglänzendem Lichte umflossen. Auf der entgegengesetzten Seite leuchtet es auf den Kronen, den Stämmen und dem Waldboden von Sonnenblitzen, so mannigfaltig wie das Gelände selber. — Fern von Menschen, in der ungestörten Einsamkeit, tritt man ins Tierleben. Man blickt dem schwarzen Storch ins Nest; der Kukuk ruft, die Singvögel zwitschern droben und drunten und an allen Enden; Habicht und Geier schießen durch den Wald; Rehe strecken den Kopf hervor, lugen und lauschen; Füchse spielen wie Kätzchen und schlagen mit dem Schweif ins hohe Gras."

Hier oben herrschte früher ein bedeutender Holzreichtum; der anderthalb Meilen breite Waldgürtel, welcher Jütland von Schleswig trennte, erstreckte sich von der Ost- bis zur Westküste.

Wenn man Meiborg erzählen hört, daß in jenem Striche, der von Hoyer anderthalb Meilen weit nach Norden geht, die meisten Höfe noch im vorigen Jahrhundert eine jährliche Holzabgabe von zwei bis vier Fudern zu entrichten hatten, ja, teilweise sogar Holzkohlen liefern mußten, wenn man erfährt, daß, um Wölfe zu vernichten, — einmal sogar um eine Diebesbande auszuräuchern —, ganze Waldbestände einfach abgebrannt wurden, — so lernt man verstehen, wie es möglich war, in wenigen Jahrhunderten die völlige Verwüstung dieses ungeheuren nordschleswigschen Waldbestandes fertig zu bringen. Mitte des 16. Jahrhunterts mußten Königliche Verbote erlassen werden gegen den Bau der Holzhäuser, um wenigstens einen Teil des Holzbestandes noch zu retten.

In dem Kirchspiel Wester-Westedt findet man noch Baumstämme unter dem Sande; es sollen sogar solche auch auf dem Watt zwischen dem Festlande und der Insel Röm zum Vorschein kommen.

Durch den Waldgürtel führten nur drei Hauptwege nach Jütland hinein, über Gredstedbrück, Foldingbrück und Koldingbrück. Einzelne Ortschaften lagen so fest im Walde eingeschlossen, daß nur Reitwege den Verkehr nach außen hin vermittelten. Das Holz und die Schweinezucht waren Haupterwerbsquellen; später, als der Wald abgerodet war, — und zwar schon im 16. Jahrhundert, — war es die Vieh- und Pferdezucht, mit welcher das beste Geschäft gemacht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Major Schills Ende.

Von v. Osten in Uetersen.

Das Leben und Streben des Majors Schill ist Gegenstand der deutschen Geschichte; eine Schilderung seines letzten Kampfes dürfte jedoch auch für „Die Heimat" geeignet sein, da ein holsteinischer Husar dem tapferen Helden den Tod bereitet hat.

Schills Ende wird auch in besonderen Biographien und in einigen Geschichtswerken beschrieben, jedoch weichen die Verfasser in dieser Beziehung so sehr von einander ab, daß es nicht möglich ist, zu einem sicheren Resultat zu gelangen. Nach Weber fiel Schill unter den Säbeln holländischer, oldenburgischer und dänischer Reiter; nach Meyers Lexikon wurde er nicht durch Säbelhiebe, sondern durch Flintenschüsse getötet. In der Biographie von Leyde, verfaßt unter Mitwirkung eines früheren Schillschen Offiziers, heißt es: „Indem er jetzt wieder in die Fährstraße einbiegt, um vielleicht das gleichnamige Thor zu gewinnen, stößt er auf einige holländische Gegner, die bei einer Wasserpumpe mit Blutabwaschen beschäftigt waren. Es fällt unter ihnen der Ruf: „Das ist Schill," — und ohne Verzug ergreifen die Jäger ihre Gewehre und schießen nach ihm. Da er aber nur schwankt und nicht stürzt, so laufen die Jäger ihm nach und hauen ihn vollends vom Pferde." Der Verfasser scheint indes seiner Sache nicht sicher zu sein, denn nach dem beigefügten Bilde, „Schills Tod" darstellend, befindet sich der edle Patriot in einem wütenden Säbelkampfe mit zwei Husaren. Heusser schreibt (Deutsche Geschichte III, S. 337): „Man hat ihn noch gesehen, wie er, von einigen seiner Getreuen umgeben, im gestreckten Galopp und mit geschwungener Klinge durch die Gassen sprengte und alles, was sich vom Feinde zeigte, vor sich niederwarf. Von einem dänischen Husaren durch einen Säbelhieb an der Stirn verwundet, wollte er umkehren, fiel aber holländischen Jägern in die Hände, die ihn am Rufe eines seiner Leute erkannten. Aus ihren Reihen hat ihn die tödliche Kugel getroffen." Zu einer ganz anderen Vorstellung gelangt man nach einem Bilde in der Gartenlaube, 1860, S. 468. Er ist hier umringt von Infanteristen, die mit dem Bajonett nach ihm stechen, sein Pferd an halten ꝛc. Im Texte liest man: „Verzweifelt stürzte sich Schill auf den ihm entgegenkommenden holländischen General Carteret und hieb ihn mit einem Streiche vom Pferde, aber in demselben Augenblick traf ihn ein Schuß, er sank herab, und die Bajonette der dänischen Musketiere bohrten sich in seinen Leib." Nach Kohlrausch fiel er unter den Streichen dänischer Reiter ꝛc.

In der Gegend von Ütersen haben vier dänische Husaren, die zu dem Ottenseuer Regiment gehörten, einen Orden und eine jährliche Pension erhalten, weil sie, wie man sagt, Schill getötet haben: K. Lorenz in Heist, J. Krohn in Appen, H. Lüdemann in Esingen und J. Kock in Holm. Die Volkssagen, die sich in diesen Dörfern gebildet haben, lauten aber so verschieden und zum Teil so unglaublich, daß gar kein Wert darauf zu legen ist. Es ist anzunehmen, daß die Husaren bei dem fürchterlichen Gewirr, welches in den Straßen von Stralsund entstand und bei der fieberhaften Aufregung den Verlauf des Kampfes nachher gar nicht in seinen Einzelheiten erinnert haben. Mit Hülfe ihrer Phantasie entwarfen sie sich ein Bild des Tages, wie es ihnen zusagte, und glaubten später selber, daß die Sache sich so verhalten habe. Es kommt noch hinzu, daß sie es sich als „eine Ehre" anrechneten, den „Räuberhauptmann," wie Schill nach dem Vorgange französischer und dänischer Tagesbefehle genannt wurde, getötet zu haben. Da auch nach dem Befreiungskriege nichts Nennens-

wertes geſchah, um Schills Unternehmen in das rechte Licht zu ſtellen, ſo vererbte ſich der Gedanke an den „ſchwarzen Räuber“ und an die „Schillſche Bande“ auf Kinder und Kindeskinder. Bemerkenswert iſt noch, daß Schill in den Volksſagen nicht wie ein Held, ſondern wie ein Feigling erſcheint.

Um bei den widerſprechenden Nachrichten einen feſteren Anhalt zu gewinnen, wandte ich mich an den Gaſtwirt Krohn in Nortorf, einen Sohn des vorhin genannten, in Appen gebürtigen alten Huſaren. Von ihm erhielt ich folgende Darſtellung, die mir weit wahrſcheinlicher klang, als die hier verbreiteten Volksſagen. Er ſchreibt: „Am Tage der Erſtürmung Stralſunds war mein Vater als Ordonnanz bei einem höheren Offizier. Als er mit ſeinem Vorgeſetzten durch die Stadt reitet, ſieht er einen feindlichen Offizier aus einer Sackgaſſe herausſprengen. Da derſelbe einen Orden trug, ſo mußte mein Vater ihn für den Major Schill halten, weil den Soldaten gerade der Orden als Erkennungszeichen angegeben war. Auf Schills Haupt war aber eine hohe Prämie geſetzt. Der feindliche Offizier greift nach einer Piſtole, doch kommt mein Vater ihm zuvor und giebt ihm einen Säbelhieb über den Kopf, daß er tödlich getroffen zu Boden ſinkt. Mein Vater ſpringt ſchnell vom Pferde, um ihm den Orden abzunehmen; aber ſchon haben die Holländer ſich des Sterbenden bemächtigt. Meinem Vater gelingt es jedoch noch, dem Offizier die Sporen abzureißen. Die Holländer ſollen den Leichnam ganz unkenntlich gemacht haben. Mein Vater erhielt ſpäter den Danebrogsorden und eine jährliche Penſion von 50 Reichsthalern. Die Sporen habe ich nie geſehen, wahrſcheinlich hat mein Vater ſie in Kopenhagen abliefern müſſen.“ Nach anderen Nachrichten hat General Ewald den Huſaren J. Krohn am Tage nach dem Kampfe vor die Front gerufen und ihn öffentlich wegen ſeiner Tapferkeit gelobt. — Auffallend war mir, daß in dieſen Berichten gar nicht von K. Lorenz die Rede iſt, der doch nach ſeiner eigenen beſtimmten Ausſage in Stralſund immer an Krohns Seite geritten hat.

Da mich der Brief aus Nortorf noch nicht befriedigte, ſo ſchrieb ich „an einen Lehrer in Stralſund“ und bat den mir unbekannten Kollegen, mir mitteilen zu wollen, ob nicht in der dortigen Stadtchronik das Ende des Helden ausführlich beſchrieben ſei ꝛc. Nach einiger Zeit erhielt ich nicht von einem Lehrer, ſondern von dem Stadtbibliothekar Dr. Baur ein freundliches Schreiben, welches nach Weglaſſung der Einleitung und des Schluſſes ſo lautet: „Auf Ihre Frage, wie das Ende Schills hier dargeſtellt wird, gebe ich Ihnen eine Stelle aus einer Schrift, die hier 1859 zur halbhundertjährigen Gedächtnisfeier von Schills Tode aus amtlichen Aufzeichnungen und privaten Überlieferungen zuſammengeſtellt wurde und wohl als zuverläſſig gelten darf. Da heißt es: — — Da biegt er in die Fährſtraße ein. An der Pumpe (Schillsſood genannt) ſind holländiſche Voltigeurs mit einem Gefangenen beſchäftigt, der aus mehreren Wunden blutet. Als dieſer ſeinen Kommandeur vorüberſprengen ſieht, ruft er: Schill, Schill! Sofort geben die Voltigeurs Feuer auf Schill. Die Straße hinauf kommt ihm eine Abteilung holländiſcher Jäger entgegen; er wird um-

zingelt, wehrt sich aber mit der Wut der Verzweiflung. Der dänische Oberstlieutenant v. Fries kommt darüber zu, wie Schill, nachdem er mit seinem Säbel mehrere Hiebe pariert, die ein dänischer Husar Krohn auf ihn geführt, einen furchtbaren Hieb über die Stirn bekommt, sodaß ein Blutstrom über sein Gesicht stürzt. Auf den Zuruf, sich zu ergeben, hört Schill nicht, sondern fährt fort, sich zu verteidigen, bis er eine Kugel in den Hinterkopf erhält. Da sinkt er vor dem Hause Fährstraße 21 vom Pferde. Die Holländer reißen ihm den Orden ab, den er um den Hals trägt, und plündern den Sterbenden, der unter ihren Händen den Geist aufgiebt."

Aus dieser Darstellung ist zwar nicht mit Sicherheit zu erkennen, wer Schill den letzten wuchtigen Schlag gegeben hat; wenn es aber in dem Rapport des dänischen Generals Ewald [1]) heißt: „Es war ein dänischer Husar, welcher Schill niederhieb," und wenn wir die Nachrichten aus Nortorf vergleichen, so kann es wohl nicht zweifelhaft sein, daß dem Husaren Krohn diese „Ehre" gebührt.[2]) Eine offene Frage bleibt nun, von wem Schill den letzten Schuß in den Kopf erhalten hat. In dem Rapport des Generals Ewald liest man: „Schill bat den Husaren, der ihm den fürchterlichen Hieb gegeben hatte, er möchte ihn vollends töten. Ein Holländer erfüllte sogleich sein Begehren." Auch in einigen Geschichtsbüchern wird diese That einem Holländer zugeschrieben; nach anderen, mündlichen Nachrichten ist sie von einem Dänen ausgeführt worden. Im übrigen wird man wohl dem Bericht aus Stralsund mehr innere Wahrscheinlichkeit zuerkennen müssen, als dem Bericht des Generals Ewald.

Die Namen, welche bei Schills Ende in Betracht kommen, würden wir sicher erfahren haben, wenn die Prämie ausgezahlt worden wäre, welche Napoleon auf den Kopf „des Aufrührers" gesetzt hatte. Als aber die Holländer mit Schills Haupt in Kassel anlangten, wurde ihnen von der Regierung des Königs Jerome geantwortet, die Aussetzung der Prämie beziehe sich nicht auf ein Gefecht, sondern auf „eine nicht kriegerische Beseitigung des Geächteten."

Es drängt sich nun die Frage auf: Was haben die drei übrigen holsteinischen Husaren, die durch einen Orden ausgezeichnet worden sind, eigentlich gethan? Ich habe mir erlaubt, bei der Ordenskommission in Kopenhagen anzufragen, bin aber ohne Antwort geblieben. Mit Anerkennung nennt der dänische Bericht

[1]) „Auszug aus dem von Sr. Excellenz dem Herrn Generallieutenant v. Ewald herausgegebenen Rapport über die Affäre bei Stralsund gegen die schillsche bewaffnete Bande." Mir von Freundeshand zur Durchsicht überlassen.

[2]) Rudolf Schleiden schreibt in seinen „Jugenderinnerungen" S. 57: „Der einzige andere, weniger rühmliche Waffengang bestand in der Beteiligung eines Hülfscorps an der Verfolgung des deutschen Patrioten Schill, dessen Tod in den mit ihm sympathisierenden Herzogtümern um so mehr beklagt wurde, weil der treffliche Mann durch die Hand eines holsteinischen Husaren Krohn gefallen war (31. Mai 1809)."

Dagegen muß doch bemerkt werden, daß nur einige Gebildete in Schleswig-Holstein mit Schill sympathisierten; im Volke war das deutsche Nationalgefühl noch nicht erwacht, die Teilnahme an der Erstürmung Stralsunds galt für eine ruhmvolle That, die Tötung Schills für ein verdienstvolles Werk.

vier Husaren und zwei Reiter, „welche General Ewald zu seiner persönlichen Bedeckung bei sich hatte und welche demselben unablässig durch das stärkste Feuer als treue und tapfere Soldaten folgten." Vielleicht sind ja diese sechs Husaren alle für ihre Tapferkeit belohnt worden. Da unter den „Reitern" wahrscheinlich Ordonnanzreiter zu verstehen sind, so werden unsere Gedanken wieder auf J. Krohn und K. Lorenz hingelenkt, welche nach der Tradition als Ordonnanzen im Stabe des Generals Ewald fungiert haben.

Fassen wir nun die Berichte, welche am meisten Glaubwürdigkeit für sich haben, zusammen, so könnte das Ende des braven Vorkämpfers deutscher Freiheit mit folgenden Worten geschildert werden:

Als Major Schill mit einigen seinen Getreuen über den Marktplatz galoppiert, sucht der holländische General Carteret ihn aufzuhalten. Mit einem kräftigen Säbelhieb schlägt er aber seinen Gegner vom Pferde herunter,[1]) und sprengt dann in die Fährstraße hinein. Bei einem Brunnen, an welchem er vorüberkommt, steht ein preußischer Gefangener, dem man die blutigen Wunden auszuwaschen sucht. Dieser erkennt sogleich seinen geliebten Führer und ruft: O Schill, Schill! Dadurch werden zunächst die holländischen Jäger, die sich mit dem Gefangenen beschäftigen, auf ihren Feind aufmerksam und richten ihre Gewehre gegen ihn. Bald aber entsteht auf der Straße ein solches Gewoge von Holländern, Oldenburgern, Dänen und Preußen, von Infanteristen und Kavalleristen, daß der Kampf sich zu einem wilden Handgemenge gestaltet. Der schon verwundete und im Sattel schwankende Schill gerät in einen Zweikampf mit dem dänischen Husaren Krohn, wendet zwar noch einige Hiebe ab, erhält dann aber einen solchen Hieb vor die Stirn, daß sogleich das Blut über sein Gesicht strömt. Dennoch setzt er den Kampf verzweifelt fort, bis ein Schuß in den Hinterkopf (von einem Holländer oder von einem Dänen) ihn seiner letzten Kräfte beraubt. Vor dem Hause Nr. 21 (wo jetzt ein einfacher Denkstein steht) sinkt er ohnmächtig vom Pferde, hier „ging das tapferste Herz zu Grund'." Die Holländer nehmen den Sterbenden in Empfang, reißen ihm den Orden ab und schleppen die Leiche im Triumph nach dem Rathause.[2]) Am folgenden Tage gab der holländische General Gratien einem Stabsarzte den Auftrag, Schills Haupt vom Rumpfe zu trennen und in Weingeist aufzubewahren. Der Leichnam, der nach dieser Verstümmelung noch übrig blieb, wurde auf einem mit Stroh belegten Leiterwagen nach dem Begräbnisplatze abgeführt und ohne allen militärischen Anstand verscharrt.

[1]) Im dänischen Rapport heißt es: „Man beklagt sehr den Verlust des Generals Carteret vom holländischen Generalstabe, welcher auf dem Felde der Ehre fiel." Daß der „Räuberhauptmann" ihn durch einen Schlag vernichtet hat, wird verschwiegen.

[2]) Es scheint, daß an der Stelle, wo Schill fiel, von der dänischen Armee außer dem General Fries nur 2 Husaren gegenwärtig gewesen sind, nämlich Krohn und vielleicht K. Lorenz, die beiden Ordonnanzen. So wird es erklärlich, daß die Holländer, die in größerer Anzahl vorhanden waren und nicht zu Pferde saßen, sich sogleich der Leiche bemächtigen konnten.

E. M. Arndt schrieb 1812 im „Lied von Schill“:

Da schläft nun der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt,
Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

In späterer Zeit ist aber auch durch äußere Zeichen dafür gesorgt worden, dem edlen Freiheitskämpfer ein dankbares Andenken zu bewahren.

Moderner Hexenglaube.

Von J. **Kinder** in Plön.

Noch in jedem Jahrhundert unserer Zeitrechnung hat die Menschheit vermeint, auf der Höhe der Geistesbildung zu stehen, und selbstgefällig oder mitleidig auf die Beschränktheit der Großväter herabgesehen. Auch die Gegenwart nennt sich das Zeitalter der Aufklärung und des Fortschritts. In den Tagesblättern können wir es immer wieder lesen, daß die finsteren Zeiten des Mittelalters vorüber sind und wir uns freigemacht haben von allen Wahnvorstellungen der Vergangenheit.

Wer jedoch mitten im Volksleben steht und die Augen nicht verschließt, wird sich eingestehen müssen, daß, wie der Wald seit Menschengedenken um keinen Zoll an Höhe zugenommen hat, nicht in den Himmel hineingewachsen ist, so auch die Volksseele mit ihrem Fürchten, Hoffen und Sorgen sich nicht verändert hat. Freilich wird niemand bestreiten, daß wir unser Wissen durch Entdeckungen und Erfindungen in großem Maßstabe erweitert, in Büchern aufgespeichert, die Naturkräfte auf dem Wege der Mechanik und der Chemie uns dienstbar gemacht, kurz, unsern geistigen Hausrat erstaunlich vermehrt haben. Aber wie gering ist doch noch die Anzahl derjenigen, welche sich diesen Hausrat wirklich zum vollen Eigentum erwerben können, und wann wird jemals der harte Kampf um das tägliche Brot eine große Vermehrung der Wissenden zulassen? Wo das Wissen aber aufhört, da fängt der Glaube an, und welche schrankenlosen Pfade dieser auch in unserer Heimat noch wandelt, mag folgende Geschichte zeigen.

Im September 1892 klagte der — sagen wir — Einwohner Adlof in Vertretung seiner Schwiegermutter, der Witwe Beld, vor dem Königlichen Schöffengericht zu X. wider die Ehefrau Hohn wegen Beleidigung. Letztere habe öffentlich erzählt, daß seine Schwiegermutter ihr Kind behext und „unter sich gehabt“ habe; die Alte sei dafür bekannt, daß sie Menschen etwas anthun könnte. Die vorgeschlagenen Zeugen bestätigten eidlich, daß sie jene Äußerungen gehört hätten, führten noch an, daß die Beklagte ihnen mitgeteilt habe, ihr Kind habe seit einem Besuche bei der Witwe Beld unaufhörlich geschrien und die Muttermilch nicht mehr genommen. Von der Kartenlegerin Wels, an

welche die ratlose Mutter sich um Hülfe gewandt habe, sei ebenfalls sofort erkannt worden, daß eine Hexe das Kind in der Gewalt habe. Trotz aller Besprechung und Beräucherung sei das Kind gestorben.

Die Beklagte mußte die Zeugenaussagen im wesentlichen als richtig anerkennen.

Auf die von dem Richter an die Parteien gerichtete Ermahnung, sich in Güte zu vergleichen, da ja doch alles Unsinn sei, erklärte der Vertreter der Klägerin, daß er zwar zu einem Vergleiche bereit sei, jedoch mit der Bedingung, daß die Beklagte außer der Kostenerstattung seiner Schwiegermutter eine öffentliche Ehrenerklärung gebe, denn es seien zu viele Leute da, welche glaubten, daß seine Schwiegermutter Hexerei treibe.

Der Vergleich kam nach vielem Zureden auf dieser Grundlage zustande.

Nunmehr erhob die Amtsanwaltschaft wider die Kartenlegerin Wels Anklage wegen Betrugs, und in der folgenden Strafprozeßverhandlung kamen nachstehende Thatsachen an das Licht.

Die Ehefrau Hohn hatte mit ihrem halbjährigen Kinde zuweilen ihre Nachbarin, die Witwe Beld, besucht. Da war sie eines Tages von anderen Nachbarinnen vor dem Verkehr mit der Witwe gewarnt worden. Dieselbe habe einen „bösen Blick." Solche Leute hätten das Bedürfnis, immer eine Seele in ihrer Gewalt zu haben, und es sei zu vermuten, daß die Witwe Beld bald das Kind der Hohn „unter sich haben" werde.

In der That war nach der Meinung der Ehefrau Hohn ihr Kind nach dem letzten Besuche bei der Witwe unruhig geworden. Es schrie seitdem Tag und Nacht. Als sie den Nachbarinnen ihre Not klagte, antworteten diese: „Ja, da hast du es! Der Ehefrau K. ist es ebenso ergangen. Jetzt wende dich an die Frau Wels, denn diese allein kann noch helfen; die hat schon vielen geholfen und empfängt sogar aus Amerika noch Dankschreiben."

Die Mutter des Kindes folgte dem Rat und ging zur „klugen Frau" Wels. Diese legte sogleich die Karten und las aus den Karten heraus, daß das Kind „berufen" sei, daß eine das Kind unter sich habe und zwar sei das eine blonde Witwe. Es sei die allerhöchste Zeit, daß die Mutter zu ihr komme, denn ein Sarg stehe schon daneben. — Nach Empfang einiger Nickelmünzen versprach sie, der Mutter einen Besuch in ihrer Wohnung machen zu wollen. Das geschah bald darauf. Das Kind wurde untersucht, von der klugen Frau mit der Zunge beleckt und dann die Diagnose gestellt: ja, es schmecke schon salzig; eine habe das Kind unter sich. Die Angeklagte gebrauchte hierauf ihre „Kunst," besprach das Kind unter Beobachtung einiger Formalitäten und überließ der Mutter einige Kräuter (Dill) zum Ausräuchern. Ferner gab sie die Anweisung, daß während der Ausräucherung alle Fenster und Thüren fest zu verschließen seien. Diejenige nämlich, welche das Kind in ihrer Gewalt habe, werde dann herbeikommen und unter dem Vorwande, einen Gegenstand leihen zu wollen, in das Haus einzudringen versuchen, um der Räucherung entgegen zu arbeiten. Das müsse unter allen Umständen verhindert werden.

Digitized by Google

Bei dem zweiten Besuche brachte die kluge Frau der Mutter ein weißes Pulver mit, welches dem Kinde eingegeben werden sollte, erteilte auch den Rat, das Kind von der Mutterbrust zu entwöhnen. Dieses verstarb jedoch nach einigen Tagen.

Im weiteren Verlaufe der Gerichtsverhandlung gab die Angeklagte die Richtigkeit der angeführten Thatsachen zu. Das weiße Pulver sei ein Kinderpulver aus der Apotheke gewesen, welches ihr einst von dem verstorbenen Physikus R. als gut empfohlen worden sei. Sie glaube selber fest an ihre Kunst, bei welcher sie weder fluche noch schwöre, habe dieselbe auch bei ihren eigenen sieben Kindern angewendet und diesen damit geholfen. Den Arzt regelmäßig zu Rate zu ziehen, habe sie kein Geld gehabt. Gelernt habe sie die Kunst von einer alten Frau Groth. Wenn sie gegen das Schreien der Kinder rate, so spreche sie:

Roth as en Krāv (Krebs),
Witt as en Dodenhand,
Damit help ick di in dinem Kindesstand!
Im Namen des Vaters, des Sohnes u. s. w.

Gegen Herzspannen der Kinder gebrauche sie den Spruch:

De erste Vagel, de æwer dit Kind flügg,
Nehm de Krankheid ünner de Flügg!
Im Namen u. s. w.

Sie vermeine, mit solchem Raten nichts Übles zu thun, fordere von den Hülfesuchenden auch kein Geld, sondern nehme nur das, was freiwillig gegeben werde. Was das Kartenlegen anbetreffe, so sei vieles eingetroffen, was sie vorhergesagt habe.

Das Gericht verurteilte die Angeklagte wegen Betruges unter Annahme mildernder Umstände zu einer Geldstrafe von 5 M.

In der Regel kommen solche Vorgänge garnicht an die Gerichte, bleiben öffentliche Geheimnisse. Man kann ohne Gefahr der Übertreibung behaupten, daß es heute in jedem Kreise des Staates wenigstens eine Person giebt, von welcher angenommen wird, daß sie hexen, oder wahrsagen, die Karten legen, bannen oder raten kann. Bei der Erteilung des Jugendunterrichtes dürfte es deshalb noch keineswegs für überflüssig erachtet werden, die der Menschenseele von Natur innewohnende Furcht, das Glauben und Meinen der Kinder, insbesondere der Mädchen, sorgfältig zu überwachen und in die richtigen Bahnen zu leiten.

Lessing läßt seinen Nathan zu dem Tempelherrn sprechen:

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Das Kaiſer Wilhelm-Denkmal in Kiel.

Man ſagt den Schleswig-Holſteinern vielleicht mit Recht nach, daß das Heimatsgefühl bei ihnen lebhafter entwickelt ſei, als bei manchen andern Volksſtämmen. Wer die Schönheit unſers Landes kennt, den wird das nicht wundern; wer ſeine Geſchichte ſtudiert hat, wird es ſelbſtverſtändlich finden. Fortgeſetzte Kränkung alter Rechte durch den übermächtigen Nachbar im Norden, eine ruhmvolle Erhebung wider die Fremden, die uns knechten wollten, wiederum jahrelanger Druck, Spott und Hohn des triumphierenden Gegners: dies alles hat in unſerm Volke eine Liebe zur Heimat erweckt, die alle Not vergangener Jahre überdauert hat und auch jetzt noch, da wir uns ruhigerer Zeit und gefeſtigter Verhältniſſe erfreuen, die Herzen höher erglühen macht.

Das Kaiſer Wilhelm-Denkmal in Kiel.
Nach einer Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.

Aber dieſe Liebe macht nicht einſeitig. Sie hat von jeher die ſtarken Wurzeln ihrer Kraft im großen deutſchen Vaterlande gefunden, und heute ſchließt ſie ſich mit beſonderer Begeiſterung in alter deutſcher Treue an Kaiſer und Reich an.

Das hat uns der 24. November des verfloſſenen Jahres gezeigt. An dieſem Tage wurde in Gegenwart unſers Herrſcherpaares in Kiel das Provinzial-Denkmal für Kaiſer Wilhelm I. enthüllt. Es war eine Feier, in der Schleswig-Holſtein ſeinen Dank darbrachte für ſeine Befreiung. Dieſen Charakter trug das Feſt; dieſen Sinn predigt auch das Denkmal.

In den Geſtalten vorn und hinten am Sockel verkörpert ſich ſchleswig-holſteiniſches Volkstum. Vorn ſieht man zwei weibliche Geſtalten von ernſter und kraftvoller nordiſcher Schönheit. Die eine, aufrecht ſtehend, ſchlingt ihren Arm um die ſitzende Gefährtin: ein Bild der eng verbundenen Lande. An den Symbolen der Fiſcherei und des Ackerbaues erkennt man die zwei Hauptbeſchäftigungen unſeres Volkes. Das unſere Heimat umſchlingende Meer findet ſein Bild in dem kraftvollen Jüngling auf der Rückſeite des Denkmals. Schwert und Flagge, Tauwerk und Anker

[1]) Die Abbildung iſt uns von der Redaktion des „Daheim“ zur Verfügung geſtellt worden.

deuten ſowohl auf die friedliche Thätigkeit des Handels, als auf das kriegeriſche Handwerk unſerer Marine hin. Es ſind Geſtalten, an denen man ſich nicht ſatt ſieht, die bei jedem neuen Beſuch neue Schönheiten offenbaren. Die Seiten des Sockels ſchmücken zwei Reliefs; das eine ſtellt den Sieg bei Eckernförde, das andere die Grundſteinlegung zum Nordoſtſee-Kanal dar. Sie erinnern an zwei Tage, an denen der Name unſeres Landes überall in der Welt mit Ehren genannt wurde.

Hoch oben aber ſitzt zu Roß der Held, der unſerm Lande heimiſche Art und Sitte geſichert, der unſere Landesgeſchichte zum Abſchluß gebracht hat. In edler, ruhiger Größe ſitzt er droben, nicht als thatendurſtiger Held, ſondern als Landesvater, der allezeit bereit iſt, Gefährdetes zu ſchützen, Gewonnenes zu bewahren und Segen auszuſtreuen über ſein Land. Er iſt dargeſtellt worden, wie wir ihn alle geſchaut haben, wenn er unter uns weilte: als der freundlich ernſte Greis, der, ob auch gebeugt von der Laſt der Jahre, doch keine Zeit hatte, müde zu ſein.

Der Schöpfer des Denkmals, Adolf Brütt, iſt ein Sohn unſers Landes. Er iſt im Jahre 1855 in Huſum geboren, hat in Kiel bei Müllenhoff ſeine Lehrzeit durchgemacht und dann in München und Italien weitere Studien getrieben. Jetzt lebt er, zum Profeſſor ernannt, in Berlin. Manches hervorragende Werk hat ihm bereits einen angeſehenen Namen gemacht; ſicher wird dieſe neueſte Schöpfung dazu beitragen, ihm noch reichere Anerkennung zu ſichern. Heinr. Lund.

Volksmärchen aus Schleswig-Holſtein.

1. De Wulf un de Voß.[1])

Von **H. Eſchenburg** in Holm bei Itzerſen nach Mitteilungen aus Henſtedt, Kreis Segeberg.

Malins weern de Wulf un de Voß toſamen up'e Reis. Se weern all'n ganzen Dag ünnerwegens weſt un harrn noch keenen Happ'n to freten hatt. Do ſeggt de Wulf: „Wat bün ick hungrig! Wo kriegt wi wat in'n Liew?" De Voß wüß Rat. He ſeggt: „Lat uns na'n Burn gahn. De hett'n Barg Speck un Fleeſch in ſinen Keller." De Wulf befünn dat vör god, un ſe ſleken ſick nu in'n Düſtern hin. Aber wo ſchull'n ſe dar rin kamen? Nu füngn ſe an to kratzn un to arbeid'n, bet ſe toletzt 'n Lock kreegen, wo ſe hindœrch kamen kunn'n. In'n Keller fünn ſe vullup Speck un Fleeſch un leten ſick dat god ſmecken.

As de Voß den grœſſten Hunger ſtillt harr, dach he: „Schaſt doch eerſt mal toſehn, wat du ok noch weller ut dat Lock kamen kannſt," un ſprüng ut un in. „Wat wullt du?" ſeggt de Wulf. — „Ick will man mal toſehn, wat dar ok Lüd kamt. Fritt du man düchdig to, ick will wull uppaſſen." — De Wulf leet ſick dat nich tweemal ſeggen, un ſin Buk wörr ümmer dicker. De Voß œber harr all lang in'n Sinn hatt, den Wulf mal düchdig antoföhrn. He mök nu bi ſin Rümſpringn ſo veel Larm, dat de Bur dat hörn müß. De wüß nich, wat dar los weer, ſteek ſin Lücht an, nehm'n goden Knüppel un güng na'n Keller hin.

De Voß ſeeg em kamen — un witſch — weer he na dat Lock rut. De Wulf wull nu flink achteran, œber he harr ſick ſo dick freten, dat he nich mehr dœr kunn. De Bur nich to ful, nehm den Knüppel un ſlög up den Wulf los, wat Tüg un Tœgel holn wull.

Toletzt klemm de Wulf ſick doch mit aller Gewalt hindœr, un mit'n paar grote Sprüngn weer he in'n Düſtern verſwunn'n. Aber do kunn he ok knapp mehr gahn un ſtahn, un dat dur lang, bet he bi den Voß ankeem. „Wonehm büſt du ſo lang weſt?" ſeggt de Voß. „Och," ſeggt de Wulf, „ick kunn nich ſo gau weller dœr dat ol Lock

[1]) Man vergleiche das gleichnamige Grimmſche Märchen ſowie das Büchlein: „Die Füchſin und der graue Wolf. Nach dem Ruſſiſchen von K. Kind."

kamen. Do baller de Bur mit sinen Knüppel up mi los, un wenn ick mi nich tolezt mit nauer Not dærklemmt harr, denn har he mi dotslan."

„Denn lat uns man maken, dat wi wegkamt," seggt de Voß, „ehr se mit de Hunn kamt." Darmit nei he ut, un de Wulf hink achteran. Aber dat dur nich lang, do bleev de Voß torüg un stähn: „Och, wat bün ick krank, wat bün ick krank!" Dat duer den Wulf, un he seggt: „Sett di up minen Nacken; ick will sehn, dat ick di mit foortkrieg."

As de Wulf sick nu mit em afflep un man eben jappen kunn, füng de Voß ganz lis' an to sing'n:

„De Kranke drigt den Sund'n,[1])
De Kranke drigt den Sund'n."

„Wat meenst du?" seggt de Wulf. — „Man to, man to," röppt de Voß, „de Jäger kumt mit de Hunn!"

Sprichwörter und Redensarten.

Rudolf Eckart in Nörten bei Hannover hat im Jahre 1893 unter dem Titel „Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten" ein Buch herausgegeben, in dem er aus dem ganzen niederdeutschen Sprachgebiet, aus mündlichen und schriftlichen Quellen alles einschlägige Material mit großem Sammelfleiße zusammengetragen hat. Das Sammeln derartiger Erzeugnisse des Volksgeistes ist lohnend, denn „die Sprichwörter geben ein Spiegelbild des Volkes, seiner Gedanken, Anschauungen, Einrichtungen und Lebensgewohnheiten." Es ist aber schwierig, denn es sind „alles Vögel, die im Fluge erhascht sein wollen; nur die gemeinsten sitzen an Allmannswegen und halten still, bis man sein Notizbuch hervorgezogen — wenn man's nicht gerade vergessen hat in die Tasche zu stecken. Das Beste muß man erlauern, kann man nicht einmal erfragen; sammeln ist fast so schwer als machen." [2]) (Klaus Groth.) Aber es ist die höchste Zeit, daß es geschehe, denn unser Volksleben befindet sich in rascher Umwandlung, und die Kinder der Eltern, deren Mund noch von solcher Rede überfloß, haben ihren Gebrauch völlig verlernt. Freilich wird dem Sammler manches aufstoßen, was nicht salonfähig ist; unsere niederdeutschen Sprichwörter sind eben nicht im Salon entstanden. Aber „auch das scheinbar Anstößige birgt eine tiefe Wahrheit in sich. Bogumil Golz sagt: Wen die deutschen Sprichwörter nicht durch und durch erbauen, der hat kein deutsches Gewissen und keinen deutschen Witz." (Eckart.)

Aber eine Sammlung, wie diese, kann, so sorgfältig sie auch angelegt sein mag, niemals völlig zum Abschluß kommen. So fehlen auch hier Sprichwörter aus unserem Lande in großer Zahl. In einer Sammlung, die ich seit Jahren geführt habe, finde ich über 100, die bei Eckart ganz fehlen; eine viel größere Zahl der angeführten aber kenne ich mit zum Teil charakteristischen Abweichungen. Das thut dem Werte des Buches keinen Eintrag, fordert aber zu weiterer Arbeit auf diesem Gebiete auf. Was zu thun ist, wird ein Dreifaches sein.

1. Die Sammlung muß durch lebhafte Beteiligung aller, die mit unserm Volke Fühlung haben, ergänzt werden.

2. Es muß genauer das Verbreitungsgebiet der einzelnen Sprichwörter festgestellt werden. Das ist in dem Werke von Eckart nur in unzureichendem Maße geschehen. Zwar steht hinter den meisten die Bezeichnung eines bestimmten Teiles unseres Sprachgebietes, aber immer nur eines einzigen, während das betreffende Wort vielleicht mit geringen Abweichungen in den verschiedensten Gegenden gebraucht wird. Es ist in keiner Weise zu erkennen, welche Sprichwörter z. B. in Schleswig-Holstein thatsächlich im Gebrauch sind. Deshalb wäre es wünschenswert, wenn in unserem Lande, womöglich auch in seinen einzelnen Teilen, Lokalsammlungen angelegt würden, damit das Geltungsgebiet der einzelnen Worte genau festgestellt werde.

[1]) trägt den Gesunden.
[2]) in der Vorrede zu Ehlers' schleswig-holsteinischem Rätselbook.

Nach beiden Richtungen bietet sich die „Heimat" als Sammelstelle an.

3. Noch eine dritte Aufgabe wird zu lösen sein. Die mir bekannten Sammelwerke ordnen sämtlich alphabetisch nach Stichwörtern. Eine solche Ordnung ist für den Sammler nicht zu entbehren; will man aber die Ergebnisse der Sammlungen kulturhistorisch verwerten, so muß auch versucht werden, sie nach der inneren Zusammengehörigkeit zu ordnen. Das ist außerordentlich schwer, zumal die Sprichwörter bei den verschiedensten Gelegenheiten gebraucht werden. Aber wenn man sich durch die Schwierigkeiten nicht abschrecken läßt, so gewinnt man durch solche Zusammenstellungen überraschende Einblicke in den Volkscharakter. Außerdem haben solche Zusammenstellungen den Vorteil, daß sie die Gedanken der Suchenden in eine bestimmte Richtung lenken; das verspricht reichere Ausbeute, als das „Schweifen in der Wilde." Möge es denn gestattet sein, hin und wieder solche Zusammenstellungen zu bieten in der Absicht, dadurch zunächst auf solchem beschränkten Gebiet durch Mitteilungen aus allen Teilen des Landes möglichste Vollständigkeit zu erzielen, die Abweichungen festzustellen und die Verbreitungsgrenzen der einzelnen Ausdrücke zu bestimmen. Die folgende Sammlung stammt ausschließlich aus dem Dänischen Wohld.

1. Bei der Mahlzeit.

Eten un Drinken hölt Lief un Seel tosam.
Wer ni kümmt to rechter Tied, de geit de Mahltied quit.
He kann an'n Proppen rüken.
He mutt Hungerpoten sugen.
He böd mi ni Natt un ni Drög.
He mag sick datt ni tämen.
Mi hängt de Mag scheef.
Man kann em dat Vaterunser dör de Backen blasen.
Blöd' Hunn ward selten fett.
„Ick kann ni ankaam!" — Dat sä de Düwel ock, as he sien Großmudder beween' schull.
Wenn't lang' Nödigen keen Enn hett —!
Gottesfürchtig un dummdrist.
Utverschamt lett ni god, awer't födt doch god.
He itt as 'n Schündöscher.
Dat smeckt na mehr.
Dat smeckt na Teer: man ümmer mehr her!
Da steit mi de Lecker na.
Leckertän, magst ock grön Seep?
Du büst keen Kostverachter.
All' schier Fett, Madam; dat kann de Herr woll eten.
God Eten un Drinken mag ick; darvœr will ick ock min Gemütlichkeit hemm.
All'ns god, wat Gott gifft; awer watt Großmudder gifft, smeckt doch noch beter.
Dar lickt he sick alle fief Fingern na!
Dat smeckt, as Knüppel oppen Kopp.
Dat smeckt as Schöttelwater.
All' Backen un Bru'n gerad ni.
En Schelm gifft mehr as he hett.
Beter, en Lus in Kohl, as gar keen Fleesch.
He itt allns vör Mansfester weg.
Wat de Bur ni kennt, dat itt he ni.
Wat de Een ni mag, is den Annern sin best' Kost.
Jedereen na sien Mœg.
Itt, wat du magst, un sing, wat du weest.
Wer de Wahl hett, de hett ock de Qual.
Itt langsam un kau god, denn kannst du am meisten laten.
Wer dat Krüz hett, de segnt sick.

Geduld œwerwind't den Swiensbraden.
Swiensſöt ſmeckt ſöt.
Kalffleeſch, halſ Fleeſch.
Dat jüngſte Gericht. (Fleiſch vom nüchternen Kalbe.)
Ei is'n Ei, ſä de Preeſter, do lang he na't Goosei.
De Mann en Vagel. (Ein Ei für jeden.)
Be Bütt ſind god, wenn de Maiſünn in't Water liekt.
Dat Dick' hett dat meiſt' Geld koſt'. (Beim Kaffee.)
So fett ſpieſt min Meiſter ni! (Das iſt zu gut für dich!)
Du büſt god to Deernsmeeden. (Wenn die Spuren vom genoſſenen Fett am Munde ſichtbar ſind.)
De Mund is'n Schelm. (Wenn man dem Nötigen nachgiebt.)
En Mund as en Schoh und liekers bito.
Bi em ſünd de Ogen gröter as de Mund. (Wenn er ſich zu viel auf den Teller gelegt hat.)
„Dat is mi to veel!" — Veel föhrt man up'n Wagen.
Ick heff wat in'n verkehrten Hals kregn.
Ick heff wat in'n ſünndagſchen Hals kregn.
Dat Meſſer ſnitt ock in dree Dag mehr as in een (wenn es ſtumpf iſt).
So vel Soltkörn, as du ſpillſt, ſo vel mal mußt du an de Himmelsdœr kloppen.
De wat begt, de hett wat.
De ſick ni ſatt itt, de lickt ſick ock ni ſatt.
Du mußt rein Hus maken.
Nu heff ick en annern Glowen in'n Mag.
Morgen ward't god Weder (wenn alles aufgegeſſen iſt).
Nu hett de Mund Fierabend.

Heinr. Lund.

Geſchichten aus dem ſchleswig-holſteiniſchen Volksleben.[1])

1. Was ein holſteiniſcher Bauerknecht von dem Berufe eines Rechtsanwaltes hält.

„Du hebbt ſ' mi wegen Wilddeberie anzeigt!" — mit dieſen Worten betrat ein Bauerknecht aus einem benachbarten Dorfe das Zimmer eines Pinneberger Rechtsanwaltes.

„Wa keem denn dat?" fragte der Rechtsanwalt.

„Je, dat ſegg'n S' man! Wa kümmt de Voß to den rugen Steert? He kann dar nix vœr, un ick ok nich!"

„Na, denn vertelln S' mal Ehr Sak" — ſagte der Rechtsanwalt.

„Süh, dat keem ſo. Vör'n Dagener dree gah ick ſo lanks'n Knick vun een vun min Buerſ ſin Koppeln, un da fallt mi op, dat dor baben op den Wall ſo'n groten Hümpel dröges Low liggt; ick purr dor ja nu en Bet in 'rüm, un, ick verſehr mi örnlich, liggt dor en Flint verkleit."

„En Flint leeg dor op'n Wall?"

„Ja, as ick ſegg, liggt dor en Flint! — J, denk ick bi mi ſülben, wen mag de Flint to hören?"

---

[1]) Unter dieſer Geſamtüberſchrift wird die „Heimat" von verſchiedenen Verfaſſern alte und neue, kurze und längere Geſchichten bringen, in denen ſich die Art unſeres Volkes wiederſpiegelt. Manche ſind früher bereits in Tagesblättern, z. B. in der Täglichen Rundſchau, gedruckt geweſen; freundliche Bewilligung geſtattet uns, das Zerſtreute hier zu ſammeln. Andere ſind ſpeziell für die „Heimat" niedergeſchrieben worden. Wenn die Erzählungen in der Regel eine humoriſtiſche Spitze zeigen, ſo wird das hoffentlich von den Leſern freundlich aufgenommen werden; jedenfalls wird nach Kräften dafür geſorgt werden, daß nur ſolche Aufnahme finden, die, wie uns hinſichtlich der obigen vom Herrn Verfaſſer mitgeteilt wird, den Vorzug haben, „wirklich dem Leben entnommen zu ſein."

„Dat weer ja ok merkwürdig!“ bemerkte der Rechtsanwalt.

„Na, denk ick wider,“ fuhr der Knecht in seiner Erzählung fort, „wen se tohört, de ward se ja woll sülben weller afhal'n.“

„Dat weer ja ok wahrschinli,“ warf der Rechtsanwalt dazwischen.

„Na, as ick all gahn will, mutt mi dat infallen, 't is doch eegentli schad, dat Ding verrust dor ja rein, schallst se man leewers mitnehmen; ick wull se natürli to'n Ortsvörsteher drägen, weer dat ni Recht?“

„Natürlich sünd Se en ganz rechtschaffen Mann, wenn Se de Flint na'n Ortsvörsteher drägen wulln.“

„Dat meen ick ok; ick nehm also dat Ding un gah darmit los. As ick nu œwer de Koppel gah, ward ick wies, dat unf' Nahwer sin Knecht op de Koppel blang an bi to plögen is. Dunnerflag! denk ick, dor kunnst Du schön in Ungelegenheiten kamen, wenn de Di hier mit de Flint œwer de Koppel gahn süht; schallst se man leewers weller hendrägen, wo se legen hett. Ick dreih also weller üm, un lop denn je nu en bet vœrsichti in 'n Graben lanks den Knick dahl un bün jüst derbi, de Flint weller ünner 't Low to klein, do kümmt de Jagdopseher —“

„Na un do?“ fragte der Rechtsanwalt.

„Ja, is dat denn nu Wilddeberie?!“

„Ne, dat is keen Wilddeberie.“

„Dat meen ick ok!“ sagte der Knecht, „un weer 't nu woll dat Best, wenn Se mit min Sak an't Gericht güngen.“

„Ne, min leeve Mann,“ entgegnete der Rechtsanwalt, „de Geschicht is so wunnerschön, de kann keen Minsch beter vertell'n as Se, dar gahn Se man sülben mit an't Gericht.“

„Ja, schülln se mi dat woll toglöben?“

„Ne, glöben doht se dat nich!“ sagte der Rechtsanwalt ganz ernsthaft.

„Heff ick mi ok all dacht, un dordrüm möten Se woll in't Geschirr!“

„Ne, min leeve Mann,“ erwiderte der Rechtsanwalt, „mit de Geschicht wull ick eegentli nich geern wat to dohn hebbn, dat is jo allns lagen!“

„Ja,“ bestätigte der Knecht, „lagen is't, awer woför sünd Se denn süß Avkat?!“

F. v. Levetzow.

Winterwald.[1])

Die Nacht des Wintermorgens, sanft vom Mond
Erhellt, bedeckte noch die stille Straße.
Es knirschte unter unserm Tritt der Schnee.
Im frühen Lampenlichte glühten hier
Und dort die eis'gen Blumen auf den Scheiben.
Sonst alles dunkel, alles schweigend rings.
Der Knabe springet wie ein munteres Füllen;
Das Mädchen trippelt emsig. Eilig geht's,
Daß wir vor Frührot noch den Wald erreichen.
Und als wir auf der Höhe standen, lag
Die Föhrde eingehüllt in grauen Nebel.
Kein Lüftchen wehte, aus den Schloten stieg
Der Rauch ganz kerzengrade in die Luft.

— Ein rechter Wandermorgen, nicht, Papa?
Ich glaub', die Rehe warten schon auf uns.

[1]) Obiges Gedicht ist bereits im Jahre 1879 in den „Schleswiger Nachrichten“ abgedruckt gewesen. Sowohl der Herr Verfasser, der Herr Geheimrat Petersen in Schleswig, als auch die Redaktion der Zeitung haben es bereitwilligst der „Heimat“ zur Verfügung gestellt.

Wenn wir nur jeden Morgen ſie beſuchen,
So werden bald ſie aus der Hand uns freſſen.
— Ich glaube nicht, die Tiere ſind zu ſcheu. —
— Du darfſt nur deinen Stock nicht ſehen laſſen,
Daß ſie ihn nicht für eine Flinte halten. —
— So will ich ihn verbergen; doch jetzt leiſe
Den Wald betreten. Ihr geht nun voran
Und ſucht die Fährten in dem friſchen Schnee. —
Die Kinder ſchleichen auf den Zeh'n dahin
Geräuſchlos und bebend. Wie klein ſie ſind
Hier unter mächt'gen Buchen; Däumling ſcheint
Der Knabe mir zu ſein, die Kieſel ſuchend,
Mit welchen klüglich er den Weg gezeichnet.
Nun winken beide gar geheimnisvoll,
Nach oben deuten ſie: wie Schattenbilder
Auf dämmerigem Himmelsgrunde gleiten
Eichkätzchen zwei durch hohe Buchenwipfel. —
— Wie zierlich, ach — die ſind früh aufgeſtanden;
Am Sonntag dürften ſie wohl länger ſchlafen. —

Doch weiter, daß wir noch die Rehe finden,
Die in der Dämmrung dort zu ſtreifen pflegen.
— Die Spur, Papa! ſchau her, geſpalt'ne Hufe;
Vier Tiere ſind's, dort gingen ſie hinunter. —
Die Fährte führt uns weiter in den Wald.
Da ſtehn ſie auf der Höhe, emſig ſcharrend,
In Schnee und Laub die karge Nahrung ſuchend.
Wie zierlich ſie die ſchlanken Glieder regen!
Da ſtehn ſie alle vier, die Ohren ſpitzend,
Und ſchauen uns neugierig furchtlos an.
— Papa, laß links uns gehn, ſie nicht zu ſtören. —

Schon iſt's ſo hell, daß wir die leichten Tritte
Der Vögel und der Mäuſe unterſcheiden.
Der Schnee ſoll heute uns das Leben zeigen,
Das Nacht und Einſamkeit uns ſonſt verbirgt.
Kein Tritt, und wär' er noch ſo leicht, kein Schleifen
Des Schweifes, das der Schnee uns nicht verriete.
Hier ging das Tier in trägem Tritt, hier ſtand es,
Dort macht' es Kehrt, in Sprüngen floh es nun,
Die Spuren des Verfolgers dann, der Kampf,
Doch es entkam, die Spuren führen weiter.

Die Höhe aufwärts. — Sieh, Papa, hier hatten
Wohl hunderttauſend Vögel ſich verſammelt,
Der ganze Boden rings verkraxelt. Sollte
Wohl eine Vogelgilde hier gehalten ſein? —

Inzwiſchen zog der Nebel kalt herauf
Und hing wie graues Spinnweb in den Bäumen.
— Papa, was meinſt du, ſo ein Schlückchen Kaffee?
Ein kleines Feuer wäre auch nicht übel.
Hu, wir ſind hungrig, wie die Wölfe. — Ja,
Hier in der Schlucht wär' keine üble Stelle;

Nur Holz geſammelt und dort aus den Tannen
Holt dürre Reiſer! — Wie ſo eilig doch
Die kleinen Arm' und Beine nun ſich regen.
Wo nur ein dürrer Zweig dem Schnee entraget,
Wird er erwiſcht und tüchtig abgeſchüttelt.
Bald lodert's hoch empor. Die Funken ſteigen
Bis in die Wipfel. Roter Wiederſchein
Bemalet Schnee und grobe Buchenſtämme.
Behaglich hocken wir herum. — Darf ich, Papa,
Ein wunderſchönes Märchen euch erzählen,
Bis unſer Kaffee kocht? — Es war einmal
Ein Eichhorn, Erſtgeburt der Eltern, die
In einem Weizenfeld — Papa, das iſt
Ganz falſch, was ſie erzählt; viel anders war's.
Kein Eichhorn, eine Feldmaus. — Du haſt recht,
Erzähle du; doch holt zunächſt noch Holz. —
Bald kocht der Keſſel, und der heiße Trank
Mit friſchem Brote mundet herrlich uns.
Leicht war das Feuer dann mit Schnee gelöſcht,
Und weiter ging's. Der Nebel war geſunken,
Es ſtand der Wald in Reif und Sonnenſchein,
Und wie der Frühling hallte Vogellaut.
Ernſt glänzt' das braune Laub der Hagebuche,
Das braune Farrenkraut auf weiter Strecke.
An Buchenſtämmen leuchtend graues Moos,
Auf dem der Wanderſpinne fein Geſpinnſt
Im weißen Reif ſich zierlich breitete.
Dazwiſchen ranket dunkelgrüner Epheu.
Wo niedrer Buſch vor Schnee den Boden ſchützte,
Da raſchelt Maus und Vogel, Nahrung ſcharrend.
In tauſend Spuren malten ihre Gänge
Die Mäuschen in den Schnee von Loch zu Loch.
Ein Schneepalaſt iſt jedes. — Sieh, Papa, o ſieh,
Die vielen Spuren vor dem Loch! ein kleiner
Geburtstag, glaub' ich, wird da drin gefeiert;
Auch Fink und Wieſel ſcheinen eingeladen.
Und hier, ſieh, wie ein Mäuschen wunderbar
Im Kreis umhergerannt, die Kreuz und Quer.
Pſt, pſt, da ſitzt ſie ja, ganz regungslos.
— Sie ſitzt dort, ja, doch tot, gebroch'nen Auges,
Erſtarrt an einem Blatte feſtgefroren;
Das Schwänzchen ſtarrt wie eine graue Nadel.
— Das arme Tierchen! Laßt uns Feuer machen,
Daß ſie lebendig wird. — Das hilft ihr nicht. —
— Dann laß uns ſie begraben, daß der Fuchs
Die Arme nicht noch frißt. — Der Boden iſt
Gefroren. — In der großen Buche dort
Sind viele Höhlen; dort ſei ſie begraben. —
Und ſo geſchieht's. Mit Moos wird zugedeckt
Das Grab, ein wahres Pharaonengrab.

— Doch ſagt, wo ſind wir? Iſt der Weg hier recht?
Mir ſcheint, daß wir zu weit nach links geraten.
— Wir ſind ganz recht, Papa; ſieh dort das Haus,

Wo wir im Sommer mit dem Manne sprachen;
Die Henne hatte junge Enten ja gelegt.
Weißt du nicht mehr? — Ganz recht; wir gehen rechts.
Hier in den Tannen soll ein Eichhorn nisten.
Seht doch, hier streift des Marders breite Spur.
— Der Schlingel will gewiß das Eichhorn fressen.
Wenn wir ihn finden, schlagen wir ihn tot!
Das ist doch keine Sünde, nicht Papa? —
— Da mußt zur Nacht du bleiben, junger Held!
— Ja dann ist's aber dunkel doch, Papa,
Und wenn es dunkel, kann man ihn nicht sehn! —

Die bunten Häher streifen übern Weg,
Zaunkönig mit dem Weibchen huscht im Busch,
Die Mantelkrähe fliegt in dreister Nähe.

Sieh hier, Papa! hier giebt es Menschenspuren,
Das ist gerade, wie im Robinson.
Ob's Jäger, die die kleinen Rehe schießen?
— Es waren keine Jäger, seht nur dort,
Das schlanke Bäumchen haben sie gebrochen,
Hier schleiften sie's im Schnee, dann auf die Schulter
Ward es gehoben und so fortgetragen.
Holzdiebe, die der Jugend nimmer schonen. —
Sie schau'n erschreckt. — Thun sie uns was, Papa?
— Nicht eurer, nur der Bäume Jugend gilt's. —

Jetzt gehen wir zur Linken zu den Dachsen,
Die liegen jetzt im festen Winterschlaf.
Doch Reinecke wird seine Fährte zeigen.
Nicht fern der Buche, die mit hundert Armen,
Vielknorrig, niedrig dort sich breitet, liegt
Der Hügel, welchen Fuchs und Dachs bewohnen.
Gewölbte Thore führen rings hinein;
Baumwurzeln krönen sie in starken Bogen. —
— Ob Reinecke zu Haus? — Zählt nur die Fährten,
Wie viele ein, — wie viele auswärts führen.
— Fünf Fährten gehn hinein und vier heraus;
Der Fuchs ist also drinnen in dem Bau.
— O wär' Krummstiefel oder Fanni hier,
Die würden ihn gar bald zu Tage bringen,
Den Hasenmörder, den verruchten Dieb. —
— Wir warten hier umsonst. Er liebt es nicht,
Besuche vor der Thüre zu empfangen.
Gehn wir zurück zum Wege oder quer?
Waldein, Papa, und dann querfeld nach Hause.
Es ist so lustig, über Wälle klettern. —
So kommt! — Der Weg ist weit und voll Beschwer.
Durch Schnee und Laub, durch Zäune, Brombeerstauden;
Vom Zaune werden Mehlbeer'n, schwarze Schlehen,
Vom Frost gereift, im Wandern abgenascht.
Die kleinen Beine trippeln grad' so flink,
Wie sie vom Hause eilten, auch zurück,
Die Wangen blühen frischen Äpfeln gleich.
— Bist du nicht müde, Mädchen? — Nein, Papa,

Die Beine thun mir nur ein wenig weh. —
— Mir thun die Beine garnicht weh, Papa.
Die Mädchen sind so zimperlich, nicht wahr?
Doch schrecklich hungrig bin ich; Du nicht auch?
Wenn nur Mama genug für uns gekocht! —

So sind wir endlich heim. Schon auf der Treppe
Beginnt, bevor Mama noch hören kann,
Die Schilderung der Abenteuer. Schier
Vergangen scheint der Hunger, denn es dampft
Die Schüssel auf dem Tisch, und dennoch findet
Der kleine Mund zum Essen keine Zeit;
Zunächst muß er erzählen, viel erzählen.

Jugend- und Volksspiele.

1. Der Läuferball.

Im Dorfe Kuden in Süderdithmarschen wurde in den sechziger Jahren ein eigentümliches Volksfest gefeiert, das wie so manches dieser Art der Neuzeit längst gewichen ist — der Läuferball. Es war hauptsächlich ein Fest für Unverheiratete und wurde an einem Sonntagnachmittag während des Sommers gefeiert. Die Vorbereitungen waren einfach. Zum Laufen meldeten sich ein gewandter junger Mann („Knecht") und zehn Mädchen. Auf einem möglichst geraden und geebneten Wege wurde eine Strecke von 100 Ruten Länge bezeichnet. Der Läufer nahm am Anfang der Strecke seine Aufstellung, auf einem Punkte von je 10 Ruten Abstand stand ein Mädchen. Das erste Mädchen, mit dem Läufer am ersten Punkte stehend, trug ein Taschentuch. Nachdem alle Aufstellung genommen, begann auf ein gegebenes Zeichen der Wettlauf. Während der Läufer die ganze Strecke von 100 Ruten zu durchlaufen hatte, durchlief jedes der zehn Mädchen eine solche von 10 Ruten. Zur Kontrolle mußte das erste Mädchen das Taschentuch an das zweite, dieses an das dritte u. s. w. geben. Außerdem hatte der Läufer in der Mitte, also beim 5. Punkte noch in der Geschwindigkeit — einen Schnaps zu trinken. Wer zuerst am Endpunkte anlangte, hatte gesiegt. Die Verlierer hatten dann eine Bowle Punsch zu liefern, welche im Wirtshause unter allgemeiner Heiterkeit getrunken wurde. Mit dem üblichen Tanz fand das Fest unter großer Beteiligung seinen Abschluß.

Besteht dieses Volksfest irgendwo noch heute? Ist es sonst in der Provinz gefeiert worden?

Windbergen. J. Schwarz.

2. Das „Tacktack-Spiel."

Der Artikel über „Das Stockumstoßen" von Herrn Pastor Dr. Stubbe in Nr. 11 der „Heimat" (Novbr. 1896) veranlaßt mich, ganz kurz über ein ähnliches Spiel, welches unter den Kindern meiner früheren Schule zu Lottorf bei Schleswig sehr beliebt war, zu berichten. Wenn es die Witterung erlaubte, dann konnte ich meinen „Turnern" (es waren nur 12—15) keine größere Freude bereiten, als sie nach Schluß der Freiübungen zum Tacktack-Spiel auf eine unbenutzt daliegende Koppel zu führen. Letztere bildete ein sehr hügeliges Terrain (infolge früherer Steinausschachtungen) und bot darum Verstecke mannigfachster Art. — Eduard R. hat das Los getroffen. Er begiebt sich auf das Mal, das durch einen großen Findling in einer Kiesgrube gekennzeichnet ist. Während er laut ruft: „1 — 2 — 3!" schwärmen die Spieler nach allen Seiten aus, um ein Versteck zu gewinnen. Mit dem Rufe „3!" beginnt Eduard R. die Suche. Vorsichtig wird möglichst nach allen Seiten hin „rekognosziert." Heinrich L. wird infolge seiner Neugierde gesehen. Ein Wettlauf beginnt, will doch jeder den andern durch sein „Tacktack"

bannen. Erreicht Heinrich L. zuerſt den Stein, ſo war alle Mühe des Suchenden vergebens. Er muß aufs neue zählen: „1 — 2 — 3!“ und den andern Spielern ſteht es frei, ſich ein neues, vielleicht noch beſſeres Verſteck aufzuſuchen. Aber der Suchende iſt ſchneller als der „Ertappte“; dieſer wird ans Mal gefeſſelt. Jetzt iſt es Ehrenpflicht der Spieler, den Gefangenen zu befreien. Das geſchieht dann, wenn es einem Schlaukopf gelingt, ſich unbemerkt ans Mal heranzuſchleichen, um durch ſeinen Ruf „Tacktack Eduard R.!“ (begleitet mit leichten Schlägen gegen den Stein) den Suchenden ſeine Müh' von vorne wieder beginnen zu laſſen. Im übrigen ſind dieſelben Kniffe zu beobachten, von denen Herr Paſtor Stubbe ſpricht. — Zum Schluß ſei noch bemerkt, daß dies „Tacktack“-Spiel in andern Dörfern des Kirchſpiels Haddeby unbekannt war. Es zeigte ſich, daß mein Vorgänger, Lehrer C. N. (gebürtig von Föhr) dies intereſſante Spiel dorthin verpflanzt hatte.

H. Barfod-Kiel.

Mitteilungen.

Über die Verbreitung von Calosoma sycophanta.

In dem 4. Litteraturbericht für Schleswig-Holſtein, Hamburg und Lübeck, Beilage zur „Heimat“ Nr. 10, iſt unter „Lenz, Die Fauna der Umgegend von Lübeck“ bemerkt, daß unter den Carabiden Calosoma sycophanta in dem genannten Gebiete ihre Nordgrenze zu finden ſcheine. Dieſe Bemerkung bedarf der Berichtigung. — Calosoma sycophanta iſt wie von mir ſelber im verfloſſenen Sommer auf dem Breitenburger Wege bei Itzehoe, ſo vor Jahren von der Mutter des Seminarlehrers Niſſen (Hamburg) in Nordfriesland gefangen worden. Herr Lehrer Anderſen in Hadersleben, ein eifriger Sammler, hat den Käfer bei Blankenhof weſtlich von Hadersleben und in Stursbüll nördlich von Hadersleben gefunden. Ein Stück iſt ihm gebracht worden, das auf Sylt geſammelt war. Ferner iſt laut Mitteilung des Herrn Anderſen C. s. gefunden in Odenſe von Rektor Jörgenſen, in Ordrup nördlich von Kopenhagen von Kandidat Meldahl, in Taarbäk unweit Helſingör von Kandidat Collin. Landrat Fabricius de Tengnagel hat feſtgeſtellt, daß das Tier auf Lolland vorkommt. Der berühmte Entomolog Profeſſor Thomſen in Lund ſagt: Sällsynt i södra Sverige. Der Puppenräuber erreicht alſo keineswegs ſeine Nordgrenze bei Lübeck. Bekanntlich iſt er überall in unſeren Gegenden ſehr ſelten.

Schleswig, den 27. November 1896. H. Greve.

Anregungen und Fragen.

Das Vorkommen der Miſtel in Schleswig-Holſtein.

Die Miſtel (Viscum album) zählt zu den ſeltenſten, wenn nicht gar gänzlich verſchollenen Kindern der Flora unſeres Heimatlandes. Wir beſitzen Zeugniſſe dafür, daß dieſer intereſſante Schmarotzer mit ſeinen grüngerindeten, gabelig verzweigten Äſten, mit ſeinen gegenſtändigen, ſchraubig gedrehten, lederartigen, immergrünen Blättern, unſcheinbaren Blüten und weißen, klebrigen Beeren auch bei uns zu Lande ehedem häufig, wenigſtens nicht ſelten geweſen ſein muß. So fand Herr Prof. v. Fiſcher-Benzon in einem kleinen Torfmoore (Walbmoor) bei Dietrichsdorf an der Mündung der Schwentine neben Reſten von Eichenſtämmen, Eichenblättern und Eicheln, neben Haſelnüſſen und Blättern des Haſelſtrauchs ꝛc. auch Blätter und Stengelſtücke von der Miſtel, welche er in der Juni-Sitzung des Naturwiſſenſchaftlichen Vereins für Schleswig-Holſtein vorlegte. Die Miſtel fand ſich ſo zahlreich, daß ſie eine förmliche Schicht bildete; Blätter und Stengel waren lebhaft grün; viele waren von einem Pilze befallen. Schon früher hatte derſelbe Gewährsmann Miſtelreſte in einem Moore von ganz ähnlicher Zuſammenſetzung am Winterbeker Wege (bei Kiel) gefunden, und zwar in Gemeinſchaft von Reſten der Stieleiche. Danach ſcheint es, als ob die Eiche eine bei uns bevorzugte Trägerin der Miſtel geweſen ſei. In den Rheinlanden und dem Tyroler Innthale werden beſonders die Apfel- und Birnbäume, in Brandenburg die Kiefer, in Alt-Preußen beſonders die Pappeln von der Miſtel heim-

gesucht. Die Eiche ist überall nur ein seltener Wirt. Herr Prof. Knuth giebt das Vorkommen (mit einigen Einschränkungen) für die Gegenden bei Segeberg, Arnis, auf Alsen und bei Husum (hier auf einem Birnbaume) an. Bei Hamburg soll sie nicht mehr beobachtet worden sein. Beiläufig sei erwähnt, daß sie im alten botanischen Garten in Kiel lange Jahre auf einer Weißbuche (?) als Rarität gehalten wurde. Der Garten ging ein, der Wirt der Mistel wurde gefällt, und der dürre Ast mit dem verdorrten Mistelbusche soll jetzt noch im botanischen Institut zu sehen sein. Angesichts der hohen Bedeutung, welcher sich die Mistel im nordischen Mythos, bei den keltischen Druiden zu erfreuen hatte und noch heute z. B. in England zur Weihnachtszeit sich erfreut, dürfte es vielleicht angebracht sein, die Aufmerksamkeit der Leser unserer „Heimat" auf folgende Fragen zu lenken:

1. Wieweit trifft das oben angedeutete Vorkommen der Mistel heute noch zu?
2. Sind andere Fundorte aus gegenwärtiger oder früherer Zeit bekannt?
3. Welches mag die Ursache des allmählichen Verschwindens der Mistel aus unserem Lande sein? (In Thüringen, Württemberg, Elsaß ꝛc. kommt sie massenhaft vor, wird sogar als reichlich Milch gebendes Viehfutter verwertet.)
4. Lebt das Gedächtnis von früherer Heiligkeit der Mistel heute noch bei unserm Volke in Sage, Aberglaube, in Sitten und Gebräuchen fort?

Um von vornherein Irrtümer zu vermeiden, will ich noch bemerken, daß die Mistel weder mit dem sog. „Hexenbesen" der Tannen (einer Wachstumsabnormität, erzeugt durch einen kleinen Pilz (Aecidium elatinum), der Birke, Lärche, Fichte, Buche, deren Erzeuger noch nicht in allen Fällen bekannt sind), noch mit der Mispel (Mespilus germanica L.), einem in unsern Gärten vielfach angepflanzten Baume, dessen Scheinfrüchte erst mit beginnender Fäulnis eßbar werden, verwechselt werden darf.

Kiel, Ringstraße 86 II. Barfod.

Verwandte Bestrebungen.

1. Verein zur Förderung des Thaulow-Museums. Unter diesem Namen ist ein Verein gegründet worden, der den Zweck hat, das Kieler Thaulow-Museum nach allen Kräften zu fördern. Er beabsichtigt, festzustellen, woher einzelne Gegenstände des Museums stammen, will beitragen zur Aufklärung über die einzelnen Zweige der kunstgewerblichen Thätigkeit, Nachweise liefern über etwa noch vorhandene und zu erwerbende Kunstwerke und will dem Kuratorium des Thaulow-Museums für den weiteren Ausbau der Sammlung Vorschläge machen. Er hält monatlich Versammlungen ab, erhebt keinen Beitrag und wünscht sich über die ganze Provinz auszudehnen.

2. Vereinigung zur Errichtung einer historischen Landeshalle. Das Bestreben, die historische Abteilung der Schleswig-Holsteinischen Ausstellung vom verflossenen Sommer dem Lande zu erhalten, hat zur Bildung einer Vereinigung geführt, die eine historische Landeshalle ins Leben zu rufen wünscht. Diese soll eine möglichst vollständige Sammlung von Porträts solcher Personen enthalten, welche in der Geschichte der schleswig-holsteinischen Lande denkwürdig geworden sind, insbesondere derjenigen, welche sich um die Lande verdient gemacht haben, ferner soll sie eine Sammlung von solchen Bildern und Denkwürdigkeiten enthalten, welche einen Beitrag zur Landesgeschichte bieten. Die Kosten der Herstellung sollen durch freiwillige Beiträge beschafft werden.

3. In Kiel hat sich ein plattdeutscher Verein unter dem Namen: „Jungs, holt fast!" gebildet. Er bezweckt die Pflege der plattdeutschen Sprache und Litteratur durch Förderung aller Bestrebungen, welche geeignet sind, die plattdeutsche Sprache als Volkssprache zu erhalten.

4. Es ist ein provisorisches Komitee zusammengetreten, welches die Vereinigung aller zur Förderung der Heimatkunde gebildeten Vereine herbeizuführen beabsichtigt. Es wird ein Aufruf erlassen werden, und man hofft, bis zum nächsten Geographentage zu Jena, Ostern 1897, dem lange vergeblich erstrebten Ziele so nahe gekommen zu sein, daß an die endliche Verwirklichung des Plans herangetreten werden kann.

Buchbesprechungen.

A. J. Arksten sin Düntjis ütjdenn fan Dr. Otto Bremer. Halle, Max Niemeyer, 1896. 76 S. 8. Preis 90 Pf. (?)

Unter diesem Titel hat kürzlich der um die Erhaltung der Föhringisch-amringischen Sprache verdiente Dr. Otto Bremer in Halle das zweite Buch seiner „Ferreng an öömreng

Stacken" herausgegeben, nachdem er inzwischen in dem „Ferreng an öömreng Allemnack" für 1893, den derselbe wie die folgenden Jahrgänge in Verbindung mit Dr. Schmidt-Petersen in Bredstedt und dem unlängst verstorbenen Nickels Jürgens in Kiel herausgab, manche amüsante Wetterregeln ꝛc. von Arfsten veröffentlichte, deren Lesern sicherlich die damals schon angekündigte neue Sammlung Arfsten'scher Düntjis sehr willkommen ist.

In der Vorrede giebt Bremer nicht nur Aufschluß über die Zeit der Entstehung der 15 kleinen, auch der Form nach korrekten Erzählungen, die Arfsten, der 1812 in Nieblum geboren wurde, seit 1858 aber als Gärtner in Husum lebte, zumeist vor 40 Jahren in dem Nieblumer Dialekt der Föhrer Sprache geschrieben hat, der jetzt nur mehr von einzelnen Personen gesprochen wird. Mit Recht hebt der Herausgeber hervor, daß die Düntjis dem Volke abgesehen sind und somit ein treues Bild vom Föhrer Volk damaliger Zeit geben. Wer sie liest, wird seine Freude daran haben. Fast jedes Stück wird ihm ein herzhaftes Lachen abnötigen.

Ob Talke an Jong Mantje ein Gespräch über das Waschen halten, ob die spaßhaften Geschichten aus dem Hualewjonken oder die Stücke von dem umgetauschten Kalb und von dem Schwein, das Jilke Schneider für einen Hahn verkaufte, ꝛc. erzählt werden, immer weiß Arfsten gleich humorvoll den Leser zu unterhalten.

Das kleine Buch sei daher allen denen, die sich für das echt Volkstümliche interessieren, besonders den Föhrer Landsleuten Arfstens, wo sie auch weilen mögen, warm empfohlen.

Oevenum bei Wyk (Föhr) im November 1896. Christian Jensen.

Briefkasten.

Für den neuen Jahrgang haben folgende Mitarbeiter Beiträge zur Verfügung oder in Aussicht gestellt: Direktor Ahrens in Kiel, Lehrer Callsen in Flesburg, Lehrer Carstens in Dahrenwurth, Buchhändler Eckardt in Kiel, Lehrer Eschenburg in Holm bei Uetersen, Hauptlehrer L. Frahm in Poppenbüttel, Institutsvorsteher Fehrs in Itzehoe, Lehrer Greve in Schleswig, Professor Dr. Haas in Kiel, Rentner Henningsen in Lottorf, Dr. Herting in Flensburg, Lehrer Jensen in Övenum bei Wyk auf Föhr, Bürgermeister Kinder in Plön, Lehrer W. Kruse in Kiel, Lehrer W. Lobsien in Kiel, Lehrer F. Lorentzen in Kiel, Postdirektor a. D. v. Levetzow in Hildesheim, Professor Dr. Matthaei in Kiel, Frl. Mestorf, Dir. des Schleswig-Holsteinischen Museums in Kiel, Seminarlehrer Nehl in Augustenburg, Dr. Splieth, Custos am Schleswig-Holstein. Museum in Kiel, Frau Hauptpastor Schnittger in Schleswig, Organist Schwarz in Windbergen, Hauptpastor Stoltenberg in Schleswig, Lehrer Suck am Realprogymnasium in Oldesloe, Lehrer Tießen in Meldorf, Architekt Voß in Kiel, Gymnasiallehrer M. Voß in Husum, Gemeindevorsteher Ziese in Ahrensburg u. a. m.

Außer den Fortsetzungen der in dieser Nummer begonnenen Abhandlungen werden in nächster Zeit Bearbeitungen folgender Themen Aufnahme finden: Schleswig-holsteinische Herzoge im Dienst der Hohenzollern. — Ein dunkles Blatt aus alter Zeit. — Beschreibung eines Sachsenhauses. — Burg Arnesvelde. — Der Meggerkoog. — Vom Nordseestrand. — Aus der Zeit des Flachsbaues. — Till Eulenspiegel. — Ostenfeld. — Schulverhältnisse im Jahre 1589. — Eindeichung des Stedebüller Koogs. — Die Eckernförder Fischerei. — Abnahme der Tierwelt in Dithmarschen. — Sagen, Märchen, Lieder, Reimsprüche u. s. w.

Es lagern bei der Schriftleitung noch Manuskripte in großer Zahl, über welche eine Entscheidung noch nicht hat getroffen werden können. Die geehrten Einsender werden gebeten, noch einige Wochen Geduld zu üben.

Es wird beabsichtigt, von der nächsten Nummer an in kurzen Übersichten die Thatsachen und Ereignisse zusammenzustellen, welche für die Natur- und Landeskunde des Vereinsgebietes von Bedeutung sind. Für diesen Zweck ist die Einsendung kurzer Mitteilungen bei vorkommenden Fällen sehr erwünscht.

Die nächste Nummer der „Heimat" erscheint am 1. Februar.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 2. Februar 1897.

Till Eulenspiegel.

Zur Erinnerung an seine Geburt vor 600 Jahren.

Von Seminarlehrer **Nehl** in Augustenburg.

all de hir vorôver gan
moten mi glick werden.

I.

Lebenslauf. Till[1]) Eulenspiegel, eines Bauern Sohn, wurde am Ende des 13. Jahrhunderts in dem braunschweigischen Dorfe Kneitlingen[2]) bei Schöppenstedt geboren. Sein Vater hieß Klaus Eulenspiegel, seine Mutter Anna Wibcken. Tills eigenartige Natur offenbarte sich früh, und die Klagen der Nachbarn über ihn bewogen seine Eltern, ins Magdeburgische zu ziehen; sie wohnten fortan im Heimatsorte der Mutter, einem Flecken an der Saale unweit Staßfurt. Bald nach der Übersiedelung starb der Vater und ließ Weib und Kind in Armut zurück. Till trieb unbekümmert seine tollen Streiche, bezeigte keine Lust ein Handwerk zu lernen und ging, als er sechszehn Jahre alt geworden war, in die weite Welt. Er trieb sich in einem großen Teile von Deutschland als Abenteurer, Volks- und Hofnarr umher, kam auch nach Prag, Polen und Dänemark und starb im Jahre 1350 zu Mölln in Lauenburg im Beisein seiner Mutter.

Charakter. Eulenspiegels Witz ist echter Bauernwitz: derb, mit den Händen greifbar, oft unflätig, wie das im Geschmacke seiner Zeit lag und noch heute beim ungebildeten Teil des Volkes Beifall findet; aber ins Sexuell-Obscöne verliert er sich nie. Eulenspiegel ist ein Landstreicher, der nirgends bleiben darf, weil er seinem Brotherrn bei nächster Gelegenheit einen Schabernack spielt, vor dessen Folgen der Narr sich durch schleunige Flucht retten muß. Er ist der Schalk aller Stände, der Fürsten, Junker, Gelehrten, Handwerker, Gastwirte, Pfaffen, Mönche, Bauern und der privilegierten Hofnarren, die er

[1]) Tilemann, Til, Thyl, Thiel, Dyl, Diehl sind alte, sächsische Namen oder wie Thiele, Thilo Abkürzungen von Theophilus.

[2]) Kneitlingen liegt am Elm, einem Waldgebirge, welches im Kuxberge eine Höhe von 327 m hat.

im Wettstreite besiegt. Er wird niemandes Knecht, sondern beherrscht auch in dienender Stellung oder in Bedrängnis die Lage. Der Obrigkeit schlägt er ein Schnippchen: in Nürnberg läßt er die Stadtsoldaten ins Wasser plumpen, und in Lübeck hilft er sich los, als er schon am Galgen steht. Die ihm erteilten Aufträge führt er buchstäblich aus, und aus solchem Gehorsam entsteht ein verkehrtes Thun und ein Schabernack für den Auftraggeber. Eulenspiegel reist inkognito, und wo er sich unmöglich gemacht hat, hinterläßt er den Geprellten, die bei dem damaligen Stande der Volksbildung sehr oft des Lesens und Schreibens unkundig waren, ein Rebus, dessen Lösung kein Kopfzerbrechen erfordert: er malt mit Kreide und Kohle eine Eule und einen Spiegel über die Thür und schreibt dabei: Hic fuit.*) In seinem Charakter liegt ein Zug hämischer Bosheit, der in dem Streich mit dem hilfsbereiten Bauern, welcher Pflaumen zu Markt fährt, den häßlichsten Ausdruck findet. Einige seiner Schwänke sind seinerer Art, so zu sagen salonfähig, z. B. Eulenspiegel im Bienenkorb, das Schneiderkonzil, der Flugversuch vom Rathause, die Bezahlung mit dem Klang des Geldes, der Esel in der Leselehre, der Hahn als Pfand für die Hühner, die umgewehten Schneidergesellen. Von köstlichem, derben Humor ist das Osterfestspiel in der Kirche, zu dem Eulenspiegel als Küster den Bauern die Rollen so einstudiert hat, daß sich das heilige Spiel zu einer profanen Prügelei entwickeln muß. Er bleibt ein Schalk bis zum letzten Atemzuge; denn als seine Mutter ihn, den Sterbenden, bittet, ihr zum Abschiede noch ein süßes Wort zu sagen, antwortet er: „Honig." Vier Wochen nach seinem Tode entbrennt der Streit der von ihm letztwillig eingesetzten Erben um die Hinterlassenschaft, da die verschlossene Truhe statt der gehofften Schätze nur Steine enthält.

Bedeutung. Eulenspiegel ist ein Beitrag zur Sittengeschichte und Charakteristik des deutschen Volkes. Wir gewinnen einen Einblick in die Gebräuche und Denkungsweise damaliger Zeit und sehen den niederdeutschen Humor mit seiner Derbheit und Schadenfreude, sowie die Lust am freien Wanderleben personifiziert. Aber weil diese Züge überall hervorgekehrt und maßlos übertrieben werden, so erscheint Eulenspiegels Charakter als ein verzerrtes Spiegelbild des Volkscharakters. Daher die Sinnbilder Eule und Spiegel; denn die Eule mit ihrem dicken Kopf und sonderbaren Wesen — Knacken mit dem Schnabel, Öffnen und Schließen der großen Augen — hat etwas Fratzenhaftes und darum zu den Redensarten: wunderlicher, sonderbarer, drolliger, närrischer Kauz Veranlassung gegeben.

Auch geschichtlich ist Eulenspiegel von Bedeutung. Die alte Kirche war entartet, und die Unwürdigkeit ihrer Diener forderte den Spott heraus. Deshalb nehmen die Possen, welche Eulenspiegel den Pfaffen, Mönchen und Nonnen spielt, einen breiten Raum in den Historien ein. Diese ausgesprochene Feindseligkeit, die wir auch im Reinecke Fuchs finden, war eine furchtbare Waffe gegen den Katholizismus und half der Reformation das Feld bereiten.

*) Der ist es gewesen.

Eulenspiegels Name ist in Deutschland allgemein bekannt, im Volke bekannter als der Name derjenigen Männer, welche die Geschichte mit dem Beinamen der Große ausgezeichnet hat. Jeder weiß, welchen Begriff er mit den Worten Eulenspiegel oder Eulenspiegelei zu verbinden hat. Ob das aber so bleiben wird, ist fraglich; denn dem gebildeten Teil unseres Volkes wird Eulenspiegel mehr und mehr entfremdet, weil seine groben Witze für unsere Kultur nicht taugen; vor Kindern muß man das Volksbuch wegschließen. Es giebt andere Bücher und Zeitschriften genug, die das Bedürfnis nach Humor befriedigen, ohne Anstand und gute Sitte zu verletzen. So bleibt Eulenspiegel in diesen Kreisen nur noch eine litteraturhistorische Kuriosität. Aber man darf doch nicht vergessen, daß die menschliche Natur mit allerlei Schwächen behaftet ist, die mit der Ästhetik in Widerspruch stehen, und daß die Großen dieser Erde den Geringen darin gleich sind. Diese Erkenntnis söhnt uns mit dem stark realistischen Eulenspiegel wieder aus und macht ihn zu einer Abwehr gegen Hochmut und alberne Ziererei.

Litteratur. Eulenspiegels Thaten gingen wie die alten Sagen von Mund zu Mund. Wahrscheinlich erst 1483 erschienen sie gedruckt und zwar in plattdeutscher Mundart, da der Held in Niedersachsen zu Hause ist; aber kein Buch oder Blatt dieser Ausgabe ist auf unsere Zeit gekommen. 1515 druckte Johannes Grieninger in Straßburg eine Übersetzung des niedersächsischen Eulenspiegels ins Hochdeutsche. Das einzige noch vorhandene Exemplar besitzt die Bibliothek des britischen Museums; es enthält 130 Seiten und wimmelt von Druckfehlern. Eine verbesserte Auflage bei demselben Verleger erschien 1519; auch von dieser giebt es nur noch ein Exemplar, das der Herzoglichen Bücherei zu Gotha gehört. Als Verfasser der beiden ersten erhaltenen Eulenspiegel-Ausgaben gilt der Franziskanermönch Dr. Thomas Murner; doch läßt sich diese Annahme nicht mit Sicherheit beweisen. Die letzte Historie des Murnerschen Volksbuches führt die Nummer 96; da aber auf 41 gleich 43 folgt, so sind es im ganzen nur 95 Historien. Eine Ausgabe von Melchior Sachs, Erfurt 1832, bringt Zusätze und vermehrt die Zahl der Historien auf 102.

Der „Eulenspiegel" hat bis auf unsere Tage weit über hundert Bearbeitungen und Auflagen erfahren; es ist in Millionen von Exemplaren verkauft und zum bekanntesten Volksbuch geworden. Es hat Druckereien gegeben, welche ihren Haupterwerb aus dem „Eulenspiegel" zogen, den sie hundertweise an Händler verkauften, die damit hausierten oder auf Jahrmärkten ausstanden. Die Bücher trugen meistens den Stempel ewiger Jugend: Gedruckt in diesem Jahr. Nicht nur das deutsche Volk, sondern auch die benachbarten Nationen haben an dem „Eulenspiegel" ihre Freude gehabt, denn er ist ins Niederländische Englische, Dänische, Französische, Polnische und Lateinische übersetzt worden. Der französische „Eulenspiegel" heißt »Espiègle,« der englische »Owleglasse.«

Auch die Dichter haben sich Eulenspiegels bemächtigt. Es konnte nicht fehlen, daß der größte Satiriker Deutschlands, Johann Fischart, genannt Mentzer,[4])

[4]) Weil er in Mainz geboren war.

dieſen Stoff benutzte. 1571 erſchien von ihm in Frankfurt a. M. bei Johann Schmiedt: „Eulenſpiegel Reimenweis.“ Schon damals waren die Streiche des luſtigen Narren allgemein bekannt, ſodaß Fiſchart treffend und ſchön von ihm ſagt:

Am ganzen Rheine auf und ab
Der Menſchen Gedächtnis iſt ſein Grab.

Fiſcharts vortreffliches Gedicht hat eine zweite Auflage nicht erlebt, da die geiſtvollen, bilderreichen Verſe dem Verſtändnis der großen Menge ferner lagen als die einfachen Erzählungen des Volksbuches. Einen „Eulenſpiegel,“ der die Thorheiten der Gegenwart geißelt, bietet Julius Wolff in ſeinem „Till Eulenſpiegel redivivus.“ Berlin, Grote. 1892. Das Gedicht iſt von hohem, poetiſchen Schwung und köſtlichem, feinem Humor. — Luther, Goethe, Leſſing erwähnen Eulenſpiegel; Hans Sachs hat ihn dramatiſiert; Gellert machte ihn zum Gegenſtande einer Fabel; das Märchen vom tapferen Schneiderlein hat den Schwank Eulenſpiegel im Bienenkorb und Fritz Reuters Gaushandel den vom grünen Londoner Tuch zum Vorbilde. — Paul Geisler, ein begabter Komponiſt, hat den Eulenſpiegel in Muſik geſetzt; von ihm iſt erſchienen: Till Eulenſpiegel, eine ſymphoniſche Dichtung.

Von Eulenſpiegel-Ausgaben mit Erläuterungen, kritiſchen Bemerkungen ꝛc. ſeien folgende genannt:

Dr. Thomas Murners „Ulenſpiegel.“ Herausgegeben von J. M. Lappenberg. Leipzig, Weigel. 1854. 470 Seiten. Dieſe Arbeit iſt unter allen die gründlichſte und reichhaltigſte.

Schalksbücherey. 1. Heft. „Thiel Eulenſpiegel.“ Leipzig, Fritz Thiel. Gedruckt in dieſem Jahr. 172 Seiten. Sammlung deutſcher Volksbücher von Karl Simrock.

„Till Eulenſpiegel.“ Frankfurt a. M., Chriſtian Winter. Gedruckt in dieſem Jahr. 182 Seiten. Preis 1,50 M. Die unflätigen Ausdrücke ſind gemildert, im übrigen aber alle Hiſtorien der älteren Ausgaben aufgenommen worden mit Ausnahme zweier, die ſich zum Gipfel des Ekelhaften ſteigern.

Neudrucke deutſcher Litteraturwerke des 15. und 16. Jahrhunderts. „Till Eulenſpiegel.“ Abdruck der Ausgabe vom Jahre 1515. Halle a. S., Max Niemeyer. 1885. 145 Seiten. Preis 1,20 M.

Abbildungen. Ein Mann, mit deſſen Thaten viele Millionen Papierbogen bedruckt worden ſind, mußte auch den Griffel des Zeichners, den Pinſel des Malers und den Meißel des Bildhauers beſchäftigen. Die älteſte bildliche Darſtellung befindet ſich auf einem Ziegelſteine im Mauerwerk der Marienkirche zu Wismar. Der Stein liegt in einem Fries unterhalb des Daches des ſüdlichen Seitenſchiffes, welches von 1339—1358 fertiggeſtellt worden iſt. Das Bild, 29 cm lang und 13 cm breit, iſt in den Stein, bevor er gebrannt wurde, eingeritzt worden und ſtellt in groben Zügen eine Eule dar, welche ein menſchenähnliches Geſicht hat und in der rechten, erhobenen Klaue einen Spiegel hält. Eulenſpiegel iſt nach dem Volksbuche mehrmals in Wismar geweſen; es liegt die Vermutung nahe, daß ein luſtiger Ziegelarbeiter in einem müßigen Augenblick Eulenſpiegel verewigte; oder dieſer ſelbſt hat in der Ziegelei gearbeitet, dort einen tollen Streich ausgeführt und ſein Zeichen zurückgelaſſen; man hat

ihm darob nicht gezürnt, sondern vielmehr Sorge getragen, daß der Stein sichtbarlich und so hoch vermauert worden ist, daß zerstörungssüchtige Hände ihn nicht erreichen konnten.

Etwa hundert Jahre nach Eulenspiegels Tode befand sich sein koloriertes Bild im Rathause zu Mölln. Es stellte einen jungen Mann in der modischen Tracht damaliger Zeit dar: mit kleinem Federhut, sehr kurzem Mantel, enganschließenden, an beiden Beinen verschieden gestreiften Hosen und Schnabelschuhen. In der rechten Hand trug er einen Becher, aus dem ein trinkender Narr hervorsah, in der linken einen ganzen Korb voll kleiner Narren, von denen einer herausfiel. Oben rechts war eine Narrenkappe mit Spiegel und Eule, unten links ein kleiner Hund mit einer Schellenkappe angebracht. Das Bild ist noch 1607 von Stadelmann kopiert worden, nachher aber verschollen. Die Stadelmannsche Kopie hat v. Hefner in seinem Werke: „Trachten des christlichen Mittelalters" veröffentlicht.

Eulenspiegel-Figuren befinden sich an der Marktsäule zu Goslar und am Dombrunnen zu Trier, beide in despektierlicher Haltung. Ein Turm des Schlosses zu Bernburg, wo Eulenspiegel nach dem Volksbuche Turmbläser des Grafen von Anhalt war, heißt heute noch der Eulenspiegel. Man zeigt dort Bruchstücke einer gläsernen Trompete und eines irdenen Kruges, sowie die Überbleibsel einer Kappe und eines Mantels als Eulenspiegel-Reliquien.

Die Holzschnitte zu den Volksbüchern zählen nach Tausenden und sind zum großen Teil von jämmerlicher Ausführung. Der älteste Kupferstich, genannt der Eulenspiegel, ist von Lukas von Leiden und stellt die Übersiedelung des alten Klaus Eulenspiegel von Kneitlingen ins Magdeburgische dar. 1520 kaufte Albrecht Dürer in Brüssel zwei Stück für einen Stüber;[*]) 1670 war der Stich schon so selten geworden, daß er mit 600 M. bezahlt wurde. Andere künstlerisch schöne Bilder sind von Rembrandt 1642, Felder, Ramberg 1827 und Schrödter.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.

(Fortsetzung.)

Die Bauart der Häuser in Schleswig ist eine sehr mannigfaltige; Dänen, Friesen und Sachsen bauten verschieden, stellenweise mischte sich die dänische mit der sächsischen Bauart, welche beide sich sonst im Grundrisse und Aufrisse scharf von einander abheben. Die Verschiedenartigkeit des erreichbaren Baumaterials thut auch das ihre, um den Bauten in den Landesteilen ein gänzlich unterschiedliches Gepräge zu verleihen und verschiedene Konstruktionen hervorzurufen.

Ein Bauer, welcher Wald hat, konstruiert sein Haus anders als ein

[*]) Ein holländischer Stüber = 8½ Pfennig.

Marſchbauer ohne Wald. Dieſer baut maſſiv in Ziegelſteinen, jener in Holzkonſtruktion in ausgemauertem Fachwerk, oder mit Bohlenwänden; die materialärmſte Gegend hat ſogar Wände in Flechtwerk aus Heidekraut und Stroh.

Auch die Stellung des Hauſes iſt verſchieden: der Bauer auf der Inſel Röm hat den eigenartigen Tförmigen Grundriß, ein Arm (der Scheunen- und Stallbau) ſteht von Norden nach Süden, der dagegen gebaute Arm (das Wohnhaus) von Oſten nach Weſten. Die gewaltigen über das Meer daher brauſenden Weſtwinde gebieten eine ſolche Stellung, ſo daß Eingänge und Fenſter geſchützt liegen und der Bewohner ſich im Schutze des Hauſes wenigſtens ein kleines Ziergärtchen anzulegen vermag.

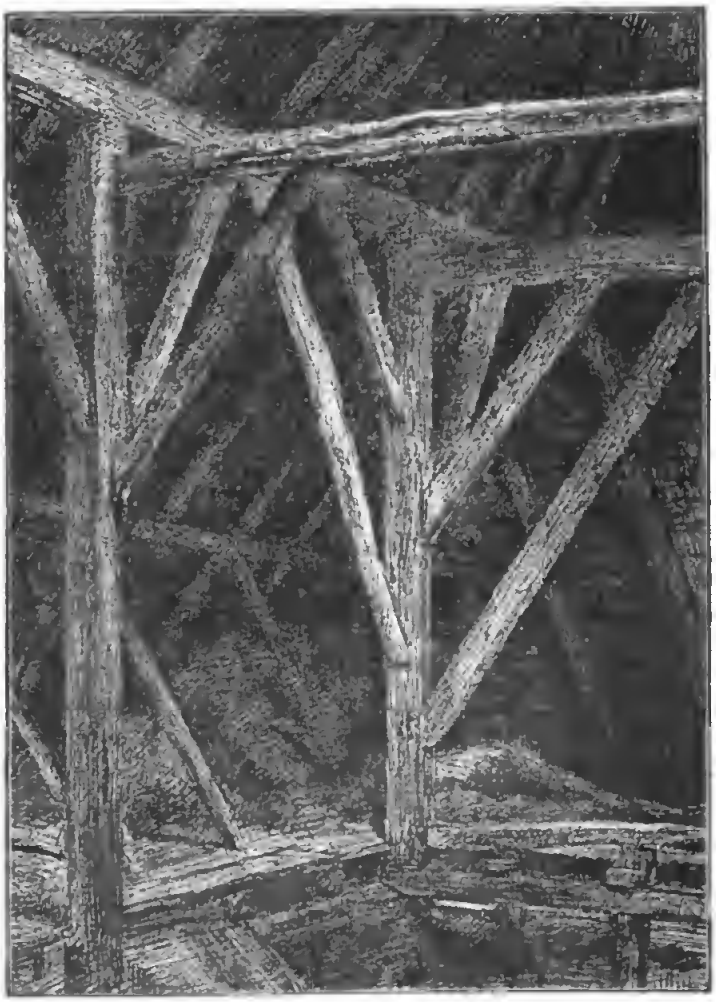


Abb. 2. Aus einem Hauberg. Eine der oberen Ecken des Vierkants, vom Bodenraum aus geſehen. Von J. Wilhjem. Aus Meiborg-Haupt.

Ziemlich weit an der Weſtküſte hinauf reichen die eigentümlichen Bauten der holzarmen Marſchen, die frieſiſchen ſog. „Hauberge"; man findet dieſelben beſonders noch in der Landſchaft Eiderſtedt.

Von der „Landſchaft Eiderſtedt" ſchildert Meiborg uns die Ausgiebigkeit des Bodens und die ſonſtigen Segnungen, welche ſie zu der reichſten Gegend des Landes machen:

„Zu guten Zeiten ſteht das Getreide ſo dicht, daß man es nicht mähen kann, ſondern mit der Sichel ſchneiden muß; der Hafer trägt dreißig-, die Gerſte vierundvierzigfältig."

Wer von den angrenzenden Halden des mittleren Schleswigs, die den mageren Sandboden haben, hinüberkommt nach Eiderſtedt, dem erſcheint es, als komme er in ein ganz anderes Land.

Trägt Eiderſtedt heute unter den Gegenden dieſer Lande den Preis

davon, so muß es sie doch ehemals noch ganz anders überragt haben; ein zuverlässiger Bericht sagt, daß um 1643 der Marschbauer Christian Meinsdorf von seinem Gerstenacker das 63fache Korn bekam, während zur selben Zeit ein Bauer im königlichen Teile Dänemarks behauptete, froh sein zu können, wenn er das 5fache ernte.

„Für einen Bauer, der nur Weideland hat, ist jeder Tag Ruhetag," da er nur das magere Vieh kauft, welches ohne Aufsicht bis zur Verkaufszeit graft. Die notwendige Arbeit während der Heuernte thun ihm fremde Schnitter.

„Und doch," sagt Meiborg, „ist die Marsch kein Schlaraffenland. Der Ackerbau ist beschwerlich, der Ertrag nicht sicher. Bei trockener Witterung ist der schwere Kleiboden so hart, daß der Pflug nicht hindurch kann, und bei Regenwetter so weich, daß die Pferde nicht hindurch können. Vor dem Pfluge gehen ihrer vier bis sechs, und dabei müssen hie und da die Schollen noch besonders mit Schlägeln zertrümmert werden."

Die „Hauberge" sind Bauten, welche unter möglichst geringer Verwendung von Holz — da Holz hier selten war — einen unter einem einzigen Dache befindlichen, möglichst großen Lagerplatz für Heu erstrebten.

Abb. 3. Aus der Gegend von Hoyer.
Von Hans Dall. Aus Meiborg-Haupt.

Diese Gebäude konnten einen Raum von 200 000 Kubikfuß überdecken; der gewaltige Dachschirm breitet sich über eine Fläche von 10 000 Quadratfuß aus, von denen nur vier oder sechs von den das Dach tragenden Stützen eingenommen werden.

Charakteristisch ist bei diesen Gebäuden das in der Mitte befindliche „Vierkant." „Das Vierkant ist hoch wie eine Kirche. Selbst an sonnenhellen Tagen ist es düster, da Licht nur durch ein einziges Loch im First einfällt, das 50 Fuß über dem Fußboden angebracht ist.

Das Licht trifft die schweren Holzstützen mit ihren zahlreichen Kopfbändern, die verzweigten Baumstämmen ähnlich emporstreben. Über und hinter ihnen erblickt man im Halbdunkel das mächtige Dach, das sich dem Eintretenden als eine einzige Schattenmasse darstellt, bis nach und nach die Glieder dem Auge hervortreten und das Zimmerwerk erkennbar wird." (Abb. 2.)

Weit verschieden von diesen Haubergen waren die älteren Wohnstätten Eiderstedts, welche mit den alten Wohnstätten, die sich heute im übrigen schleswigschen Friesland finden, übereinstimmten.

Der einzige Überrest älterer friesischer Bauart, welchen Meiborg gefunden hat, ist der in Abb. 4 dargestellte Giebel.

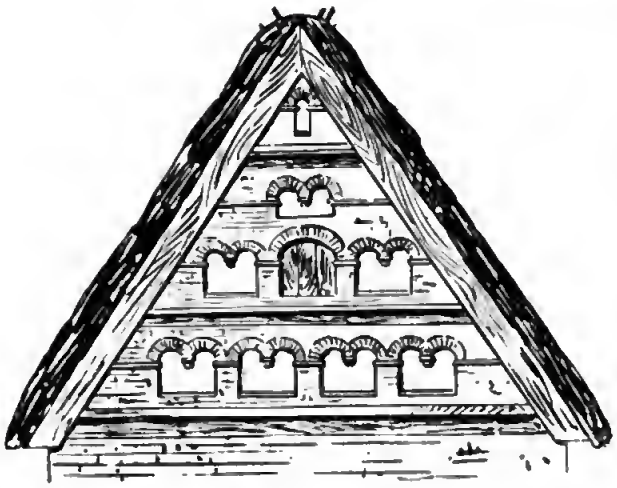


Abb. 4. Friesischer Giebel aus dem 16. oder 17. Jahrhundert. Aus der Gegend von Tönning.
Nach Meiborg-Haupt verkleinert. (N.-O.-Ztg.)

Abb. 5. Giebel eines Hauses aus der Gegend von Husum und Tondern.
Kurz nach der Sturmflut von 1634 erbaut.
Nach Meiborg-Haupt verkleinert. (N.-O.-Ztg.)

„Für diese ist eigentümlich, daß in dem aus Balken, Sparren und Hahnenbalken bestehenden Zimmerwerk die Fächer ausgemauert wurden, ohne daß Riegel oder Streben zur Anwendung kamen, und daß romanisierende Blenden zum Schmuck in großer Anzahl Verwendung fanden."

Zum Vergleiche geben wir noch zwei Giebel in Abbildung, von denen Nr. 5 sich in der Gegend zwischen Husum und Tondern, Nr. 3 sich in der Gegend von Hoyer befindet.

Wie schon früher bemerkt, herrschte in den östlichen Gegenden des Landes zwischen Schlei und Eider die — etwa um 1600 eingeführte — Leibeigenschaft längere Zeit; im westlichen Teile dieses Landstriches indessen war der Bauer frei und die Gemeinden hatten Selbstverwaltung.

Hier wurden als Strafen Geld-Brüchen auferlegt, dort regierte die Peitsche und der Pfahl.

Diese Zustände, welche Meiborg auf das treffendste schildert, hatten natürlich auch Einfluß auf die Bauart der Häuser; im Westen baute man geräumig mit reicher Ausstattung, im Osten unansehnlich, gleichgültig, in jeder Beziehung ärmlich.

Im Westen findet sich die große, sich von Giebel zu

Giebel ziehende Diele (Abb. 6, I), im Hintergrunde der gemauerte, freistehende offene Herd (II), einem heidnischen Opferaltar ähnlich, die Wand hinter dem Herd geschmückt mit Kesseln, Kannen und Schalen. Das ganze Gebäude ohne eigentliche Scheidewände; rechts und links zu Seiten des Herdes die sogenannten „Sitten" (V), in Nischen gelegte Sitzbänke mit den dahinter liegenden großen Betten.

Vorne, zunächst dem Eingange, die Ställe (IV), an den seitlichen Durchgängen (III) finden sich die einzigen Scheidewände, welche bei den älteren Bauten auch noch gefehlt haben mögen.

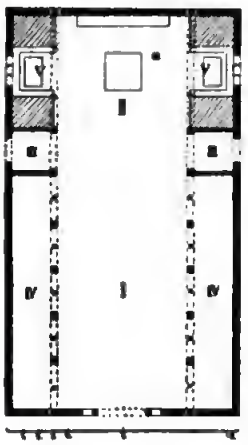


Abb. 6. Aus der Gegend von Husum. Aus Meiborg-Haupt.

Meiborg schildert unter Beigabe zahlreicher Grundrisse, Aufrisse und Schnitte diese älteren, fast verschwundenen Gebäude, um dann auf die Veränderungen derselben überzugehen, bei welchen, anstatt des einzigen Raumes, die große Stube, der „Pesel" und die Kammern für sich abgeschlossen gruppiert sind.

Er vergißt auch nicht, der Art der Benutzung der Gebäude während der Arbeit und zu Versammlungszwecken zu gedenken.

Wir werden in ein Haus zur Zeit einer Gildeversammlung geführt.

Der Empfang, die Waffenablegung der Ankömmlinge, deren Eintritt, die feierliche Eröffnung der Gilde, die ernsten Verhandlungen und deren fröhliche Fortsetzung bei Tanz und Trunk, die wachsenden Schwierigkeiten für den Ältermann, Frieden und Ordnung zu halten, — alles wird uns in spannender, treuer, miterlebender Klarheit erzählt.

(Schluß folgt.)

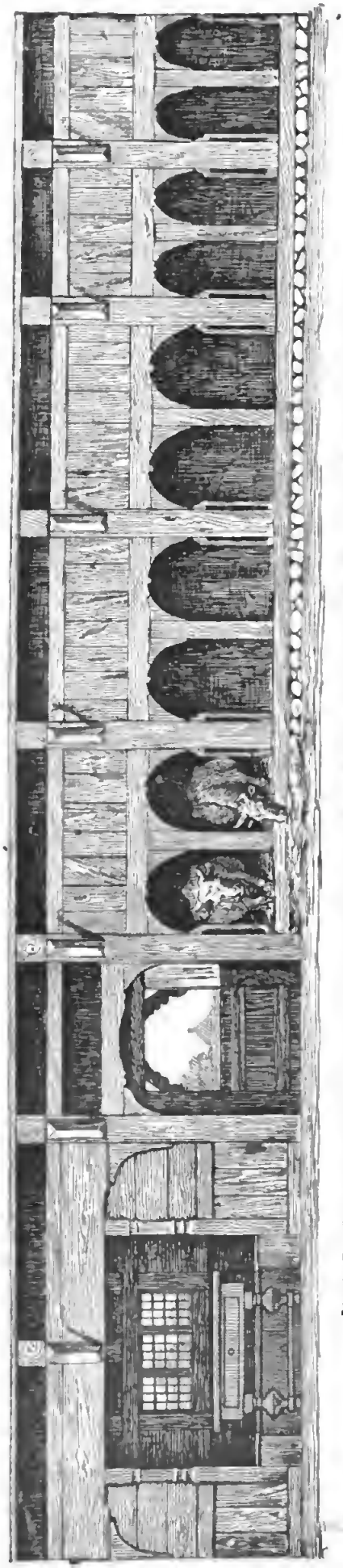


Abb. 7. Längsdurchschnitt einer Diele zu Osenfeld. (Von Alfred Larsen und R. Meiborg.) Aus Meiborg-Haupt.

Abnahme der Tierwelt in Dithmarschen.

Von Lehrer **Tiessen** in Meldorf.

Es wird häufig von älteren Leuten, die stets aufmerksame Beobachter des Tierlebens gewesen sind, behauptet, daß seit etwa 60—70 Jahren die Anzahl der Tiere in Dithmarschen merklich abgenommen habe, daß also einige der Tiere, die damals noch die dithmarsischen Wälder und Felder bewohnten und von jedermann gekannt waren, sich jetzt nicht mehr vorfinden und viele noch vorhandene Arten an Individuenzahl abgenommen haben. Ich habe mich seit mehreren Jahren mit dieser Behauptung beschäftigt, und was ich, teils als Resultat eigener Erfahrung, teils aus den Mitteilungen glaubwürdiger Altersgenossen gefunden habe, das stelle ich gern der „Heimat" zur Verfügung.

Daß noch zu unserer Väter- und Urväterzeit mehrere jagdbare Tiere die dithmarsischen Wälder bewohnten und nicht selten der Wirtschaft, vielleicht gar dem Leben der Menschen bedrohlich wurden, davon erzählen noch manche Sagen und Ortsnamen, deren historischer Hintergrund sich nicht wohl in Frage stellen läßt. So erzählte mein Vater (geb. 1773), daß er als Knabe oftmals Zeuge gewesen sei, wie Rudel von Hirschen und Rehen, geführt von einem Bock, auf Äsung oder zur Tränke ausgezogen seien. Auch in meiner Jugendzeit — in den dreißiger Jahren — wurden noch dann und wann Hirsche von den Jägern erlegt, doch sind diese wahrscheinlich aus den großen Gehegen Holsteins herübergewechselt; Rehe kommen jetzt auch noch ganz vereinzelt oder in kleinen Truppen an abgelegenen Stellen unserer Wälder vor, indes sind höchst wahrscheinlich auch diese nur Überläufer aus den Domänewäldern; wenngleich man mitunter auch die Behauptung hört, daß dieselben als Überlebende der ausgestorbenen Familien anzusehen sind. Wir dürfen also wohl behaupten, daß dieses sog. Hochwild sich fast gar nicht mehr in Dithmarschens Hölzungen vorfindet.

Ebenfalls läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in noch früherer Zeit, etwa vor 200 Jahren, Wildschweine und Wölfe, auch die Wildkatze nicht seltene Bewohner unserer Wälder gewesen sind. Wenn mein Vater in dieser Beziehung nicht aus eigener Erfahrung sprechen konnte, so standen ihm die selbsterlebten Berichte seines Vaters und Großvaters doch noch so lebhaft im Gedächtnis, daß man an der Glaubwürdigkeit seiner Erzählungen nicht wohl zweifeln kann; auch von seinen Altersgenossen haben wir recht oft den Erzählungen über diese einstigen Bewohner des Waldes mit großem Interesse gelauscht; ebenfalls deuten noch einige Namen besonderer Örtlichkeiten auf das einstige Vorkommen von Wölfen hin, z. B. Wulfskuhle, Wulfsberg u. s. w.

Diese Tiere sind also schon lange aus unseren Waldungen verschwunden. Sie haben wohl der vordringenden Kultur, die viele Wälder lichtete und den Kampf gegen die Verwüster der Felder oder die Fleischspender der Wirtschaft so lange fortsetzte, bis nichts mehr übrig war, weichen müssen. Schonungszeiten gab es dazumal nicht, und Gehege, in welchen man diesen Mitbewohnern Schutz und Pflege gewährte, hielt der freie dithmarsische Bauer nicht für notwendig.

Ich komme jetzt zu den Tieren, deren Vorkommen noch in meinem Erfahrungskreis liegt. Als Knaben war es ein Hauptvergnügen für uns, im Frühling die Nester des Eichhörnchens (Kateker) aufzusuchen und uns an dem Spiel dieser flinken Springer zu belustigen, wie sie sich von Baum zu Baum schwangen und mitunter auch, wenn sie einen Fehlsprung thaten, in unser unterwaldiges Revier hinabpurzelten, wo sie dann nur mit genauer Not ihr Fell retten konnten. Damals war das Eichhörnchen ein sehr bekannter und wegen seiner Possierlichkeit bei allen beliebter Gast unserer Wälder. Jetzt kann man einen ganzen Tag den Wald durchstreifen, ohne ein einziges Eichhorn zu Gesicht zu bekommen; eine ganz bedeutende Abnahme ist also nicht in Abrede zu stellen. Einige wollen indes die Wahrnehmung gemacht haben, daß in den letzten Jahren wieder eine Zunahme stattgefunden habe. — Ebenfalls fand man in meinen Knabenjahren, freilich nur selten, in Gesträuchen große von Mäusen bewohnte Nestbauten, deren Insassen wir freilich als Feldmäuse betrachteten. Es ist mir jetzt fraglich, ob dieselben nicht Haselmäuse gewesen sind; die Feldmaus lebt ja bekanntlich nur in unterirdischen Bauten. Jetzt kennt man diese Bauten nicht mehr. Ein anderes, jetzt nur noch ganz selten gesehenes Waldtier war in damaliger Zeit der Dachs (in der Volkssprache Grev genannt). Die Dachshöhlen wurden fleißig von den Tiersängern aufgesucht und ausgegraben, wobei der von dieser Bestimmung benannte „Teckel" hülfreiche Dienste leisten mußte. Der Dachs wurde allgemein als ein schädliches Tier angesehen, da man ihm Schuld gab, daß er den Waldbeeren, namentlich den Erd- und Brombeeren, nachgehe. Imker hatten ihn auch in Verdacht, daß er unter ihren Bienenvölkern mitunter nächtliche Raubzüge halte. Infolge des eifrigen Nachstellens ist er jetzt fast ganz ausgerottet, und die Jüngeren kennen den Dachs fast garnicht mehr. Ob auch die Füchse und Hasen abgenommen haben, darüber steht mir kein Urteil zu; ein Wunder wäre es allerdings bei der jetzigen Jagdfreiheit nicht.

Wir wenden uns jetzt zu der Vogelwelt, und hier will man ganz besonders, wenn nicht ein Aussterben, so doch wenigstens eine sehr merkliche Abnahme bemerkt haben. Auf der an der Ostseite des Kirchspiels Albersdorf belegenen, wenig kultivierten Moorstrecke an der Eiderküste wohnte noch in meiner Jugendzeit ein von den Jagdliebhabern sehr geschätztes und darum auch mit Leidenschaft aufgesuchtes Huhn, das Birkhuhn. Es mögen etwa 30 Jahre her sein, als mein dort (in Offenbüttel) wohnhafter Vetter mir erzählte, daß nur noch ein Pärchen vorhanden sei, das aber auch bald den Nachstellungen zum Opfer fiel. Auf den dithmarsischen Feldern kommt es nicht mehr vor; ob überhaupt noch in Schleswig-Holstein, dürfte fraglich sein.

In meiner Kindheit ergötzten wir Knaben uns oftmals an dem eigentümlichen, an den Kuckuck erinnernden Ruf des Wiedehopfs, der aus einer zwischen zwei Waldstrecken belegenen, von einem Bächlein durchrieselten Waldwiese zu uns herübertönte. Wir nannten diesen Vogel nach seinem Ruf Hubbub. Ich erinnere nicht, daß ich ihn je gesehen habe; doch wollten einige meiner Spielkameraden ihn mehrmals bei seiner Nahrungssuche beobachtet haben, und diese

wußten nicht genug von seinen drolligen Bewegungen zu erzählen. Ich habe jetzt schon mehrfach in meinem Geburtsorte (Arkebek) nachgefragt, ob man diesen Vogel jetzt noch da kenne, aber immer eine verneinende Antwort erhalten. Er wird damals auch schon im Aussterben begriffen gewesen sein, weil wir ihn nur als Bewohner der vorhin bezeichneten, einsam belegenen Örtlichkeit kannten.

Auch ein anderer Vogel belustigte uns Knaben oft durch seinen Ruf sowie auch durch sein glänzendes Gefieder: der Pirol, von uns Pfingstvogel genannt. Es gab Sommer, da man seinen Ruf allenthalben hörte und man ihn nicht selten auch vor der Hausthür in den Haus- und Gartenbäumen beobachten konnte. Sein Nest, nach dem wir eifrig suchten, haben wir nur in seltenen Fällen gefunden; in andern Sommern war er nicht so reichlich, aber es verging doch kein Sommer, in dem wir nicht seinen Ruf hörten. Einige wollten bemerkt haben, daß er am zahlreichsten in heißen Sommern sich einfinde; ja, man schloß von seinem frühzeitigen Erscheinen im Frühling auf einen warmen Sommer. Jetzt habe ich diesen Vogel seit Jahren nicht gehört, und meine Schülerinnen, die ich oftmals darnach fragte, kannten diesen Ruf garnicht. An dem vorjährigen Pfingstmorgen hörte ich ihn nach langer Zeit wieder, aber auch nur das eine Mal. Auch dieser schmucke Sommergast scheint also bei uns im Aussterben begriffen zu sein.

Bei Arkebek befinden sich recht umfangreiche Waldstrecken, in denen zu meiner Jugendzeit noch viele kolossale Baumriesen sich befanden, und es war ein Hauptvergnügen der Schuljugend, an den freien Schultagen Streifzüge in den Wald zu machen. Auf einem derselben entdeckten wir einst in der Gabelung einer dicken, fast schon verdorrten Eiche ein radförmiges, durch einen ungewöhnlichen Umfang uns sogleich imponierendes Nest. Unter dem Baum und am Stamm desselben fanden wir den Unrat der Nestbewohner, aber diese selbst waren abwesend. Nach einigen Tagen waren wir so glücklich, auch einen Vogel auf dem Nest zu erblicken, der uns gleich als ein Verwandter des Storchs auffiel und ganz richtig als schwarzer Storch bezeichnet wurde. Ältere Leute, denen wir von unserm Fund erzählten, und die auch schon das Nest gefunden hatten, bestätigten unsere Vermutung und machten uns zugleich die Mitteilung, daß sie vor einigen Jahren noch 2—3 Nester dieser Art gekannt hätten. Wenn ich nicht irre, wurde das von uns entdeckte Nest noch einige Sommer von den Alten bewohnt — und damit scheint das letzte Paar verschwunden und der schwarze Storch nur noch als ausgestorbener Vogel in der Erinnerung der Alten zu bestehen. Wo in Schleswig-Holstein kommt der schwarze Storch jetzt noch vor? — Spechte findet man allerdings jetzt noch in Dithmarschen, aber auch dieser Vogel scheint sich von Jahr zu Jahr zu vermindern.

Ältere Leute, besonders aus den Gegenden, wo der weiße Storch eine ergiebige Beute findet, behaupten auch mit Bestimmtheit, daß dieser fast zum Hausvogel gewordene Liebling der Dorfbewohner von Jahr zu Jahr an Anzahl zurückgehe; sie beweisen es mit den vielen leerstehenden Nestern auf den Häusern, die ohne Bewohner geblieben sind. Bei älteren, mit der Natur

verwachsenen Leuten gilt es auch als Glaubenssatz, daß die Zahl der Singvögel in den letzten Jahrzehnten ganz bedeutend zurückgegangen sei, ja, daß einige, die man früher noch als beliebte Sänger gekannt habe, jetzt garnicht oder doch höchst selten noch vorkommen. Allerdings will unsereinem auch vorkommen, daß zur Frühlings- und Sommerszeit der Waldgesang nicht mehr so mannigfaltig und anheimelnd ist wie zur Zeit unserer frohen Jugend, welche die Sprache der Vögel versteht. Ob das aber nicht eine in den verschiedenen Gemütsstimmungen begründete Täuschung ist? Beispielsweise beklagt man es, daß der Nachtigallschlag nicht mehr so häufig und auch nicht mehr so schön sei. Indes eine Erfahrung aus meiner Knabenzeit möchte ich doch noch anführen. Wir Kinder hatten unsere Freude an einem in der Gabelung einer Buche, nicht sehr hoch über dem Erdboden, aus Moos bereiteten Nest. Es war mit Seitenlöchern versehen und für das Nest eines Singvogels von ungewöhnlicher Größe. Doch sahen wir die kleinen Bewohner aus- und einschlüpfen und wir hielten dafür, daß der Bau von mehr als einer Familie bewohnt sei, was wir aus der großen Anzahl der aus- und einschlüpfenden Vögel schlossen. Den Vogel, der damals noch ein nicht seltener und sehr beliebter Bewohner unserer Wälder war, nannten wir „Steertmeesch"; es war die sog. langgeschwänzte Meise. Auch diesen Vogel finde ich beim Durchstreifen der Wälder meiner Jugend fast garnicht mehr vor; vielleicht liegt dies aber auch nur daran, daß ich den Spürsinn auf Vögel, der hauptsächlich den Kindern eigen ist, mir nicht in seiner Frische bewahrt habe. Aber wenn ich die jetzigen Kinder nach diesem Vogel frage, so erhalte ich meistens eine von Unkunde zeugende Antwort.

Früher war der Drosselsang im Herbst eine recht ergiebige Erwerbsquelle für Kinder sowohl als für Erwachsene. Jetzt wird dieser Sport nur noch vereinzelt und fast ausschließlich von Kindern betrieben, obgleich der Preis für dieses Geflügel wohl um das Dreifache gestiegen ist. Wenn man nach der Ursache fragt, warum dieser Erwerbszweig jetzt so vernachlässigt wird, so bekommt man zur Antwort: es lohnt sich nicht. Früher war im Herbst, besonders zu der Zeit, wenn die Weindrosseln strichen, der ganze Wald von dem Gezwitscher und Gesange der Drossel erfüllt. Allenthalben kreuz und quer sah man Dohnensteige, und geschickte Dohnensteller brachten ihre tägliche Ausbeute in der ergiebigsten Zeit auf mehrere Dutzend. Jetzt freut man sich schon, wenn man einmal an einem fangreichen Tage ein paar Dutzend heimbringen kann, obgleich die Zahl der Fänger ganz bedeutend abgenommen hat. Der wirkliche „Krammetsvogel," von den Drosselfängern blaue Drossel genannt, wird fast garnicht mehr gefangen. Daß die Zahl der Drosseln in Dithmarschen bedeutend zurückgegangen ist, dürfte mithin nicht zu bezweifeln sein und wird einstimmig von älteren Leuten bestätigt. Ob überhaupt eine Abnahme dieser Vögel infolge der Nachstellungen eingetreten ist, oder ob, was auch nicht im Bereich der Unwahrscheinlichkeit liegt, diese Vögel ihren „Wanderstrich" verändert haben, bleibt der näheren Nachforschung überlassen. Aber selbst die sogenannte Singdrossel, im Volksmunde „Holzdrossel" genannt, die bei uns nistet, also hier ihre Heimat

hat, findet sich jetzt viel seltener als früher, wo man auf einer Streife durch den Wald in kurzer Zeit mehrere ihrer sehr kunstreich eingerichteten Nester mit dem grünen schwarzpunktierten Gelege antreffen konnte. Es beruht also doch wohl auf Wahrheit, wenn behauptet wird, daß die Zahl der Singvögel in den dithmarsischen Wäldern abgenommen hat. Es sprechen gar zu viele Gründe dafür. (Schluß folgt.)

Der Schinder von Dingwatt.

Wie alt die Geschichte ist, kann ich nicht sagen. Großmutter hatte sie nicht erlebt, erzählte sie aber gerne, und wenn sie jetzt lebte, wäre sie etwa 140 Jahre alt. Die Geschichte muß also noch älter sein, lebt aber in Angeln noch im Munde des Volks. — Sie lautet etwa so:

Es war einmal ein Schinder zu Dingwatt („Racker" — sagten die Alten), der holte aus der Umgegend die gestorbenen Pferde, Kühe, Schafe, Hunde, Katzen und andere Tiere auf seiner Karre, zog ihnen daheim die Haut ab und verscharrte sie. Dafür bekam er einen geringen Lohn. — So ein Geschäft war aber verachtet, und der Schinder galt — wie alle seinesgleichen im Lande — für unehrlich. Er durfte zu niemandem ins Haus kommen, und niemand kam zu ihm, denn wer mit ihm umging, wurde unrein und verachtet. Wer dem Meister „Kaltschlachter" (so war sein amtlicher Titel) bei seiner Arbeit die geringste Handreichung that, war unehrlich und mußte sein Lebenlang Schinder bleiben. Ja, wenn jemand gestohlen, geraubt oder ein anderes schweres Verbrechen begangen hatte und von der Obrigkeit verfolgt wurde, so hatte er sofort vor jeder weiteren Verfolgung Ruhe, wenn er nur einen Schinder erreichen und dessen Arbeit mit angreifen konnte; er war dann genug gestraft, denn er war — aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen.

Einsam und still lebte nun so ein Verachteter dahin. Er besorgte sein Geschäft und mußte daneben dann und wann einmal dem Scharfrichter Hülfe leisten, wodurch er in den Augen seiner Mitmenschen noch tiefer sank. Die größte Not aber kam für ihn, wenn er oder ein Mitglied seiner Familie gestorben war, denn alsdann konnte der Tote wohl einen Platz an der Kirchhofsmauer bekommen, aber jedermann scheute sich, ihn dorthin zu bringen.

Unser Schinder wohnte, wie gesagt, zu Dingwatt in einer kleinen Kate. Dingwatt aber liegt östlich von der alten Hardeskirche Struxdorf, in deren Nähe die Stätte des alten Dinggerichts gewesen. Es liegt an einem Bache, der hier die Landstraße nach Boel und Süderbrarup schneidet und ehedem durchwatet werden mußte. Jetzt gehören die hier liegenden Stellen zum Kirchspiel Thumby, der Schinder aber soll sich zur Kirche nach Boel gehalten haben. Doch gleichviel, es war für ihn überall gleich.

Eines Tages stirbt ihm ein Kind, und für die Leiche wird ihm denn auch ein Grab neben dem Kirchhofe eingeräumt. Wie soll er aber die Leiche dahin schaffen? Auf seinem Schinderkarren kann er sein Kind doch nicht fahren, und niemand leiht ihm ein Fuhrwerk, niemand will sonst Hülfe leisten.

Was thut nun der gute Mann? — Er bereitet seinem Kinde ein Grab im Garten und bestattet es hier selbst. Dann greift er zur Feder und schreibt — mit schwerer Hand, aber getrostem Mute — an seinen Landesherrn, den König. Er klagt sein Leid, betont, daß er mit seinem Amte einen notwendigen Posten in der Gesellschaft bekleide, sich und die Seinen damit eben so ehrlich durchgeschlagen habe, wie jeder andere Meister in seinem Geschäft, und — dennoch für unehrlich gehalten werde. Er beschwert sich über seine Kirchspielsgenossen und bittet um Hülfe in seiner Not.

Die Antwort enthält den allerhöchsten Bescheid: Dem Kinde des Schinders ist ein ehrliches Grab zu gewähren, die Kirchspielsleute der Nachbarschaft haben die nötige Handreichung zu thun zum Begräbnis, und — der Schinder mit seiner Familie, wie auch die Schinder im Lande samt und sonders sind als ehrliche Leute anzusehen und zu behandeln. — Und, das war der regelmäßige Schluß der Erzählung, „so wurden die Schinder ehrlich."

Die Sage setzt nun dieser Geschichte noch Folgendes hinzu:

So lange der Schinder unehrlich war, konnte man ihn wohl von der menschlichen Gesellschaft ausschließen, aber nicht aus der Kirche und von seinem Gott verdrängen. Er durfte aber auch hier nicht mit den ehrlichen Leuten aus- und eingehen. Man baute daher an der Hinterseite der Kirche (dem Eingang gegenüber — meistens an der Nordseite) eine eigene Thür, die zu einem abgeschlossenen, dichten Stuhlstande führte, von dem aus man wohl den Prediger hören und sehen, aber keinen Kirchenbesucher wahrnehmen konnte. Als nun der Schinder für ehrlich erklärt wurde, brach man in den Kirchen die Schinderstühle weg und vermauerte die Thür dazu.

Eine solche „Schinderthür" kann man heutigen Tages noch an manchen Angler Kirchen sehen, und oftmals, wenn wir Knaben an dieser Thür vorübergingen, standen wir still und erzählten uns mit geheimem Grausen die Geschichte vom Schinder zu Dingwatt.

Daran mögen folgende Fragen angeschlossen werden:

1. Hat man in anderen Gegenden unseres Landes auch solche vermauerte oder längst versperrte Kirchenthüren, und dafür auch die genannte Bezeichnung?
2. Welche Bestimmung mögen diese Thüren gehabt haben? Waren sie etwa:
   a. wirklich für die „Unehrlichen," auch für die zeitweilig zur Kirchenbuße Verurteilten bestimmt? oder
   b. wurden sie vielleicht bei kirchlichen Umzügen (Prozessionen) benutzt? oder
   c. beruht die Vermauerung bloß auf baulichen Veränderungen? — oder endlich:
   d. hat nur der Volkswitz diesen unbenutzten, gleichsam in Verachtung gekommenen Thüren den Namen gegeben?

J. J. Callsen.

Allerhand ut de Kriegstiden 1848/50.

Von F. v. Levetzow, Kais. Postdirektor in Hildesheim.

1. Unſ' Herrgott levt noch!

1848 stünn ick as Leutnant bi de 5. Swadron vun't 2. Sleswig-Holsteensche Draguner-Regiment, Rittmeister v. Wittenhorst-Sonsfeld. Utgangs Juni leeg de Swadron in Lügumkloster[1]) en beten scharp an de Luft, nix achter uns, un de dänsche Kaffallerie, de op unsen Rüggmarsch ut Jütland achter uns her zuckelt weer, spökel œwerall in de Heid, af un to ok Infanterie, de vun de Schep an't Land sett un ok weller afhalt wörd, dat ehr man flecht bitokam' weer. Eens Morrns in alle Fröh wörd weller mal Allarm blaſt, un vœrwarts güng't op de Landſtrat nah Arrild[2]) to.

Man pleggt to segg'n, de Krig lett de Lüd verwillern un makt se roh. — Ja, en flechten, un wenn de Krig lang wahrt, mag woll op so'n Schol ok männi lichtſinnigen Kerl sick ganz to'n Röwer un Strôper utbill'n, — dat will ick ni striden, awer en braven Soldaten, vœr allen den vun'n Lann', de sick för Religion un Gottsforcht noch nich to klok dücht, den geiht dat as de Seelüd, de ok wennt sünd, Dag sœr Dag tüschen Dod un Leben to sweben; dat bringt se ehrn Herrgott neeger, se föhlt, dat se in Herrgotts Hand staht, un kümmt denn mal en Fall, de jüm dat recht gründli ünner de Näs rivt, denn kann'n dat ut vulle dankbare Boß hör'n: „Unſ' Herrgott levt noch!" Na, un bi so'n Gedanken hört alle Slechtigkeit vun sülb'n op! Un god is't sœr'n

[1]) Flecken 2 M. nördlich von Tondern, 4 M. westlich von Apenrade.

[2]) Arrild, Kirchdorf 1½ M. nördlich von Lügumkloster an der Landstraße nach Ripen, dänische Enklave.

Soldaten, wenn he af un to so'n lütten Denkzeddel kriggt! En beten lichtsinnig makt dat Soldatenhandwark doch, — un wenn't ok männimal scharp an de Kant vun Awergloben stripen dett, — 't schadt nich, so'n Awergloben bringt unsen Herrgott in een Ogenblick mehr dankbare Kinner t'rügg, as de schönste lange Predig, bi de de Buur sick doch man mit Mög den Slap ut de Ogen rivt.

Ja, uns' Herrgott levt noch! Dat schull'n wi den Dag ok noch to weten krig'n. De Tofall mak den Dag so'n lütten Denkzeddel t'recht, bi den'n warrafti sölen kunn, uns' Herrgott harr sin Hand darbi tn't Spill. Dat güng so wunnerbar to, dat de Geschicht woll dat Vertelln wert is.

As wi op de Landstrat nah Arrild vœrgüngen, hör'n wi in unse rechte Flank scheten, un Stovwulken in de Grund wisen ut, dat Kaffallerie in rasche Gangart in de Richtung op Lügumkloster reed, as wenn se uns affniden wull. „Schwadron — halt!" kummandeer de Rittmeister, un Patrullsen fusten dal in de Grund, üm to seh'n, wat dor vörgung. Na — Dänen weern't nich; 't weer de Swadron vun Rittmeister v. Egloffstein vun uns' Regiment, de dor lang störmt weer.

Rittmeister v. Egloffstein weer mit sin Swadron vun Heldevad[1]) ut tn uns' rechte Flank vœrgahn. En halve Stünn vœr Branderup[2]) begegent em en Tog vun'n anner Swadron vun uns, de vun'n Patrullj vun Nor'n her t'rügg keem un dörch Branderup reden weer, ahn' en Dänen to sehn. — Also wider. Kort vœr Branderup hört de Rittmeister ut Vörsicht noch en Buern af, de jüst den Weg lang to riden kümmt: „Ne, dor weer nix los, uns' eegen Draguners weern je noch eben dörch't Dörp reden." — Na, dat stimm ja, un se rid geruhig drop los. De Rittmeister ritt vœrn bi de Spitz, — as he kort vœr't erste Hus is, fallt en Schuß, un dormit ward't ok in't Dörp lewig. Dänsche Jägers slikt vun achtern ut de Hüs un sökt mit Lopen achter de Knicks vun dat Redder[3]) to kam', wo de Swadron in marscheer.

Nu goll't ja, för de Swadron frten Rum to gewinn', denn hir weer se inkielt twischen Knick un Moor. As de eerste Schuß knall, harr de Rittmeister „Schwadron — kehrt!" kummandeert, un in Galopp fus se rüggwarts ut dat Redder. För de dänschen Jägers harr sick de Sak to gau affpelt, — 'n Ballern achterher, ahn' een Mann to drapen. De entsamte Buer harr sick wildeß ut'n Smok makt. — So wit güng't je all ganz gewöhnli to, awer dat dick Enn keem nah!

As wi an de Swadron 'ran keem'n, vtsenteer de Swadronstierarzt jüst den Rittmeister sin Perd, dat doch en Schuß kregen harr. De wunnerwarkt nu an dat Perd 'rümmer, beföhlt un schüddkoppt. „J," seggt he, „wa is dat mœgli, de Schuß is ja vun baben dal kam'! Herr Jes, Herr Rittmeister," röppt he, „de Schuß is ja dörch Ehr'n Pistolenholfter gahn, un dat vun baben dal!" — un so weer't ok!!

Gott weet, dörch weckern Tofall — den Rittmeister sin eegen Pistol weer in den Ogenblick, as he an't eerste Hus 'rankeem, in'n Holster vun sülben losgahn, wobi dat Perd en Strtepschuß langs dat rechte Vœrbeen kregen harr. Düß Schuß geev dat Singenal to'n Kehrn, wil de dänschen Jägers, de woll dachen, dat ehr Plan ni mehr 'lücken wörd, op den ok ut de Hüs 'rutbreken deden. Weer de Pistol nich losgahn, harrn de Dänen seker de Swadron ruhig in't Dörp 'rinlaten, un bt dat Gewehrfüer ut alle Finstern weer woll de halve Swadron kaputt west!

„Uns' Herrgott levt noch!" säden de Draguners ut vullen Harten, un weer't ok man en wunnerbar glücklichen Tofall, wer much jüm woll den Globen nemen, uns' Herrgott harr se bewahrt, dat se nich dot schaten weern as en tosamdreben Hümpel Hasen. Ick behaupt gewiß nich to veel, wenn ick segg, dat so'n Belevnis de Lüd mehr Gottvertrugen gifft as en lang Predig vun den besten Paster.

---

[1]) Kirchdorf, 2 M. westlich von Apenrade an der Landstraße nach Lügumkloster.
[2]) Kirchdorf, 1½ M. nordöstlich von Lügumkloster.
[3]) Mit Wall und Zaun eingefaßter Landweg.

Sprichwörter und Redensarten.[1])

2. Wie man über anderer Leute Aussehen redet.

Dat is en Kirl as 'n Bom Holt.
He is so schier, as wenn he ut'n Deeg wöltert weer.
He is man dree Kees hoch.
He is in de Saat schaten.
He is so lang as Lawerenz sin Kind; dat weer söwen Eel länger as de Weeg.
He is so witt, as Kalk an de Wand.
Man kann em dat Vaterunser dær de Backen blasen.
Kul'n in de Backen, Schelm in'n Nacken.
He is ni so dumm, as he utsüht.
He makt en Gesich, dar kann man Rotten un Müs mit bang maken.
He süht so schulsch ut.
Wat sühst du denn so sur ut? So seh ick von Natur ut.
He süht ut, as wenn he een up hett un will bi den annern anfangn.
He makt en Gesicht, as de Katt, wenn't donnert.
He makt en Lipp so bred, dar kann en Kluckheen mit söben Küken up sitten.
He kiekt mit dat rechte Oog in de linke Tasch. (Der Schielende.)
He süht ut, as de Uhl in'n Dies Heed. (Wenn jemand sich nicht gekämmt hat.)
He is so glatt, as wenn de Bull em lickt harr.
Rod Haar un Ellernbüsch wasst up keen goden Grund.
Johann vun Steendoor hett sin Mütz up een Ohr.
He sitt bet œver de Ohren in't Linntüg.
He hett'n Verdruß (einen Buckel).
Grade auf, wie ich! sä jener pucklige Snieder.
He is so krumm, as'n Flitzbogen.
He is so stief, as'n Bessenstœl.
He is'n hölten Hinnerk.
He hett sick schön wat up de Rippen puhlt.
He hett Föt as'n Pagelun (Pfau).
He perrt so hoch, as de Pogg in'n Maanschien.
He springt herüm, as'n kopplosen Hahn.
He fallt öwer sin egen Föt.
He steiht dar as Botter an de Sünn.
He lett de Ohren hängen.
He steiht dar, as'n begaten Pudel.
Dat steiht em an, as den Burn dat Aderlaten.
He is so smerig; wenn man em an de Wand smitt, so blifft he hängen.
Man mag em ni mit de Fürtang anfaten.
Baben fix un ünner nix.
Buten blank un binnen krank.
He hett sick utziert as'n Pingstoss! (Pfingstochse).
En smucken Kirl vun Mul un Poten: Gun Dag, Ap!
't is en Ünnerscheed twischen de beiden, as twischen König Salomo un Jörn Hotmaker.
Unf' Herrgott hett allerlei Kostgänger.

Heinr. Lund.

[1]) Von manchen Seiten sind Ergänzungen zur Sprichwörterreihe der vorigen Nummer eingetroffen; weitere Sendungen stehen in Aussicht. Noch ist die Zahl so groß nicht, daß es sich der Zusammenstellung verlohnte; doch zeigen schon die vorhandenen Nachträge, daß hier noch ungeahnte Quellen fließen. Sowie eine genügende Anzahl vorhanden ist, wird die Veröffentlichung erfolgen. Es wird aber beabsichtigt, die Sprichwörterreihen abwechseln zu lassen mit Abschnitten aus einer sehr reichhaltigen Sammlung von Kinder- und Volksreimen, die von Herrn J. H. Suck, Lehrer am Realprogymnasium in Oldesloe, zur Verfügung gestellt worden ist.

Ein Volkslied.

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Uetersen.

Nachstehend teile ich ein Volkslied mit, das jetzt ziemlich in Vergessenheit geraten zu sein scheint, das aber, wie meine Nachfragen ergeben haben, früher in Holstein verbreitet gewesen ist. Gar oft habe ich gelauscht, wenn meine liebe Mutter das Lied anstimmte, doch habe ich den Text nicht genau behalten und die nachstehende Aufzeichnung stammt aus Hennstedt, Kreis Segeberg, ich entsinne mich aber, daß auch meine Mutter das Lied fast genau ebenso kannte. Mit ziemlicher Abweichung von den mir bekannt gewordenen Variationen findet sich das Lied in der Monatsschrift für Volkskunde „Am Urquell" Bd. I S. 50—51. Eine Anmerkung an dortiger Stelle weist noch auf „Wunderhorn" S. 58 hin.

Es wohnte ein König wohl an dem Rhein,
Der hatte drei stolze Töchterlein.

Die erste ging in das fremde Land,
Darinnen wollt' sie bleiben ganz unbekannt.

Die zweite ging in das Kloster hinein,
Darinnen wollt' sie bleiben ganz keusch und rein.[1])

Die dritte ging vor des Edelmanns Thür,
Mit ihrem Finger klopft sie dafür.

„Was ist denn nur vor meiner Thür?" —
„Ein artiges Dienstmädchen ist dafür." —

„Ein solches Dienstmädchen brauche ich nicht,
Das mir bei der Nacht die Thür einbricht." —

„Ein solches Dienstmädchen bin ich auch nicht,
Das dir bei der Nacht die Thür einbricht." —

Es dauerte nur eine kleine Zeit lang,
Da ward das artige Dienstmädchen krank.

„Ach Mädchen, wenn du krank willst sein,
So mußt du mir sagen deine Freundelein."[2])

„Der alte König wohl an dem Rhein,
Das ist der herzliebste Vater mein."

„Ach Mädchen, hättst du es nicht eher können sagen,
Die adligen Kleider hättst du können tragen." —

„Die adligen Kleider, die brauche ich nicht,
Denn zu dem Tode bereite ich mich." —

Und als das artige Dienstmädchen starb,
Da ward sie begraben nach königlicher Art.

Was wuchs denn nun auf ihrem Grab?
Eine weiße Lilie wuchs darob.

Was stand denn wohl darauf geschrieben?
Das Mädchen war bei Gott geblieben.

Mitteilungen.

1. Eine Industrie aus alter Zeit. Herr Organist em. H. J. Horns in Jevenstedt teilt eine interessante Beobachtung mit über „eine Industrie aus alter Zeit":

„Zwischen den Dörfern Jevenstedt einerseits und Nienkattbek und Stasstedt andrerseits streicht ein unbedeutender Höhenzug, nördlich von Nienkattbek anhebend und westlich

[1]) Variante: hübsch und fein.
[2]) Variante: So sage, wo wohnen die Eltern dein.

von Spannan endigend, die sogenannte Kattsheide, größtenteils noch unurbar. Die Sage will, daß dieser Höhenzug in alter Zeit so stark bewaldet gewesen sein soll, daß ein Eichhörnchen von Kattbek nach Hamweddel von Baum zu Baum hat springen können, ohne die Erde zu berühren. Die beiden Seiten dieses Höhenzuges flachen sich sanft ab und gehen auf der südlichen Seite in Moorland, auf der nördlichen Seite in Moor- und Wiesenland über. Auf der Grenze zwischen Höhenzug und Moorland finden sich nun stellenweise kleine runde Erhöhungen von 1—1,5 m Höhe und 10—12 m Durchmesser. Durchgräbt man diese Erhöhungen, so findet man, daß dieselben aus Asche, Holzkohlen, Eisenschlacken und Wiesenrasenstein (Raseneisenerz) bestehen, alles durcheinander geworfen. Es kann gar keine Frage sein, daß man hier aus dem in der Gegend stellenweise sehr häufig gefundenen Rasenstein Eisen geschmolzen hat. Wie viele solcher Schmelzstellen im Bereich der Kattsheide liegen, kann ich nicht sagen; 6—7 derselben sind mir bekannt. Vor einigen Jahren wurden beim Abtragen einer solchen Schmelzstelle zwei Stangen von Schmiedeeisen gefunden, die der Finder leider an einen Schmied verkaufte, welcher dieselben für besonders schöne Ware erklärte. Wann diese Schmelzereien bestanden haben, ist unbekannt; dem Volke ist jede Kunde von denselben, selbst in der Sage, entschwunden. Nur die Namen anliegender Landstücke auf Jevenstedter Feld Ohlenhütten und Hüttenbrook leben noch fort."

Die Gewinnung von Eisen aus der Verhüttung von Raseneisenerz hat in Schleswig-Holstein bis in dieses Jahrhundert fortgedauert. Am längsten hat der Betrieb in der Karlshütte bei Rendsburg sich erhalten, wo ein für das Schmelzen von einheimischem Raseneisenerz eingerichteter Hochofen betrieben wurde, allerdings nur periodisch, um das der Hütte erteilte Privileg nicht erlöschen zu lassen. Die älteste auf Gewinnung von Eisen aus einheimischem Rohmaterial gerichtete Industrie ist uns aus historischer Zeit vom Jahre 1286 aus Segeberg bekannt. Auf Grund vorgeschichtlicher Funde aus römischen und vorrömischen Urnenbegräbnissen können wir die ersten Spuren einer einheimischen Eisengewinnung bis in die letzten Jahrhunderte v. Chr. verfolgen. Dagegen sind die alten Schmelzstätten selbst bisher nur sehr spärlich bekannt und noch niemals von Sachkundigen untersucht worden.

Wir richten deshalb im Anschluß an die dankenswerte Mitteilung des Herrn Horus an unsere Leser die Bitte, die Redaktion oder das Schlesw.-Holst. Museum vaterländischer Altertümer in Kiel von Funden ähnlicher Art in Kenntnis setzen zu wollen, damit eine gründliche Untersuchung der nicht unwichtigen Sache erfolgen kann.

2. „Da ist kein Löffel an der Wand." Diese sprichwörtliche Rede soll nach Klaus Harms („Gnomon" S. 321) zu seiner Zeit zur Bezeichnung großer Armut gedient haben. Heute wird man sie wohl nirgends mehr anwenden hören, denn die Sitte, die Löffel des Gesindes hinter einen schmalen, durch Nägel ösenförmig an den Wänden oder Thüren befestigten Lederstreifen zu stecken, ist meines Wissens nur noch ausnahmsweise zu finden. Im Hause des zu Kattendorf bei Kaltenkirchen im vorigen Jahre verstorbenen Hofbesitzers Büsch wurde sie bis zu seinem Tode beachtet. Die stattliche Reihe der an den Kammerthüren zur Seite der „großen Diele" befestigten Löffel erzählte dem Besucher, daß er sich im Hause eines wohlsituierten Landmannes befände, der neben seinem im besten Sinne patriarchalischen Verhältnisse zu seinen Dienstboten auch die alten Gebräuche beibehalten wollte.

Hamburg. Dannmeyer.

3. „Good to Deernsmeeden." Diese Redensart aus der Zusammenstellung der vorigen Nummer scheint nicht überall mehr verständlich zu sein. Sie ist wahrscheinlich vor allem in den adeligen Gütern zu Hause. Dort war in den großen Meiereien, bevor der jetzige Centrifugen-Betrieb eingeführt wurde, eine nicht geringe Anzahl von Meiereimädchen nötig. Als man diese noch in der Umgegend bekommen konnte und noch nicht auf Zuzug von Ostpreußen oder Schweden angewiesen war, mußte einige Zeit vor dem Termin des Wechselns ein Mann die Gegend abstreifen, um Mädchen aufzusuchen und zu mieten. Weil dabei aber nicht nur der Lohn, sondern auch vor allem Aussicht auf gutes Essen und Trinken in Betracht kam, wählte man für das Geschäft des Mietens nicht gern jemanden, dem man das Vaterunser durch die Backen blasen konnte, sondern sorgte dafür, daß der Abgesandte schon durch seine äußere Erscheinung etwaiges Mißtrauen im Keime erstickten konnte. Auf diesem Hintergrunde wird das Scherzwort verständlich, welches jemanden, bei dem die Spuren fetter Speise noch am Munde sichtbar sind, für besonders geeignet erklärt, das Geschäft des Mietens zu besorgen.

4. Volkswitz in Ortsbezeichnungen. Überall in Deutschland kommt es häufig vor, daß alleinstehende Häuser, zumal Wirtschaften, die in irgend einer Weise auffallen, mit Namen bezeichnet werden, die als Ausflüsse des Volkswitzes angesehen werden müssen. Auch in unserer Heimat, wie im ganzen niederdeutschen Sprachgebiet, sind derartige Namen nicht

selten. Eine Anzahl derselben findet sich in der äußerst interessanten „Sammlung imperativischer Wortbildungen im Niederdeutschen“ von R. Wossidlo in Waren (Mecklenburg). Außer dieser besonderen Art der Bezeichnungen kommen aber auch mancherlei sonstige Namen vor, die, in fröhlicher Stimmung entstanden, Beifall gefunden haben und an der betreffenden Örtlichkeit haften geblieben sind. Die nachfolgende Zusammenstellung erhebt nicht den Anspruch, vollständig zu sein, möchte aber zu ähnlichen Mitteilungen anregen.

Buddelhoch, zwischen Süderbrarup und Kappeln. — Grapsau, bei Langwedel. — Holbi, zwischen Flensburg und Apenrade. — Jappup, zwischen Altona und Ütersen. — Katt un Hund, zwischen Schleswig und Idstedt. — Kiekut, zwischen Eckernförde und Gettorf, und anderswo. — Kehrwieder, Straße in Hamburg, Wirtshaus bei Ratzeburg. — Kiekinsdorf, bei Faulück in Angeln. — Kiekindiesee, im Alten Christian-Albrechts-Koog bei Tondern. — Krupunder, Wirtshaus in Rellingen; ausgebaute Stelle in Bornstein bei Eckernförde. — Lurup, bei Ahrensburg; Haus auf Windeby bei Eckernförde. — Lustiger Bruder, zwischen Kiel und Preetz. — Passup, kommt mehrfach vor. — Plierup, bei Westerrönfeld im Kreise Rendsburg. — Packau, in Pansdorf bei Lübeck. — Scharpeck und Schnurrüm, zwischen Eckernförde und Kappeln. — Spannau, bei Jevenstedt im Kreise Rendsburg. — Schlutup, bei Lübeck. — Stahsast, bei Ossenbüttel im Kirchspiel Hohenaspe. — Stahwedder, bei Haffkrug und bei Pinneberg. — Schwartbuck und Wittschaap, zwischen Kiel und Achterwehr.

Anregungen und Fragen.

Landeskundliche Themen. Manches Feld harrt auf dem Gebiete der Landes- und Volkskunde noch der Bearbeitung, und wir brauchen nicht zu fürchten, daß es unserer „Heimat“ an Stoff mangeln werde. Von geschätzter Seite ist uns nachfolgende Zusammenstellung von Themen, deren Bearbeitung von Interesse sein würde, zugegangen, und wir veröffentlichen sie in der Hoffnung, daß mancher sich dadurch angeregt fühlen möge, über eins oder das andere, das ihm nahe liegt, eine Arbeit zu liefern.

Tiere als Vorboten. — Orakelpflanzen der Heimat. — Mäuseplagen. — Mißwachsjahre. — Die Torfbäckerei. — Die letzten Wölfe. — Die Reiherhorste in Schleswig-Holstein. — Kaninchen auf Amrum. — Versunkene Orte an der schleswigschen Küste. — Eindeichungen Dithmarschens. — Die Leuchttürme unserer Heimat. — Die Elbfluten. — Der Eiderkanal. — Die Eisenbahnen der Provinz. — Die Rolande Holsteins. — Die Thore Lübecks. — Die Duburg. — Hartwig Reventlow. — Die Schlacht bei Schestedt. — Heimatlicher Wandschmuck. — Der Wildschütz Eidig. — Die Piraten der Westküste. — Der alte Frachtwagenverkehr. — Die ersten Zeitungen. — Die Glashütten. — Die Galmeiwerke. — Falschmünzer in Schleswig-Holstein. — Die Sparkassen. — Die Ferienkolonien. — Vorbedeutungen. — Volkssympathien. — Kindtaufsgebräuche. — Hochzeitsgebräuche. — Sterbegebräuche. — Wo standen Galgen? — Alte Burensprüche. — Der Seestermüher Gartentag. — Die Kolmar-Kirmes. — Der Westerauer „Burenklas.“ — Hausinschriften. — Pfingstfeste. — Kartenspiele. — Seltsame Feste. — Die schwarze Grete. — Glockensagen.

Briefkasten.

Eingegangen sind Arbeiten von H. Sp. aus W., G. Sch. aus T., J. J. C. aus F., B. in H., J. in Sch., J. H. S. in O. Antwort nächstens.

J. P. in K. Die Debatte ist geschlossen, und dabei wird es sein Bewenden haben müssen. — Sp. in W. Sehr interessant; aber dürfen wir die Übersetzung ohne weiteres abdrucken? Muß nicht die Einwilligung des Verlegers erwirkt werden? — A. R. in S. Sprichwörter und Redensarten sollen verwendet werden. — T. in B. „Neujahrskuchen“ wird abgedruckt werden. Es liegen darüber aber zwei fast gleichlautende Arbeiten von Ihnen vor; welche soll ich nehmen? — Fr. in Sch. Nächstens briefliche Nachricht. — Br. in Aug. Sollte vielleicht die Abbildung ans Haupt (Trap) beigegeben werden können? Ich werde sie bekommen können. — L. F. in P. „Der Hecht“ und „Alte Chronikblätter“ angenommen. Wie steht's mit den Bildern zum Flachsbau? — H. Sch. „Erinnerungen eines alten Schleswig-Holsteiners“: Name und Adresse erbeten. — v. O. in Ü. Herzlichen Dank.

Manche Artikel werden zurückgesandt werden müssen, weil sie viel zu lang sind. Ein Monatsblatt von beschränktem Umfange wird in der Regel kürzere Arbeiten bevorzugen müssen, und die Schriftleitung bittet deshalb die geehrten Einsender, nicht zu umfangreiche Themen in einer Abhandlung bearbeiten zu wollen.

Die beabsichtigte Zusammenstellung wichtiger Ereignisse und Erscheinungen auf dem Gebiete der Landeskunde hat diesmal aus Mangel an geeignetem Stoff noch nicht geliefert werden können. Die Schriftleitung bittet nochmals um Einsendung einschlägiger Mitteilungen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 3. März 1897.

Till Eulenspiegel.

Zur Erinnerung an seine Geburt vor 600 Jahren.

II.

Der geschichtliche Eulenspiegel. Einige Forscher, unter diesen Lappenberg, sind der Ansicht, daß Eulenspiegel eine leibhaftige Person gewesen ist, während andere, z. B. Simrock und Görres, die Meinung vertreten, daß die wahren und erfundenen Streiche der Hof- und Volksnarren, der Handwerksburschen und fahrenden Leute des Mittelalters gesammelt und auf eine erfundene Person, genannt Till Eulenspiegel, übertragen worden sind.

Für den historischen Eulenspiegel sprechen folgende Erwägungen: Es ist urkundlich festgestellt worden, daß der Name Eulenspiegel im 14., 15. und 16. Jahrhundert vorkommt; denn in den Gerichtsakten der Stadt Braunschweig vom Jahre 1337 und 1355 wird als Klägerin eine Frau Ulenspeygel genannt; in einer Soester Urkunde vom Jahre 1474 steht der Name des Anwalts Johannes von Lunen, genannt Ullenspeigell, und in einer braunschweigischen Soldaten-Musterrolle vom Jahre 1547 wird aufgeführt Hans Ulenspeigel, welcher eine Rüstung hatte und drei Gulden Sold empfing. — Eulenspiegels Sterbehaus in Mölln, das Hospital zum Heiligen Geist, welches noch heute vorhanden ist und als Krankenstation dient, wird urkundlich schon im Jahre 1289 erwähnt. — Der Einwand, daß Eulenspiegel unmöglich bald als Schuster, bald als Schneider, bald als Bäcker u. s. w. in Arbeit treten konnte, weil die Meister sich seinen Lehrbrief vorlegen lassen mußten, ist nicht stichhaltig, da die Gilden damals noch nicht so fest gefügt waren; so sind z. B. die Einrichtungen der Handwerker-Ämter in Hamburg erst 1376 vom Rate festgestellt und gesammelt worden. — Es ist kein Grund vorhanden, die Möglichkeit zu bezweifeln, daß im Jahre 1350 ein fahrender Mann mit Namen Eulenspiegel in Mölln erkrankt, ins Heiligen Geist-Hospital gebracht, dort gestorben und auf dem Kirchhofe in Mölln begraben worden sei. — Es wäre ein grober Betrug seitens der alten Möllner Kirchenbehörde gewesen, wenn sie einen gefälschten Grabstein hätte anfertigen und an geweiheter Stätte niederlegen lassen. — Wem

ein so vielbewegtes Leben, wie Eulenspiegel es geführt hat, unmöglich erscheint, der wolle nicht vergessen, daß der Lebenslauf manches Menschen, zumal der eines fahrenden Mannes im Mittelalter, verwickelter ist als die Irrfahrten eines Romanhelden.

Ein urkundlich sicherer Beweis für den historischen Eulenspiegel und sein Grab in Mölln läßt sich nicht erbringen; nunmehr, da Menschen schweigen, rede der Stein!

Der Grabstein. Die wichtigste Eulenspiegel-Reliquie ist unstreitig der Grabstein zu Mölln. Die älteste Nachricht über Eulenspiegels Tod befindet sich in einer handschriftlichen Chronik der Hetlingischen Familie zu Halberstadt vom Jahre 1486: „1350 sterff Ulenspeygel to Möllen unde de Gheyseler Broder kemen an." 1550 berichtet Reimar Kock über Eulenspiegel, 1592 Michael Heberer, 1614 Merian über Grab und Grabstein. Nach diesen Beschreibungen waren Bild und Inschrift des Steins anders beschaffen als heute. Man müßte daher annehmen, daß der ursprüngliche Grabstein nicht mehr vorhanden, sondern, nachdem die Inschrift im Laufe der Jahrhunderte verwittert war, durch einen neuen Stein mit verschönerter Zeichnung und Inschrift ersetzt worden sei. Das könnte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zwischen 1614 und 1631 geschehen sein; denn in einer handschriftlichen Chronik des Seedorfer Predigers Dethlev Dreyer vom Jahre 1631 wird der noch gegenwärtig vorhandene Grabstein wie folgt beschrieben:

„In diesem Jahr (1350) ist gestorben der wunderbahre vnd seltzsahme Mensch oder zu vnsen Zeiten also genandte vnd der gantzen Welt bekandte Luttherische Heilige[6]) Tiel Eulenspiegel, eines Bauren Sohn, gebürtig aus dem Lande zu Braunßweig unweit Helmstädt in dem Dörff Knöttlingen, welcher sein Leben mit vieler schalckheit und betrug (zugebracht), wie den ein gantzes buch von ihm geschrieben außweiset. Der letzte Athem ist in ihm außgegangen in dem an Lübeck[7]) gehörigen Städtlein Möllen, lehnet daselbst begraben an der linken seiten, wen man in die Kirchthur gehen will, woselbst ein holtzern Stacket und darin ein langer (!) Leichstein, darauff Er abgebildet und ausgehauwen; sein groß und kleiner Pantzer ist auch noch heutigeß tages alß ein alterthumbß gedechtnüß vnd rarität daselbst uffn Rathhauß zu sehen. Gleich wie er nun seine gantze Lebenßzeit närrisch zugebracht, also ist es auch bey seiner einsenckung inß Grab wunderlich zugegangen, in dem das Tauw zerrißen und der Sarck also par malheur zu lehnen kommen. Die garstige positur ist solchergestalt auf seinem grabstein zu sehen; auff dem Kopff hat er einen Hut mit

[6]) Obwohl Eulenspiegel in einer lutherischen Stadt begraben liegt und die Lutheraner den Pilgerfahrten und dem Wunderglauben abhold sind, kamen doch Wanderer von nah und fern, um Eulenspiegels Grab zu sehen und von der hölzernen Einfriedigung einen Span abzuschneiden, der, als Zahnstocher benutzt, das Zahnweh stillen sollte. So wurde der alte Feind der Pfaffen, Mönche und Nonnen zwar nicht kanonisiert, aber doch zu einem Special-Nothelfer.

[7]) Mölln war von den lauenburgischen Herzögen von 1359—1683 an Lübeck verpfändet.

Federn und in der Hand einen Spiegel nebst einem Korb mit Eülen haltend,[8]) eingehauwen, und ist darauff dießeß schöne Epitaphium zu bemerken." Es folgt die Grabschrift, die, abgesehen von einigen orthographischen Abweichungen, auch die heutige ist. „Und damit dießeß herrliche Monumentum nicht möge mit der Zeit vergehen, sondern den Nachkömmlingen zum kräfftigen Trost erhalten werden, alß ist noch vor wenig Jahren ein Stacket de novo gemacht, weile man, wie spargirt wird, par simplicite daß holtz von dem alten abgeschnitten, solche splitter zu vertreibung des Zahnweheß employiret. Eß ist auch olims Zeiten die siegur dieseß Patrons zu Möllen in allen Stuben an die Wand geschmieret worden, so aber nun meistentheils von den neuen Eulenspiegeln ausgelöschet. Eß hat ein alter Poetaster selbem zu Ehren folgende Grabschrift gemacht:

Hier ist begraben Tiel Ulenspiegel
Auff diesem hohen Erdenhügel,[9])
Wer dran zweiffeln wil, ihn selbst verlangt zu sehen
Der schau im Spiegel nach, so wird er vor ihn stehen.
Und weil daß Seil zerriß, da man ihn wolt einsencken,
So liegt und steht er nicht, er lehnend blieb behencken.
Wie er im Leben wahr von großer Wunderkrafft,
So ist auch sein Geripp nicht sonder Heilungß-Safft,
Daher wer Zahnweh hat, kan solches bald vermeiden,
Wo er ein Stöcher wird von dem Stacket abschneiden,
Den ja das alte hat so große Werk gethan,
Wie solches ihm nachrühmbt und noch weiß Jedermann.
Drum, lieber Leser, deucke frey,
Daß Eulenspiegel maußtodt sey,
Ist daß nicht schad: Ey! Ey! Ey! Ey!

Ein ander Grabschrifft von dem heiligen Tiel Ulenspegel.[10])

Umb ein Schilling ein gantzen Hauffen,
Sie wollen mir aus dem Korb entlauffen.
Mich dünckt, ich habe schon etliche verlohrn,
Die gute Eulenspiegel sind worden.
So gute Art seind meine Kind,
Daß man sie in allen Landen itzt find
Mit Schalckheit und Betrügerein;
Wollen dennoch keine Eulenspiegel sein.
Sufficit.[11]) Ich setze der Feder dieseß Ziehl,
Eß giebt der Eulenspiegel noch sehr viehl."

Im Jahre 1710 berichtet v. Uffenbach, daß der Stein, um ihn vor weiterer Verwitterung und muthwilliger Beschädigung zu bewahren, mit einem Häuschen

[8]) Hier irrt sich Dreyer. Eulenspiegel hält auf dem Grabstein nicht einen Korb, sondern eine einzige Eule. Wahrscheinlich dachte Dreyer, als er seine Beobachtungen niederschrieb, an das Bild im Rathause.

[9]) Die Möllner Kirche und der alte Kirchhof liegen mitten in der Stadt auf einem abgeplatteten Hügel, der sich über die angrenzenden Straßen erhebt.

[10]) Bezieht sich auf das Bild im Möllner Rathause.

[11]) Es genügt.

umgeben worden sei, „so ringsherum zugeschlagen ist und nur vorne ein offen Fenster oder Loch hat.“ Von dem Bilde sagt er, „es ist in Lebens-Größe, obgleich nicht völliger Natur und Länge nach.“ Es könnte scheinen, als ob dieser Grabstein nicht der von Dreyer beschriebene, sondern schon wieder ein neuer sei, auf dem sich Eulenspiegels Bild bis etwa zu den Knieen dargestellt befände, aber seine Angabe bezieht sich wahrscheinlich darauf, daß die ganze Figur nur 1,29 m hoch ist, die Schultern zu schmal und die Arme viel zu kurz geraten sind.

Spätere Reisende konnten keine Inschrift wahrnehmen, was nicht Wunder nimmt, da der Holzverschlag so beschaffen war, daß er die ganze Inschrift verdeckte und nur die Figur freiließ.

Auf Eulenspiegels Grab stand eine Linde, in deren Stamm jeder reisende Handwerksbursche einen Nagel oder einen Pfennig schlug, so daß die Rinde zuletzt ganz mit Metall gepanzert war. Die Pfennige waren ein komisches Opfer für den lutherischen Heiligen, und mit dem Nagel schlug jeder sein Zahnweh auf Nimmerwiederkehr in den Stamm. Der alte Baum starb allmählich ab, und als sich im Jahre 1810 holländische[12]) Soldaten darauf schaukelten, brach die Ruine zusammen. Jetzt steht an derselben Stelle wieder eine Linde, die kräftig gedeiht. Das Einschlagen von Nägeln findet in unserer aufgeklärten Zeit nicht mehr statt, würde auch nicht mehr erlaubt werden.

1877 in der Nacht vor dem Himmelfahrtstage wurde der Holzverschlag um den Grabstein erbrochen und Eulenspiegels angeblicher Krug gestohlen. Das Gefäß war aus Holz gedrechselt, faßte etwa zwei Liter, hatte drei geschnitzte Reifen, war bauchig und besaß eine so enge Öffnung, daß man kaum einen Thaler hineinstecken konnte. Eulenspiegel ließ sich diesen Krug machen, weil seine Mutter ihm den Rat gegeben hatte, die Nase nicht zu tief ins Glas zu stecken. (Schluß folgt.)

Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.

(Schluß.)

Von Fehmarn, mit dessen Kapitel das Buch beginnt, und welches ebenfalls mit einer reizvollen Landschafts-Schilderung eingeleitet wird, soll hier, da der zur Verfügung stehende Raum knapp wird, nicht gesprochen werden, obgleich die Verlockung groß ist, auch aus diesem Abschnitt einiges hervorzuheben; wir wollen nur eine von den für das Kapitel Fehmarn bestimmten 23 Illustrationen geben, die Darstellung des Giebels von einem gewöhnlichen Bauernhause. (Abb. 8.)

[12]) Lauenburg war von 1810—1813 dem französischen Kaiserreich einverleibt, Holland desgleichen von 1810—1814.

Ein weit interessanterer, von Meiborg rekonstruierter Giebel, welcher reiches Holzfachwerk, Schnitzereien und in Mustern ausgemauerte Fächer zeigt, kann leider nicht gegeben werden, da das Format des Bildes für unser Blatt zu groß ist.

Zum Schlusse sei uns noch gestattet, Meiborg auf die Halligen zu folgen, auf die stets in Gefahr schwebenden Eilande, welche von Tag zu Tag abnehmen und, früher von blühendem Marschboden eingeschlossen, jetzt in steter Gefahr der Zerstörung schweben.

Man wird fast wehmütig gestimmt bei der einfachen Schilderung dieser einsamen Inseln mit ihren hervorstehenden Wohnstätten, den „Warfen," wenn nach Beschreibung der unheimlichen Zerstörungen, welche die Sturmfluten hervor-

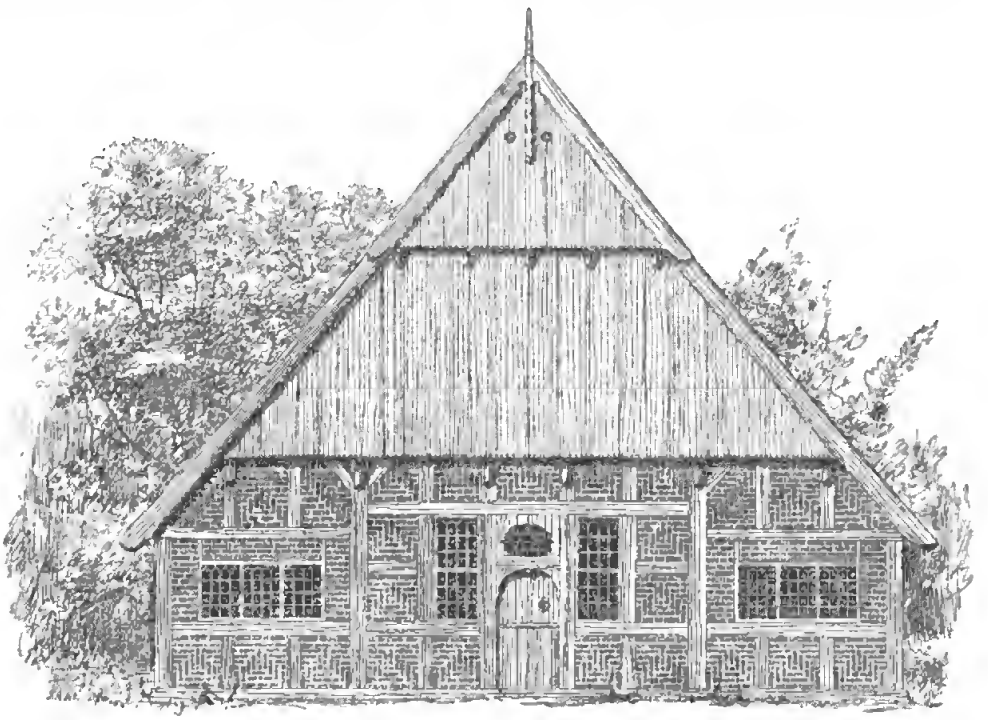


Abb. 8. Von Fehmarn. Gewöhnliches Bauernhaus von der Gartenseite gesehen. Von Hans Dall und R. Meiborg. (Aus Meiborg-Haupt.)

riefen, der Liebe gedacht wird, mit welcher der Hallig-Bewohner an seiner Heimat hängt, und des Stolzes, welchen er für die Schönheit seiner Insel und ihrer Umgebung empfindet.

„Niemand kann von einem Fleckchen Erde sagen, es sei sein. Das Vieh weidet gemeinsam, und wenn das Heu gemäht werden soll, so messen die Frauen die Wiese mit dem Harkenstiel aus, und jeder erhält sein Teil. Da das Land beständig abnimmt, so muß es häufig neu geschützt werden; wird ein Anteil so klein, daß er zum Unterhalt nicht mehr ausreicht, so muß einer, den es trifft, seinen Rest an seinen Nachbar verkaufen und abziehen; Schritt vor Schritt werden die Wohlhabenden bedürftig, und die Dürftigen verarmen."

Wehmütig auch wird man gestimmt, wenn man die heutigen Bestrebungen, durch geeignete Wasserbauten dem Meere wiederum einen Teil des entrissenen Landes abzuringen, gegenüberhält den vergeblichen Versuchen des Hamburger Ratsherrn Rudolf Amsink und seines Bruders nach der Sturmflut von 1634, um ihren Besitz (Hamburger Hallig) gegen die Zerstörung zu schützen.

Abb. 9. Ein Kopf auf der Hallig Gröde. Von Knud Dahm. Aus Meiborg-Haupt.

„Nach 1634 folgte Sturmflut auf Sturmflut, Deichbruch auf Deichbruch, ein Stück Landes verschwand nach dem anderen, achtzehn Kirchen und Hunderte von Häusern wurden wüste. Bis 1650 hatte Amsink 200 000 Reichsthaler an die neuen Deiche gewandt, da mußte er innehalten. In dem zerfallenen Prachtbau starb er als armer, einsamer Greis. Als er 1656 gestorben war, mußte seine Leiche nach Husum hinübergeschafft werden, denn die Kirchhöfe alle ringsum waren wüste. Das ganze Unternehmen hat eine halbe Million lübsche Mark gekostet, und die Ausbeute waren — zwei losgerissene Halligen."

Da die Gebäude auf den Halligen und an der Küste Stürmen und Hochfluten trotzen müssen, so sind sie sorgsam gestützt; ein Beispiel hiervon zeigt Abb. 10.

Hiermit sei die Auslese aus dem hochinteressanten Meiborg-Hauptschen Buche geschlossen; absichtlich ist systematische Gliederung vermieden worden; es sind vielmehr Teilstücke herausgegriffen worden, weil so dem Leser besser die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Werkes vor Augen zu führen möglich erschien.

Aber selbst die Verdoppelung solcher Ausleseu wird nicht imstande sein, einen Teil des Genusses zu ersetzen, den das Lesen des Buches bereitet.

Das Meiborg-Hauptsche Werk darf als eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schleswig-holsteinischen Landeskunde bezeichnet werden. Der Mann der Wissenschaft nicht nur, sondern ebenso derjenige, welcher das Leben und Treiben seiner Väter kennen lernen will, findet volle Befriedigung und Anregung.

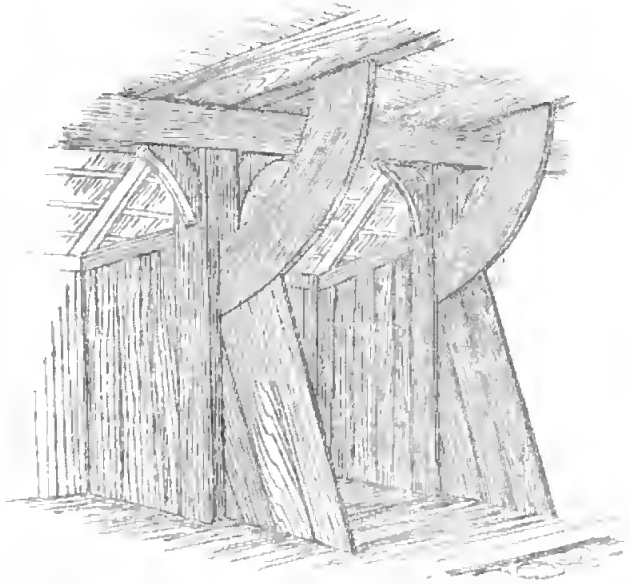


Abb. 10. Gegend zwischen Husum und Tondern. Aus einem Stalle; man erblickt die mächtigen krummen Streben, die Balken und Pfosten verbinden. Von Hans Dall. (Aus Meiborg-Haupt.)

Meiborg verfügt dabei über eine solch reine, natürliche Sprache, schildert auch die Schönheiten der schleswig-holsteinischen Landschaft so anmutig, weiß so anregend zu erzählen, daß das Buch für jeden, besonders aber für jeden Schleswig-Holsteiner schon allein als Unterhaltungs-Lektüre wertvoll ist.

Nächst Meiborg müssen wir Professor A. Haupt dankbar sein für seine Übersetzung des Werkes ins Deutsche, in welcher er es verstanden hat, die ganze fesselnde Eigenart der Meiborgschen dänischen Ausgabe wiederzugeben.

Spinnrad und Webstuhl einst und jetzt.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

I.

Das „Jetzt" kennt jeder, meint es wenigstens zu kennen — aber das „Einst"? Im vorliegenden Falle soll es zu den allerältesten und im Ursprung unnachweislichsten Stücken der Kulturthätigkeit gehören. Wollen wir auch nicht so vorwitzig weit zurückgehen, wie jenes mutwillige: „Als Adam grub und Eva spann" es that, so ist doch ein sehr frühes Bedürfnis nach Geweben vorauszusetzen. So ist's auch kaum verwunderlich, daß die Forscher gestehen,[1]) „nicht die leiseste Ahnung davon zu haben, — — durch welchen Vorgang oder Zufall die Menschen auf die Idee kamen, die Fasern zu gewinnen und den

[1]) Die Kunstweberei der Alten von Dr. Kuhn, Konservator in München (Sammlung kunstgewerblicher und kunsthistorischer Vorträge.)

schwierigen Prozeß bis zur Verarbeitung durch Spindel und Webstuhl mit so einfachen Mitteln zu lösen." Bekannt ist's ja aber, daß die altasiatischen Kulturvölker, als sie in den geschichtlichen Gesichtskreis traten, eine seit langem vollentwickelte Kunstweberei mitbrachten, die weder in ihrem orientalischen Stammsitz, noch — nach technischer Seite hin — anderswo je übertroffen ist.

In der „Heimat" aber ziehen wir den Kreis des „Einst" sofort ein gewaltiges Stück enger und sitzen — so vor reichlich 50 Jahren — nach solchem gewagten Ruck behaglich in Mutters Spinnstube. Wir haben dann auch mit keinem der edleren oder unedlen Stoffe zu thun, die im Laufe der Zeiten sich zur Verarbeitung neu anboten, neben den von alters her verwendeten — Wolle, Seide, Flachs, Baumwolle —, sondern von diesen nur mit zweien: dem Flachs unserer Felder und der Wolle unserer Schafe. — Wie „hild" hatten es all die großen Leute, wenn im Herbst das lustige Geklapper der Flachsbrake von einer nahen Hofkoppel herüberklang, und wie standen „die Kleinen" überall im Wege, wenn wir neugierig die Nase zwischen die Reihe der Arbeiter steckten. Es sah aber doch zu hübsch aus, wenn aus der langen „Brakkuhle," über welcher der Flachs dörrte, so auf freiem Felde die farbigen Flämmchen herausschlugen, besonders wenn man selbst einmal mit einer Stange im glimmenden „Schäf" rühren durfte. Darnach ging's — immer von einem häuslichen Fest zum anderen! — zum Hecheln in die abgelegenste Kammer auf dem alten Hausboden, wohin vielleicht außer den fleißigen Spinnen und den kleinen Mäusen das Jahr hindurch sonst niemand kam. Nun war's hier bunt genug: die Luft von Staub schier nahrhaft, Mägde und Tagelöhnerfrauen hockten, seltsam vermummt, vor ihren vielspitzigen Werkzeugen, in denen die rauhe, minderwertige Heede beim Durchziehen der langen Strähne sitzen blieb. Probieren mußten auch wir das gewagte Stück Arbeit; all' die ganz kleinen interessanten Löcher heilen in Kinderfingern ja schnell. Nun sah aber der früher so spröde Flachs schon fein aus, fast wie das weiche Haar einer blonden Märchenmaid. Die schweren Kränze, aus geknotetem Flachs zusammengefügt, waren nun salon-, d. h. spinnstubensähig. Spinnstube war bei uns zu Hause die „Leutestube," der Dienstbotenwohnraum. Feste Bänke zogen sich an den Wänden entlang, ein umfangreicher Torfkasten diente als Sitz oder Lagerplatz neben dem ungefügen, mit biblischen Reliefs bedeckten Ofen. Gegessen wurde — gemeinsam aus nur 2 Schüsseln — an einem elefantengleichen Eichentisch, mit 4 massig geknauften Beinen, die ein Haus hätten tragen können, und mit schwerem Fußbrett — jedenfalls dort besser am Platz, als jetzt mitunter im Salon voller Nippsschränke.

Auf der langen Tischplatte wurde dann mit feierlicher Sorgfalt der Flachs dünn entlanggebreitet und um das hohe, spitze Wockenholz gewickelt, ein buntes, mitunter gesticktes Wockenband darüber. War nun das Rad geschmiert und der hängende Behälter mit Wasser gefüllt zum Anfeuchten des Fadens, dann konnte es losgehen — d. h. wenn man's verstand. Solch ein Rädchen hat oft verzweifelte „Rücken," die nur durch Ausdauer zu überwinden sind. Die schöne, feine Gutsfrau aber und die älteste Tochter waren Hochmeisterinnen in der

Kunst, mit dem allerfeinsten Faden aufs schnellste die Spule zu füllen. Und so saßen sie — wie die Mutter den Brauch von den bäuerlichen Ahnfrauen ererbt hatte — manche Tagesstunde im Kreise der spinnenden Mägde; wohl die sicherste Gewähr, daß alles wohlanständig zugehe! Mit Eindringen der Neuzeit, bei Vermehrung des Hausstandes durch Kostgänger, Hauslehrer oder Gouvernanten nahm auch diese alte Sitte ihren Abschied. — Wir Kleinvolk aber kauerten — d. h. so lange wir artig waren — auf Schemeln dazwischen herum und ließen uns erzählen. Fast am besten verstand das die alte, dicke Lena, die manches Jahr lang mit dazu gehörte. Zu häßlich sah sie aus — fast wie ihre Märchenhexe —, wenn die wulstigen Lippen voll nasser Flachs- oder Heedensträhne hingen, weil sie immer den Finger in den Mund steckte, statt ins Wasser. Es war aber „keine Grimmigkeit bei ihr erfunden," und trotz mangelnder Reize hat später ein guter Mann — und noch dazu ein jüngerer, wie sie stolz erzählte — sie genommen. Er hat an ihrer großen Tugend sich genügen lassen und — an ihrem vielen Leinenzeug. Lena gehörte nämlich zu der jetzt ausgestorbenen Sorte, die, als sie am Maitag den Hof heraufgefahren kam, und schon vorher Dorf aus und ein, wenn alles den Kopf ans Fenster steckte, es hätte hören können: „Süh, dat daare is noch mol en ördentliche Deern, de is chut un nehmen bi; dat's keen so'n nakente Een." Also, to en „ördentliche Deern" gehörte es, daß sie beim Einzug recht breit und vermögend zwischen einer umfangreichen Kiste mit buntem Eisenbeschlag und einem ähnlichen kleineren Koffer thronte; hintenauf standen Spinnrad und Haspelholz. Kommoden und Kleiderschränke sind für Dienende viel später als Ersatz eingetreten, voller Schinkenärmel, Pelzwerk und Schleierhüte. Wie aber jetzt die erste Mark im Sparkassenbuch, so zwang damals noch viel dringender die erste volle Garnspule zum Sparen, d. h. Sparen, Geizen mit Zeit und Geld. Wurde beides achtlos vertrödelt, wie jetzt so oft, dann gab's für die späten Tage sicher keine Kiste voller Betten, Leinenballen und „steewiger" eigengemachter Kleider. Durch welch eine achtunggebietende Ausdauer diese zustande kamen — unsere sämtlichen Häklerinnen usw. brächten nicht genug davon zusammen! — Das wird klar, wenn man weiß, daß damals sämtliche Zeit der Landmägde ihrer Herrschaft gehörte, daß es einen selbstverständlichen Feierabend für sie nur am Sonnabend gab. Die Spinnerin aber erkaufte sich Zeit durch Fleiß; sie drehte sich beim „Süseln" doppelt so flink, nur um ans Rad zu kommen. In der Spinnerei nämlich gab es ein Zahlen-Haspelholz, einen Garnabwickler mit Zifferblatt, ein Ding, das wohl längst niemand mehr kennt. Als ich zum „Fränlein" avanciert war, habe ich es zahllose Male drehen müssen, immer wieder, bis es beim vollen Hundert anschlug und dann anzuschreiben war. Waren die bedungenen Hunderte voll, dann gehörten dem Mädchen — je nach Geschick und Anhalten — 1 oder 2 letzte Wochentage; dazu kam der Sonntag, an dem sie natürlich auch nicht „to Dörp" ging. Weil nun vielerwärts im Lohn Wolle- und Flachslieferung bedungen war, wird es erklärlich, wie die Tüchtigen es zu einem Hausschatz für Lebenszeit bringen konnten, da sie nicht, wie jetzt in

dieser Gesellschaftsschicht leidiger Brauch ist, glaubten schon als halbe Kinder heiraten zu müssen.

War nun im Frühjahr das Gespinnst gereinigt und gewickelt, dann wurden, da die Zeit längst vorbei war, da jedes Gehöft sein eigenes Webemädchen gehabt hatte, die Säcke voll fester Knäule zum Weber geschickt und eine der Töchter hinterher, um beim „Scheren" nach der Richtigkeit zu sehen. Ich kann mich freilich nicht erinnern, dort je etwas geleistet zu haben. Kaffee aber gehörte mit zur Feierlichkeit und noch dazu aus Mutter Weberschs ihrer Staatstasse, die, vom „Rich" heruntergenommen, mit der Schürzenecke gewischt war, so daß wohl nicht allzuviel Webestaub drin blieb. Ohne ein tüchtig Mundvoll Schnack that aber Hans Weber es auch nicht. Er war einer von dem „apartich Kloken," die um deswillen überall in Gemeindesachen gebraucht, aber ebensoviel gefürchtet werden. Ein altes Webemusterbuch, das ich dort besah, mit „Munsters for die Herren und Grafen" und mit langen, gewiß sehr schönen Versen, wird wohl leider verzettelt sein. — Eine weithin bekannte Persönlichkeit war auch in demselben, zu meines Vaters Gut gehörigen Dorfe Haveholz der Damastweber Wollesen, einer von den Stillen im Lande, mit einem Anflug von Bildung, der mit seinen unermüdlich wieder gewebten Rosen usw. sogar der Kunst zu dienen glaubte. So verfehlt die ganze Streublumerei mir auch schien — der Mann verstand es, seinen erstaunlich komplizierten Webestuhl zu meistern, und seine kostbaren, tadellosen Leinwanddamaste, die doch meistens nur den Festtagsschmuck bilden, werden ihn vielerwärts um Jahrhunderte überleben. Eine etwas ruhelose Unternehmungslust trieb den Braven nach Amerika, wo er die Grabesruhe gefunden hat.

Es folgt die Bleiche — Naturbleiche, da die Erleichterung durch Chlorkalk erst später hinzukam: Frühmorgens die Hunderte von Ellen auf den taufeuchten Grasplätzen ausrollen, abends die schweren Ballen zusammenziehen und unter Dach bringen, zwischendurch begießen — das war der Abschluß dieser Winterarbeit des norddeutschen Bauernhauses von ehedem; ich meine, eine Arbeit, vor der Respekt haben muß, auch wer sie nicht zu schätzen weiß. Beklagt aber hat sich damals niemand über „menschenunwürdige" Sklaverei. Wer den Winter hindurch auch an denselben Sitz gebunden war, schwatzte, lachte und sang oft ganz lustig mit gesunder Lunge gegen das Rädergesurre an. — Nebenher war noch — mit der Schafschur anfangend — die Zubereitung und Verarbeitung der Wolle gegangen. In meiner Heimat, Angeln, muß sie aber keinen so breiten Raum in der Hausarbeit beansprucht haben wie der Flachs, obgleich es niemals an warmen Strümpfen, Kleidern und Betten mangelte — die letzteren oft durch Generationen sich vererbend. Und sonderbar: erhielten sich denn die Alten auf und unter ihren dicken Federbergen, in strahlenden, rot oder blau und weiß gestreiften Wollenbühren eingefaßt — die jetzt so ungesund sein sollen — nicht länger frisch, als ihre Nachkommen auf dem kühlen Krollhaar? Und doch mag in den Wandbetten der Voreltern, mit den staubschluckenden eigengewebten Behängen davor, die Lüftung recht mangelhaft gewesen sein! Deshalb

wollen wir zufrieden sein, daß wir jetzt lustiger schlafen dürfen. — Bemerkenswert ist aber, was vor nicht lange aus England mitgeteilt wurde. Wo unsere Stammesgenossen, die Nachkommen der Angeln, sich stellenweise ziemlich unvermischt erhielten, da halten sie an ihren ererbten Schrankbetten noch immer zähe fest. Hat eine humane Herrschaft dem Landarbeiter aus Fürsorge für sein Wohlsein offene Bettstellen geschenkt — so bald er sich unbeobachtet weiß, kriecht er wieder in den müffigen Kasten. (Schluß folgt.)

Abnahme der Tierwelt in Dithmarschen.

(Schluß.)

Was die Reptilien anbetrifft, so ist es wohl nur eine ungegründete Vermutung, daß, wie einige behaupten wollen, vor langer Zeit Schildkröten in den sumpfigen Gewässern anzutreffen gewesen seien; aber die Abnahme der Repräsentanten dieser Tierklasse seit einem Menschenalter dürfte wohl nicht zu bestreiten sein, — und ganz unbestritten hängt diese mit der Urbarmachung der öden Heidestrecken zusammen. Der dithmarsische Bauer nennt nur vier dieser Gattung, von denen die eine zu den Eidechsen gehört: Ringelnatter (Snork genannt), die graue und die rotbunte Kreuzotter (graue und rotbunte Schlange) und die Blindschleiche (Söndrang), die man für blind hält und deren Stich nach alter Volksmeinung vor allen Dingen gefährlich sein soll. Ein alter Reim heißt: De Söndraug kann nich sehn, stickt awer dær den hartsten Steen. Kreuzottern werden gottlob! nicht häufig mehr angetroffen, und selbst die unschädliche Ringelnatter scheint im Rückgang begriffen zu sein, denn jeder, dem ein schlangenähnliches Tier über den Weg läuft, hat nichts Eiligeres zu thun, als demselben den Garaus zu machen und die Getötete an einem langen Stocke weithin sichtbar aufzuspießen, damit jeder Vorübergehende die Heldenthat bewundern mag. Aus Unverstand wird mithin der Unschuldige mit dem Schuldigen getötet. Allerdings soll zugestanden werden, daß eine bessere Naturkenntnis schon anfängt, der Ringelnatter Schonung angedeihen zu lassen. Die Blindschleiche findet sich nur noch ganz vereinzelt, ja, es giebt genug jüngere Leute, welche dieses Tier garnicht aus eigener Anschauung kennen.

Ob in früheren Zeiten auch Unken in den im Waldesdunkel versteckten Wassertümpeln sich aufgehalten haben, ist doch wohl zweifelhaft, obgleich ältere Leute diesen Ruf in ihrer Jugend gehört haben wollen. Jetzt kennt der Dithmarscher den nicht leicht zu überhörenden Unkenruf nicht.

Hinsichtlich der Fische ist mir noch keine Kunde von der Abnahme derselben zu Ohren gekommen. Allerdings läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Anlage von Fischteichen, mithin die künstliche Fischzucht, bedeutend abgenommen

hat. Mehrere niedrige Stellen, die ich noch in der Jugend als Fischteiche kannte, sind neuerdings in Acker- und Wiesenland umgewandelt worden, und neue Fischteiche werden nur ausnahmsweise angelegt. Der Grund von dem Rückgange dieses Erwerbzweiges mag teils in dem Aufschwung der Ackerwirtschaft, teils aber auch in den natürlichen Wasserverhältnissen liegen. Auch fehlt dem dithmarsischen Bauer, mit wenig Ausnahmen, die hinreichende Kenntnis zum Betriebe einer rationellen Fischzucht, so daß die darauf verwendete Mühe nur selten ihren gebührenden Lohn findet. Fremde Fischzüchter haben allerdings Versuche gemacht, durch kontraktliche Vereinbarung mit einigen Hofbesitzern der Fischzucht weider aufzuhelfen, aber wohl mit wenig Erfolg. Neuerdings fangen unternehmende Landleute auch an, die Goldfischzucht zu kultivieren, ob mit Erfolg, ist abzuwarten. Auch mit der Aufzucht der medizinischen Blutegel hat man stellenweise angefangen, und wie man hört, mit einigermaßen günstigem Erfolge. In meiner Jugendzeit bezeichnete man noch einige Wassertümpel, in denen sich die „echten" Egel aufhalten sollten; einzeln wurden diese auch gefangen und an Blutegelhändler abgesetzt; ob diese Tiere die rechten gewesen sind, ist wohl zu bezweifeln. Jetzt kennt man solche Wassertümpel nicht mehr.

Im Vorstehenden habe ich versucht, die Behauptungen von dem Rückgange des Tierlebens in Dithmarschen auf ihren Thatbestand zu prüfen, soweit ich davon Kunde habe. Sollte ich in einzelnen Angaben mich geirrt oder vielleicht Einzelheiten, die in diesen Bereich gehören, übersehen haben, so werden kundigere Federn gerne eine Berichtigung bringen. Es ist uns ja nur um Wahrheit zu thun.

Ich erlaube mir, noch einige Nutzanwendungen inbezug auf den nicht wohl abzuleugneuden Rückgang der nützlichen und angenehmen Vogelwelt hinzuzufügen. Einige wollen diese Thatsache auf eine Verwüstung der Wälder zurückführen. Aber ist die Verwüstung wirklich so bedeutend, wie oft behauptet wird? Ein Gesetz, betreffend Waldschutz, ist in Dithmarschen nicht erst mit dem Übergehen der Herzogtümer an Preußen eingeführt worden, wie man irrtümlicherweise wohl mitunter annimmt; ein solches hat vielmehr schon im vorigen Jahrhundert bestanden, ist auch, soviel mir erinnerlich, mit Konsequenz durchgeführt worden, so daß das Ausroden der Waldareale den dithmarsischen Bauern schon von jeher verboten gewesen ist. Das Waldareal ist deshalb seit einem Jahrhundert im ganzen dasselbe geblieben. Nur wo abgesonderte kleine Hölzungen im Ackerfelde der Wirtschaft schadeten, war das Ausroden erlaubt; eigentliche Waldstrecken durften nur mit obrigkeitlicher Genehmigung in Ackerboden verwandelt werden, und diese wurde nur ausnahmsweise erteilt. Dahingegen sind die großen, Jahrhunderte alten Baumriesen nach und nach der Axt zum Opfer gefallen und ganze Waldflächen abgeholzt; aber auf Nachwuchs ist immer mit Sorgfalt gehalten, mitunter sind auch neue Anpflanzungen gemacht worden. Tannenwaldungen haben ohne Zweifel in den letzten Jahrzehnten bedeutend zugenommen. Die dithmarsischen Wälder sind mithin in ihrem Arealbestande geblieben, aber sie sind nicht mehr in ihrem Holzbestande so imponierend und

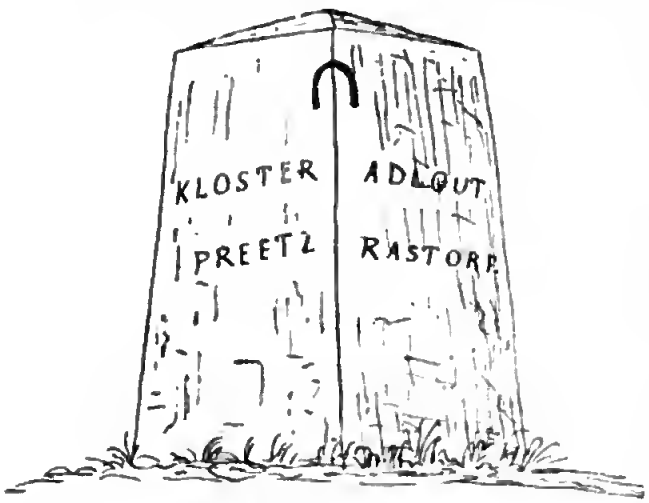
undurchdringlich wie früher. Das Verschwinden der größeren Waldtiere mag aus dieser Thatsache, in Verbindung mit der Nachstellung durch die Menschen, zu erklären sein; aber die kleine liebliche und nützliche Sängerwelt hat andern Einflüssen weichen müssen. Der Vertreiber derselben ist allein der Mensch, so hoch der jetzige Dithmarscher sich auch über seinen Vorfahren, was Kultur anbetrifft, erhaben dünken mag. Es fehlt dem Volke — und es wird nicht allein in Dithmarschen so sein — der Naturſinn, ja, die Naturpoesie (wenn man dies Wort nicht mißdeuten will). Der jetzige Landmann hat dank der gesteigerten Schulbildung mehr wissenschaftliche Naturkenntnis; sein Vorfahr schöpfte seine Naturkenntnis aus der eigenen Beobachtung und den Mitteilungen seiner Standesgenossen, und er war, was von dem jetzigen Geschlecht nicht gesagt werden kann, deshalb mit der Natur hinsichtlich seines Denkens und Sinnens verwachsen; sie war ihm eine vertraute Freundin und Lehrerin geworden, deren Sprache er zu deuten suchte. Für jeden Vogel, für jede Blume, die er bei seiner Arbeit antraf, hatte er einen Namen und machte sich einen Vers darauf; wenn diese Ausdrücke auch nicht mit den wissenschaftlichen Ausdrücken übereinstimmten, die Volkssprache schuf für die Naturgeschichte ein eigenes Lexikon. Fragt jetzt einen Jüngling oder ein nach der neuesten Mode gekleidetes Mädchen nach dem Namen und der Naturgeschichte des auffliegenden Vogels, der am Wege duftenden Blume, sie halten's nicht der Mühe wert, dem ihre Beachtung zu schenken, und wenn sie auch vielleicht aus der naturwissenschaftlichen Unterrichtsstunde noch den wissenschaftlichen Namen im Gedächtnis haben, das Interesse an der Natur haben sie nicht mitgebracht. Was den Alten Schonung gegen die Natur — und namentlich gegen die Vogelwelt — einflößte, das war der von der Mutter und dem Vater geerbte Naturſinn. Deshalb schonte man den Vogel, ja, deshalb hielt man es für einen Frevel, mutwillig ein Vogelnest zu zerstören. So oft wir auch als Kinder im Walde umherstreiften und Vogelnester aufsuchten, niemals fiel es uns ein, ein solches Wunder der Natur mit frecher Bubenhand zu zerstören, wenn auch ein Vogelschutzgesetz nicht drohend uns die Hände band. Jetzt hat man die nötigen Gesetze erlassen, aber die Zerstörungswut tritt dabei mit der größten Roheit hervor. Besuche man einen Wald zur schönsten Sommerzeit, wenn die Kinder ihre Waldpartien am Tage vorher ausgeführt haben, und man wird Spuren des Zerstörungsunfugs genug finden.

Wollen wir damit gegen ein Gesetz für Vogelschutz etwas gesagt haben? Mit nichten! Auch halten wir den Naturgeschichtsunterricht in der Schule für durchaus kulturgemäß. Aber auch im Schulunterricht sollte die größte Aufmerksamkeit auf Pflege des Naturſinns gerichtet sein, damit Gesetz und Polizei überflüssig werden. Freilich kann die Schule in dieser Hinsicht wenig thun, wenn die Eltern derselben nicht ihre Unterstützung angedeihen lassen.

Hufeisensteine in Holstein.

Von Dr. W. Splieth in Kiel.

Der noch heute bestehende Glaube an den Glück und Schutz verleihenden Zauber des Hufeisens ist bekannt. Demselben Glauben verdankt der Brauch seinen Ursprung, Grenzsteine mit dem Zeichen des Hufeisens zu versehen und sie dadurch zu weihen. Dergleichen Steine sind besonders durch die Bemühungen des † Professors H. Handelmann und des Lehrers F. Siebke in Bargteheide bekannt geworden und zwar fast ausnahmslos aus dem Gebiet der alten Völkerscheide zwischen Deutschtum und Wendentum, der Sachsengrenze Karls des Großen. Wir finden vier dieser Steine im Gebiet der unteren Schwentine, drei standen im Kirchspiel Bornhöved, einer bei Segeberg (?), neunzehn sind aus dem Kreise Stormarn und einer ist aus dem Kreise Herzogtum Lauenburg bekannt. Das Hufeisen ist vertieft oder erhaben in den Stein gehauen und dem Wege zugekehrt. Die Seitenflächen des Steines pflegen die Bezeichnung der durch die Scheide von einander abgegrenzten Gebiete zu tragen. Das Alter der Steine ist verschieden. Die meisten entstammen diesem oder dem vorigen Jahrhundert, doch wird der Brauch weiter zurückreichen. Die Kenntnis von seiner eigentlichen Bedeutung scheint dem Volke verloren gegangen zu sein, und man hat das Zeichen bei einer Erneuerung der Grenzsteine mechanisch von den älteren Markscheiden übernommen. Die Verbreitung der Hufeisensteine über das genannte Gebiet ist merkwürdig und bisher nicht erklärt. Vielleicht liefert eine Prüfung alter Grenzsteine in anderen Gebieten, zu der ich hiermit auffordern möchte, den Nachweis eines weiteren Vorkommens.



Zwischen Rosenfeld und Raisdorf, an der Schwentinebrücke.

Am Wege von Ellerbek nach Clausdorf.

Ein vergeſſener Abſchnitt aus dem Quickborn.

In den erſten Auflagen des Quickborns lautete das bekannte Gedicht „Unruh Hans, de letzte Zigeunerkönig“ in manchen Einzelheiten anders, als es uns jetzt entgegentritt. Die Änderungen ſind nach einer Mitteilung des Dichters auf Ratſchläge ſeines Freundes Müllenhoff zurückzuführen. Mancher, dem die urſprüngliche Faſſung lieb geworden war, hat ſich ſchwer an die neue Form gewöhnt; insbeſondere iſt ein kleiner Abſchnitt ſchmerzlich vermißt worden, der dort als Einlage das Geſpräch des Vaters mit dem heimkehrenden Sohne einleitete. Der Dichter hat freundlichſt geſtattet, dieſen kleinen Abſchnitt, der für ſich verſtändlich iſt, durch erneuten Abdruck in der „Heimat“ der Vergeſſenheit zu entreißen.

Heſt du en ole Moder ſehn?
Se ſitt un ſpinnt, alleen, alleen,
Se ſitt un ſpinnt de ganze Dag,
Un liggt un gruwelt Nach vær Nach;
Se firt er Wihnacht blot mit Weenn,
Un firt er Oſtern noch alleen,
Un Summers inne warme Sünn
So ſitt ſe noch alleen to ſpinn';
Un wedder is de Winter dar:
Du lewe Gott — dat drütte Jahr!
De ſtillen Winterabnds begünnt,
Se ſitt der noch alleen un ſpinnt.
De Snee de knarrt von menni Tritt,
De Een man blot is nich dermit,
De is ſo wit, Gott weet wohin,
Un ſe mutt weenn un ſpinn' un ſpinn'.
Dar — hör'! dar kummt en Schritt hentlank,
De hett dat ili, na de Gank,
De hett wul noch wat Wichtigs vær,
De — hör! de kummt an unſe Dær —
Un laugs de Del — wer ſchull dat wen?
Moder, — hol op! dat is din Sœu!

Klaus Groth.

Volksmärchen aus Schleswig-Holſtein.

2. König Medowulf.

(Dithmarſchen.)

Nach mündlicher Mitteilung aufgezeichnet von **H. Eſchenburg** in Holm bei Uterſen.[1])

In alten Zeiten lebte ein Bauersmann, der hatte eine einzige Tochter, die mußte alle Arbeiten mit verrichten und auch immer mit dreſchen. Das gefiel ihr ſchon lange nicht mehr und ſie hatte ſich ſchon oft einen Mann gewünſcht. Aber es kam keiner, der ſie zur Frau haben wollte. Da ſprach ſie eines Tages: „Ich möchte doch am liebſten verheiratet ſein, und wenn auch ein Wolf käme und mich zur Frau haben wollte.“ Kaum war aber das Wort aus ihrem Munde gekommen, ſo ſtand ein Wolf bei ihr, der ſprach: „Soll dein Wort, das du eben geſagt haſt, nun auch noch gelten?“ „Ja,“ ſagte das Mädchen ganz herzhaft. „Dann buck nur auf,“ ſprach der Wolf, nahm ſie auf ſeinen Rücken und trug ſie fort. Als ſie einen weiten Weg gemacht hatten, kamen ſie zu einer

[1]) Man vergleiche: Schwediſche Volksmärchen von B. Turley. Nr. 22: Der Wolfprinz. — Die Überſchrift iſt von der Erzählerin übernommen.

Höhle. Da führte der Wolf sie hinein, und hier lebten sie lange Zeit in Glück und Frieden. — Aber so gut es der Frau hier auch gehen mochte, so dachte sie doch oft an ihre Eltern zurück, und eines Tages sprach sie zu ihrem Wolf: „Ach, lieber Wolf! bringe mich doch noch einmal wieder zu meinem Vater und meiner Mutter. Ich habe sie so lange nicht mehr gesehen." Der Wolf war gleich dazu bereit und trug sie hin. Er wollte aber nicht mit hineingehen, sondern blieb draußen und sprach: „Ich will hier so lange warten, bis du wiederkommst. Du mußt nur nicht gar zu lange wegbleiben." — Als nun die Eltern ihre Tochter nach so langer Zeit einmal wiedersahen, war ihr Herz voll Freude, und des Fragens und Bewunderns war kein Ende, denn die Tochter wußte viel zu erzählen, wie es ihr ergangen war und wie gut ihr Wolf immer sei. Da sprach die Mutter zu ihr: „Weißt du denn noch immer nicht, wer dein Wolf eigentlich ist? Du kannst es leicht erfahren, wenn du meinem Rate folgst. Du brauchst nur drei Tropfen von deinem Blute auf ihn fallen zu lassen, so wirst du sogleich seine wahre Gestalt erkennen." — Endlich nahm die Tochter Abschied von ihren Eltern, und ihr Wolf trug sie wieder heim. Er hatte aber alles gehört, was sie geredet hatten. Als sie nun wieder in ihrer Höhle angekommen waren, sprach er zu seiner Frau: „Wenn du mich lieb hast, so thu' es nicht, was deine Mutter dir geraten hat. Sonst bringst du uns ein großes Unglück."

Das versprach sie ihm gerne, — doch die Worte ihrer Mutter wollten ihr nicht mehr aus dem Sinn kommen, und als der Wolf nun nach der mühsamen Reise in einen tiefen Schlaf gefallen war, konnte sie es nicht lassen, schnitt sich in den Finger und ließ drei Tropfen von ihrem Blute auf den Schlafenden fallen. Sogleich erblickte sie statt des Wolfes einen wunderschönen Prinzen. Er schlug die Augen auf und sprach betrübt: „Ach, hättest du doch auf meine Bitte gehört. Es wäre nur noch eine kurze Zeit bis zu meiner Erlösung gewesen, aber nun muß ich dich verlassen." Darnach nahm der Prinz Abschied von ihr, ob sie gleich noch so sehr weinte und flehte.

Als er aber nach einiger Zeit nicht wieder zurückgekommen war, hielt sie es nicht länger aus und machte sich auf den Weg, ihren Prinzen wieder zu suchen. Sie wanderte den ganzen Tag, ohne eine Spur von ihm zu finden, und als es Abend ward, kam sie an ein kleines Haus. Darin wohnte eine alte Frau; zu der sprach sie: „Ach, liebe Frau, laßt mich zur Nacht ein wenig in eurem Hause ausruhen." — „Nein," sprach diese, „das geht nicht, denn mein Sohn, der Wind, wird bald nach Hause kommen. Der kann es gleich riechen, daß du hier bist, und dann wird es dir schlimm ergehen." Da erzählte die betrübte Frau ihr ganzes Unglück und weinte so sehr, daß es der Alten zu Herzen ging, und sie verbarg die Frau unter dem Bette. Als nun der Wind nach Hause kam, rief er gleich: „Ich rieche! Ich rieche!" — „Was riechst du?" fragte die Alte. — „Hier ist Menschenfleisch im Hause!" — „Nein, mein Sohn," sagte die Alte, „es ist wohl ein Rabe übers Haus geflogen, der einen Menschenknochen im Schnabel hatte." — „Das kann auch wohl sein," meinte der Wind, gab sich damit zufrieden und setzte sich zum Essen. Als er satt war, sprach die Alte zu ihm: „Mein Sohn! Ich habe dir noch etwas zu sagen. Du mußt nur nicht gar zu böse[1]) werden." — „Was giebt's denn?" — „Ich habe eine arme Frau im Hause versteckt, die ausgegangen ist, ihren Mann wieder zu suchen, den sie verloren hat." — Der Wind verlangte sie zu sehen, und die Frau mußte hervorkommen. Sie erzählte alles, wie es sich zugetragen hatte. Der Wind that ihr kein Leid, sondern versprach ihr seine Hilfe. Am andern Tage blies der Wind mit solcher Kraft wie nie zuvor, aber auch er fand den verlorenen Mann nicht, und die betrübte Frau mußte weiter wandern. Als sie fortgehen wollte, sprach die Alte: „Ich will dir etwas verehren,[2]) das kann dir noch von großem Nutzen sein!" und gab ihr ein schönes Silberkleid.

Die Frau bedankte sich aufs beste und zog weiter, den verlorenen Mann zu suchen. Am Abend kam sie wieder an ein kleines Haus. Sie ging hinein und traf eine

[1]) zornig. [2]) schenken.

alte Frau; zu der sprach sie: „Ach, liebe Frau, laßt mich doch diese Nacht in eurem Hause zubringen!“ — Die Alte erwiderte: „Nein, das geht nicht, denn bald kommt mein Sohn, der Mond, nach Hause. Der wird sogleich merken, daß du hier bist, und dann wird es dir übel ergehen.“ — Aber die Frau erzählte ihr großes Ungtück und weinte so heftig, daß es die Alte dauerte, und sie versteckte sie unter dem Bette. Bald kam der Mond nach Hause, und als er kaum eingetreten war, rief er: „Ich rieche, ich rieche!“ und fing an zu suchen. „Was riechst du?“ sprach die Alte. — „Du hast Menschenfleisch im Hause!“ — „Nein,“ sagte die Alte, „es wird wohl ein Rabe übers Haus geflogen sein, der einen Menschenknochen im Schnabel hatte.“ Der Sohn gab sich damit zufrieden und setzte sich zum Essen. Als er satt war, fing die Alte an: „Mein Sohn! Ich habe dir noch etwas zu sagen. Du mußt nur nicht gar zu böse werden.“ — „Was hast du denn?“ — „Es ist eine arme Frau hier, die ist ausgegangen, ihren verlorenen Mann zu suchen.“ — „Wo hast du sie?“ sprach der Mond. Und nun mußte die Frau hervorkommen und genau erzählen, wie es ihr ergangen war. Als der Mond alles vernommen hatte, versprach er, ihr zu helfen, und in der Nacht schien er so prächtig, daß die Leute meinten, es sei heller Tag geworden. Doch den verlorenen Prinzen konnte er auch nicht finden. Da sank der armen Frau der Mut immer mehr, und am andern Morgen wollte sie sich in großer Betrübnis weiter auf den Weg begeben. Da sprach die Alte zu ihr: „Ich will dir etwas verehren, das kann dir noch großen Nutzen bringen,“ und reichte ihr ein überaus prächtiges Goldkleid.

Die Frau bedankte sich vielmals und zog weiter.

Am Abend kam sie nochmals zu einem kleinen Hause, und als sie eintrat, fand sie wieder eine alte Frau; zu der sprach sie: „Ach, gute Frau, laßt mich doch diese Nacht in eurem Hause ausruhen.“ — „Nein,“ sprach diese, „das geht nicht an. Denn wenn mein Sohn, die Sonne, nach Hause kommt, wird er es gleich merken, daß du hier bist, und dann sieht es schlimm für dich aus.“

Da erzählte die arme Frau all ihren Kummer und weinte so sehr, daß es die Alte dauerte, und sie verbarg sie unter dem Bette. Als nun bald darnach der Sohn nach Hause kam, rief er gleich: „Ich rieche, ich rieche!“ — „Was ist?“ sprach die Alte. — „Es riecht hier nach Menschenfleisch.“ — „Mein Sohn, es wird gewiß ein Rabe übers Haus geflogen sein, der einen Menschenknochen im Schnabel hatte.“ — „Kann sein,“ sprach der Sohn, beruhigte sich dabei und setzte sich zum Essen.

Als er satt war, sprach die Alte: „Ich habe dir noch etwas zu sagen; du mußt nur nicht gar zu böse werden.“ — „Laß hören!“ sprach die Sonne, und die Alte fing an: „Ich habe eine arme Frau im Hause versteckt, die ihren Mann verloren hat.“ Die Sonne verlangte sie zu sehen, und die Frau mußte hervorkommen. Als sie nun in großer Betrübnis ihr Herz ausgeschüttet hatte, versprach die Sonne, den verlorenen Mann suchen zu helfen. Am andern Tage schien die Sonne so hell, daß es eine Lust war, aber den verlorenen Prinzen vermochte sie nicht zu finden. Das betrübte die arme Frau sehr, aber die Sonne versprach ihr, auch am andern Tage fleißig zu suchen. Da schien die Sonne am andern Tage noch viel heller, daß sich jedermann verwunderte, und als sie am Abend heimkehrte, brachte sie der armen Frau die Nachricht: „Dein Prinz ist nun schon König geworden und wird bald seine Hochzeit mit einer andern Frau feiern.“ Da ließ es der armen Frau keine Ruhe mehr, und sie wollte sogleich forteilen. Da sprach die Sonne: „Ich habe den Ort noch nicht genau erforscht, wo du deinen Mann findest, und kann dir noch nicht genau sagen, welcher Weg dich am besten zu ihm führt. Darum warte noch einen Tag, bis ich es herausgebracht habe, dann magst du weiterziehen.“ Und ob die Frau noch so ungeduldig war, so mußte sie sich doch darin fügen. Da schien die Sonne am dritten Tage so schön, wie niemals zuvor und erforschte alles aufs genaueste.

Als nun die Frau alles erfahren hatte, wollte sie am andern Morgen früh Abschied nehmen. Da sprach die Alte zu ihr: „Ich will dir noch etwas verehren, das wird dir auch von großem Nutzen sein,“ und schenkte ihr ein Kleid von lauter Gold und Demant.

Die Frau bedankte sich aufs beste und machte sich auf den Weg. Als sie lange Zeit gewandert war, kam sie endlich an ein kleines Haus zu einer alten Frau; die bat sie um Unterkunft für einige Tage, denn sie wußte, daß sie nicht mehr weit von des Königs Hof war. Die Alte nahm sie gerne auf, und als die Frau ihr schlimmes Schicksal und ihr Vorhaben erzählt hatte, sagte sie ihr, wann die Hochzeit gefeiert würde. Zu diesem Tage schmückte sich die Frau, legte ihr schönes Silberkleid an und ging auch hin zu des Königs Hochzeit. Als nun die Königin sie unter den Gästen erblickte, verwunderte sie sich sehr, trat zu ihr und sprach: „Was hast du für ein prächtiges Kleid; das möchte ich dir gerne abkaufen. Was soll ich dir dafür geben?" — „Das schöne Kleid verkaufe ich nicht," antwortete die Frau, „und doch — wenn du mir gestattest, daß ich in dieser Nacht bei dem König vor dem Bette sitzen kann, so will ich dir's schenken." Die Königin wollte gar zu gerne das schöne Kleid haben und willigte ein, befahl aber dem ersten Diener, er solle dem König einen Schlaftrunk vorsetzen. — Als nun die Frau in der Nacht vor dem Bette des Königs saß, rief sie:

König Medowulf, du schönster Herr!
Ich bin bei dir gewesen in der ganzen Welt,
Bei Wind, Mond und Sonne,
Bei kalt Hagel und Schnee.
Nach dir thut mir mein junges Herz so weh.

Aber der König erwachte nicht, und die arme Frau zog in großer Betrübnis wieder ab.

Am andern Hochzeitstage schmückte sie sich ebenso schön wie vorhin und legte ihr prächtiges Goldkleid an. Dann begab sie sich wieder in den Hochzeitssaal, und als die Königin sie gewahr ward, wunderte sie sich noch viel mehr und sprach: „Was hast du doch für ein prächtiges Kleid an, noch viel schöner als meines. Verkaufe mir's und sage, was ich dir dafür geben soll." Ihr antwortete die Frau: „Ich mag's nicht verkaufen, aber wenn du mich noch eine Nacht vor dem Bette des Königs sitzen läßest, so will ich dir's schenken." Damit war die Königin einverstanden, denn sie hatte gar zu große Lust, das schöne Goldkleid zu besitzen. Sie gebot aber dem zweiten Diener, dem König einen Schlaftrunk vorzusetzen, und der that, wie ihm geheißen war. — In der Nacht, als der König fest schlief, saß die Frau allein vor seinem Bette. Da rief sie wie zuvor:

König Medowulf, du schönster Herr!
Ich bin bei dir gewesen in der ganzen Welt,
Bei Wind, Mond und Sonne,
Bei kalt Hagel und Schnee.
Nach dir thut mir mein junges Herz so weh.

Aber ihr Rufen blieb vergebens, und der König erwachte nicht. So kehrte die Frau am Morgen traurig zurück.

Da schmückte sie sich am dritten Tage nochmals und zog ihr Kleid von Gold und Demant an.

Damit ging sie wieder zur Hochzeit des Königs, und als die Königin sie sah, wußte sie vor Verwunderung nicht, was sie sagen sollte. Sie trat zu ihr und sprach: „Was ist das für eine Pracht? So etwas Schönes habe ich niemals gesehen. Willst du mir das Kleid verkaufen, so will ich dir dafür geben, was du dafür verlangst." Die Frau sprach: „Laß mich nur noch diese Nacht vor dem Bette des Königs sitzen, so will ich dir das schöne Kleid schenken."

Die Königin hatte ein großes Verlangen nach dem Kleide und willigte ein. Sie gebot aber dem dritten Diener, er solle dem König einen Schlaftrunk vorsetzen; doch dieser versäumte es. Da saß die Frau auch in der dritten Nacht vor dem Bette des Königs, und als er in tiefem Schlafe lag, rief sie ihm wieder ins Ohr:

König Medowulf, du schönster Herr!
Ich bin bei dir gewesen in der ganzen Welt,
Bei Wind, Mond und Sonne,
Bei kalt Hagel und Schnee.
Nach dir thut mir mein junges Herz so weh.

Digitized by Google

Da vernahm der König ihre Stimme, erwachte davon und ſchaute ſie verwundert an. „Wer biſt du?“ ſprach er.

Nun gab ſie ſich zu erkennen und fing an, ihm alles aufs genaueſte zu erzählen, und erinnerte ihn an die Zeit, da er noch als Wolf lebte und da ſie ſo froh und glücklich zuſammen in der Höhle wohnten. Da beſann ſich der König allmählich und ſprach endlich: „So biſt du meine rechte Frau und ſollſt es auch bleiben.“

Am andern Tage gab der König ein großes Gaſtmahl, und als er mit ſeinen Gäſten zu Tiſche ſaß, ſprach er: „Höret, wie es mir ergangen iſt: Ich verlor meinen Schlüſſel und verſchaffte mir einen neuen; aber darnach habe ich den alten Schlüſſel wiedergefunden. Nun ſagt mir doch, welchen Schlüſſel ich am beſten nehme.“ — „Den alten,“ ſprach der Vater der Königin ohne Beſinnen. — „So nimm nur deine Tochter zurück,“ ſprach der König, „denn ich habe mein treues Weib wiedergefunden, und das ſoll meine Königin ſein.“

Von nun an lebten der König und ſein treues Weib in ſteter Luſt und Freude, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch.

Im Winter.

— — — Die Tannen ſchweigen.
Ihre ſchneebedeckten Köpfe neigen
Sie traurig nieder.
Hin und wieder
Durchzuckt es ſie. Ein banges Zittern
Durchläuft die ſchwanken Äſte
Wie banges Fürchten vor des Sturms Gewittern,
Ein kurzes Zucken, ein leiſes Schütteln,
Ein wimmerndes, flehendes Beben,
Daß leiſe die Flocken herniederſchweben,
Langſam, langſam, langſam,
Wie ein wonniges Träumen
Aus ſonnigen Himmelsräumen.
Und die Tannen ſchweigen.
Ihre ſchneebedeckten Köpfe neigen
Sie traurig nieder.
Hin und wieder
Durchzuckt, durchzittert es ſie. —
Eine einſame Meiſe
Setzt ſich auf die weißen Äſte
Und trillert die alte Weiſe
Vom Frühling im flaumigen Neſte.
Dann läßt ſie ihr Köpfchen hangen
In Sehnſucht und Verlangen
Und ſchweigt.
Der Nachtwind geigt
In den weißen, glitzernden Zweigen.
Die Tannen ſchweigen.

Kiel. Wilhelm Lobſien.

Mitteilungen.

1. Auszug der Saatkrähen aus Düsternbrook. Vor einigen Jahren wurden die Saatkrähen in Düsternbrook zur Plage. Nahe bei Bellevue waren so zahlreiche Nester, daß man ernstlich daran denken mußte, den Wald von diesen Gästen zu säubern. Man schoß nach ihnen und suchte ihre Nester zu zerstören; doch schien alles vergeblich zu sein. Da kamen eines Tages meine Söhne nach Hause mit dem Rufe: „Vater, die Krähen ziehen aus!“ „Ach, das ist ja nicht möglich!“ „Ja, gewiß, sie ziehen aus und nehmen ihre Nester mit!“ „Das muß ich sehen!“ rief ich und eilte hinaus. Es war wirklich so; sie nahmen ihre Nester nach und nach im Schnabel mit und flogen ostwärts über den Hafen. Der Umzug dauerte etwa drei Tage, und seit dieser Zeit sind die Krähen aus Düsternbrook verschwunden. (Nach einer mündlichen Mitteilung von Klaus Groth.)

2. Volkswitz in Ortsbezeichnungen. (Ergänzungen.) Blauer Lappen, Wirtshaus an der Chaussee von Itzehoe nach Hohenwestedt, Kreis Steinburg. — Büchsenschinken, Wirtshaus an der Landstraße zwischen Glinde und Witzhave, Kreis Stormarn. — Bültenkrug, Wirtshaus bei Wiemerskamp, Kreis Stormarn. — Burstah, bei Ellerbek, Kreis Pinneberg. — Drögenelk, bei Ulzburg im Kreise Segeberg. — Fulenpott, zwischen Wackendorf und Bühnsdorf, Kreis Segeberg. — Fleischgaffel, zwischen Altrahlstedt und Sieck, Kreis Stormarn. — Fürkit, bei Bissee, Kreis Kiel. — Graps, bei Honigsee, Kreis Plön. — Legan, an der Trave bei Niendorf im Gebiete der Stadt Lübeck. — Oha, 1. Wirtshaus zwischen Pinneberg und Elmshorn, Kreis Pinneberg. 2. Haus bei Mehlbek, Kreis Steinburg. 3. Haus bei Honigsee, Kreis Plön. — Packaff, an der Chaussee zwischen Tangstedterheide und Rethfurth, Kreis Stormarn. — Piepensack, zwischen Dakendorf und Grebenhagen, Fürstentum Lübeck. — Rugenhandschen, bei Leusahn, Kreis Oldenburg. — Rugen Ranzel, zwischen Pinneberg und Elmshorn, Kreis Pinneberg. — Schwarzer Lappen, bei Kayhof, Kreis Oldenburg. — Schlaput, bei Kogel, Kreis Herzogtum Lauenburg. — Vivat, bei Honigsee, Kreis Plön.

Die Bezeichnung Lurup kommt außer an den im Februar-Heft der „Heimat“ angegebenen Stellen noch vor bei Eggstedt im Kreise Süderdithmarschen und bei Kaltenkirchen im Kreise Segeberg.

Hamburg, Februar 1897. Justus Schmidt.

Briefkasten.

Die Anregung, welche in der letzten Nummer durch Aufzählung volkstümlicher Themen gegeben wurde, hat schon Erfolg gehabt. Über versunkene Orte an der Westküste ist bereits eine Arbeit eingegangen; andere Einsendungen stehen in Aussicht über die Geschichte des Buchdrucks und des Zeitungswesens in Schleswig-Holstein und über die Eindeichung Dithmarschens. Ferner ist eine Abhandlung über unser Verkehrswesen, speziell über die Post angekündigt worden.

J. Schm. in Hbg. Gelesen habe ich die kleine Geschichte von der Taube schon irgendwo; ich glaube, in Masius' Naturstudien. In der plattdeutschen Form und überhaupt aus unserm Lande scheint sie mir nicht bekannt zu sein; ich werde sie deshalb nächstens bringen. — J. B. in H. b. H. „Drangsalsperiode.“ Ich bitte, da die Arbeit sehr lang ist, noch um etwas Geduld. — H. in Fl. Genauere Mitteilungen über die sog. „Bindebriefe“ erwünscht. — T. C. Sch. in A. Einzelnes wird gelegentlich einen Platz finden. — H. A. C. in A. Meinen besonderen Dank. Unterschrift etwa: „Aus Nordfriesland“? — J. K. in C. Besten Dank für die freundliche Beurteilung unserer Zeitschrift. Hoffentlich finden Sie bald Zeit. — W. P. in P. Einverstanden. — Dir. Dr. D. in Gl. Ich sehe mit besonderer Freude ihren Einsendungen entgegen.

Eingegangen: v. L. in H. — F. L. in K. — B. in H. — H. B. in K. — C. in A. — J. F. K. in W. — Dr. Chr. Sch. in K. — E. D. in Ü.

Volksreime, sowie Jugend- und Volksspiele in nächster Zeit.

Sprichwörter und Redensarten. Die Quellen scheinen über alles Erwarten reichlich zu fließen. Herr Eschenburg in Holm hat z. B. gegen 400 Sprichwörter gesammelt, die sich allein auf Essen und Trinken beziehen. Es steht also zu hoffen, daß wir zu einer Sammlung kommen werden, wie sie jetzt noch nicht vorhanden ist. Herr Eschenburg schlägt vor, seine Zusammenstellung, nachdem er sie vollendet haben wird, andern Sammlern unsers Landes, die über reicheres Material verfügen, zur Beurteilung und Ergänzung vorzulegen, bevor sie abgedruckt wird. Der Vorschlag erscheint praktisch, und es werden deshalb diejenigen, welche die Zusendung wünschen, gebeten, dies bei der Schriftleitung durch eine Postkarte anzuzeigen. Alle, welche außerdem die Sammlung durch kleinere Beiträge vervollständigen können, thun dies am besten durch Einsendung derselben an Herrn Eschenburg in Holm bei Uetersen oder an die Schriftleitung.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 4. April 1897.

Aus alten und ältesten Zeiten.

Von **J. Mestorf** in Kiel.

II.

Noch heutigen Tages ist es auch in unserem Lande hier und dort Brauch, allen Kehricht (ich brauche dies Wort in seiner umfassendsten Bedeutung) hinaus auf den Hof zu werfen, wo er sich allmälig hügelartig anhäuft. Dieser Brauch ist uralt, so alt, wie die menschlichen Ansiedelungen überhaupt. Bei ackerbautreibenden Völkern wird „der Goldberg" (wie der Volksmund den Kehrichthaufen scherzweise nennt) von Zeit zu Zeit entfernt und zur Verbesserung der Ackerkrume auf die Felder gefahren. In alten Zeiten, als es keine Viehställe zu reinigen gab, als die Mahlzeiten weniger üppig und in Folge dessen weniger Abfälle zu beseitigen waren, da wuchsen die Abfall- oder Kehrichthaufen langsamer an, und wenn die Menschen, durch die sie entstanden, den Wohnort wechselten, da wurden sie in den Polarländern unter Eis und Schnee begraben, in südlicheren Ländern mit Erde und Graswuchs bedeckt und erst in späteren Zeiten zufällig wieder ans Licht gebracht.

Die Aeußerung, daß der Inhalt solcher Abfallhaufen ein wichtiges Material für culturgeschichtliche und archäologische Forschungen gewähren könne, würde vor einigen Jahrzehnten als Scherz hingenommen sein. Und doch ist dies thatsächlich der Fall. Gleichwie heute mit dem Kehricht aus Stall und Haus, mit Küchenabfällen aller Art, zerbrochenen Töpfen und Tellern und anderem Geräth, aus Versehen oder Fahrlässigkeit auch manch wohlerhaltenes, brauchbares Stück hinausgeworfen wird, so ist es auch in alten Zeiten geschehen. Und diese Dinge sind es, die uns über den Culturzustand und die Lebensweise der Menschen, von denen sie herrühren, Auskunft geben. Das Verdienst, die hügelähnlichen Abfallhaufen aus vorgeschichtlicher Zeit zuerst entdeckt und ihre culturgeschichtliche Bedeutung erkannt zu haben, gebührt unseren Nachbarn im Norden. Das Ergebniß der Untersuchungen unserer dänischen Freunde ist in Kürze folgendes. Die Abfallhaufen (auch im Auslande unter dem Namen „Kjökkenmöddinge," d. i. Küchenabfall, bekannt) sind von verschiedener Größe und verschiedenen Alters. Etliche haben eine Länge von ca. 2000 Fuß. Die ältesten

reichen bis in die früheste Zeit der Besiedelung unseres Landes zurück. Das Studium der in diesen Ablagerungen eingeschlossenen animalischen Überreste lehrt, daß die derzeitige Bevölkerung sich von dem Ertrage der Jagd und des Fischfanges nährte; hauptsächlich aber von Muscheln und Austern, deren Schalen den vorherrschenden Bestandtheil der an der Meeresküste liegenden Abfallhaufen bilden, die in Folge dessen auch „Muschelhaufen" oder „Schalenhaufen" genannt werden.*) Die Existenz eines einzigen Hausthieres war nachgewiesen, bevor die Knochen desselben gefunden waren. Professor Steenstrup, der um die Untersuchung der „Kjökkenmöddinge" hochverdiente dänische Zoologe, fand nämlich von den Skelettheilen der Thiere nur solche Knochen, die der Hund nicht frißt, und an den vorhandenen Knochen erkannte er die Spuren, daß sie von Hundezähnen abgenagt seien. Später wurden auch Hundeknochen gefunden, und da zeigte es sich, daß sie ebenso behandelt waren, wie die übrigen, d. h. sie waren, um das Mark zu gewinnen, zerschlagen oder gespalten, woraus Professor Steenstrup mit Recht schloß, daß zu Zeiten, wo die Jagd fehlschlug, wegen Mangel anderer Nahrung Hunde geschlachtet und gegessen waren. Die zu Tage geförderten Werkzeuge und Geräthe sind theils von Stein, theils aus den Knochen der verspeisten Thiere hergestellt, deren Felle den Menschen warme Kleidung gaben und wohl auch zu Wohnzelten Verwendung fanden, die freilich gegen die Unbill der rauhen Witterung nur nothdürftigen Schutz gewähren konnten. Die stellenweise in den Muschelschichten vorkommenden Kohlenstreifen, Spuren der Heerdstätten, stützen die Vermuthung, daß die Wohnzelte bisweilen auf den Abfallhaufen gestanden haben. Waren letztere allmälig so angewachsen, daß sie für die tiefer liegenden Wohnungen unbequem wurden, da dürfte man die Zelte abgebrochen und oben auf den Abfallhaufen wieder aufgerichtet haben. Und die nicht selten mehrfach übereinander liegenden Kohlenstreifen lassen darauf schließen, daß dieser Act sich wiederholt hat.

Die Hinterlassenschaft dieser frühen Bewohner unseres Heimathlandes deutet auf ein armseliges, elendes Dasein, ein Leben voll Entbehrungen, Kämpfen und Gefahren, aber sie zeugt zugleich von Intelligenz und Thatkraft. Zur Bewältigung der großen Thiere des Waldes gehörte, selbst wenn dieselbe mit Hülfe von Fallgruben erzielt wurde, Muth, Ueberlegung und List, und so primitiv und unzureichend die Waffen und Werkzeuge uns erscheinen, zeugt ihre Anfertigung doch von Nachdenken und manueller Geschicklichkeit. Mit der sub Fig. 1 abgebildeten Axt, welche typisch für die hier fragliche Culturperiode ist, läßt sich Papier so scharf und glatt schneiden, wie mit einem eisernen Messer, und in Dänemark hat man mit Erfolg mancherlei Holzarbeiten damit

*) Unter den animalischen Ueberresten waren die nachbenannten Thiere vertreten. Außer den Schalthieren, Flunder, Dorsch, Hering, Aal; Ente, Gans, Schwan, Möwe; Hirsch, Reh, Wildschwein; Seehund, Otter, Biber, Marder, Fuchs, Bär, Wolf, Luchs, Wildkatze u. a. m

ausgeführt. Ein 12 cm dicker Föhrenstamm war binnen 10 Minuten gefällt. Die schöne Knochenaxt Fig. 4 beweist, daß man aus den erlegten Thieren möglichsten Nutzen zog, indem man das Fleisch zur Nahrung verwerthete, das

Fig. 1. Flintaxt, gef. bei Ellerbek am Kieler Hafen. 14,5 cm lang.

Fig. 2. Flintaxt, gef. bei Stunsholz in Angeln. 6,8 cm lang.

Fig. 3. Flintgeräth, gef. bei Kopperbye unweit Kappeln. 12,5 cm lang.

Fell zur Kleidung, die Knochen zu Geräthen. Das Geweih der Hirsche gab vortreffliche Dolche, deren abgeschliffenen Spitzen man ansieht, daß sie vielfach gebraucht sind. Die Sehnen gaben ein vorzügliches Material zu Bindgarn und Schnüren. Spitze Knochensplitter und die Gräten der großen Dorsche

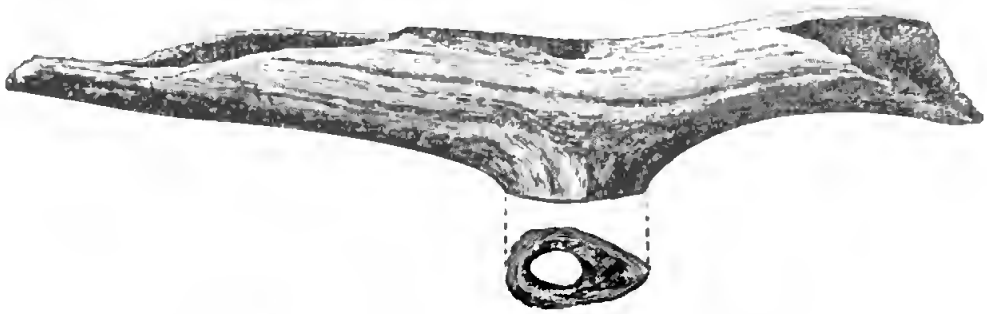


Fig. 4. Axt von Hirschgeweih, gef. mit Fig. 1. 33 cm lang.

gaben kräftige Nadeln und Pfriemen, um die Felle zusammen zu nähen oder zu knüpfen. Und ganz freudlos wird das Leben dieser hartgeschulten Menschen auch nicht gewesen sein. Kehrten die Männer heim von der Jagd, da begrüßten sie die Jubelrufe der Frauen und Kinder, und alle Hände regten sich emsig,

um beim Zerlegen der Thiere behülflich zu sein, die ihnen für die nächsten Tage reichliche Sättigung versprachen. Dabei lauschten alle den Erzählungen der Heimgekehrten von ihren Jagderlebnissen. Die Kämpfe mit den gewaltigen Thieren des Waldes waren mit ernsten Gefahren verbunden und mögen oft genug verhängnißvoll für die kühnen Jäger geworden sein. Deshalb waren die lauten Kundgebungen der Freude seitens der Frauen vollberechtigt, wenn die Männer unverletzt und siegesfroh heimkamen, zumal von ihren Erfolgen die Ernährung der Familie abhing.

Verwandtschaftliche Bande und Familiensinn erstarken, wo der Mensch feste Wohnsitze gründet, wo die Angehörigen eines Geschlechts sich in einem gemeinsamen Heim um das Heerdfeuer versammeln, wo die Stammesgenossen friedlich beisammen wohnen und die Mühen und Freuden des Lebens theilen. Daß die Menschen, von deren Anwesenheit die hier beschriebenen Abfall- und Muschelhaufen zeugen, nicht in bestimmten Jahreszeiten zum Fischfang an die See gezogen sind, sondern das ganze Jahr dort gewohnt haben, lehrt uns wieder eine feine Beobachtung des dänischen Zoologen Steenstrup. Er ließ die Ferkel einer Zucht in bestimmten Zeiträumen tödten und verglich jedes Skelet mit den einem bestimmten Abfallhaufen entnommenen Schweineknochen, und da konnte er nachweisen, daß dort zu allen Zeiten des Jahres Wildschweine verschiedenen Alters verspeist waren.

So war durch langjährige mühevolle Forschung die erste Kunde gewonnen von den Menschen, die vor mehr als 4000 Jahren hier im Lande gewohnt haben. Wir kennen ihre Existenzmittel; ihre Wohnplätze lassen schließen auf Familienleben, auf Intelligenz und mannigfache Handfertigkeit. Nur ihre Gräber hatte man bisher vergeblich gesucht, bis vor einigen Jahren Director Dr. Sophus Müller in Kopenhagen so glücklich war, solche zu entdecken. Danach scheint es, daß die Todten in unmittelbarer Nähe der Wohnungen, ja, in den Abfallhaufen bestattet sind. Es bedarf indessen, um die Frage zu klären, weiterer Untersuchungen.

Was wir bis jetzt über die ältesten Ansiedelungen in unserem Heimathlande wissen, danken wir den Untersuchungen unserer dänischen Freunde. Das in unserem Lande gesammelte Material ist für derartige Forschungen bis jetzt zu gering. In dem neunten Heft der „Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein" sind die Fundstätten aus der hier fraglichen Periode unseres Steinalters zusammengestellt. Die schönen Funde von Ellerbek wurden aus sekundärer Lagerung zu Tage gefördert; desgleichen die Funde bei Neustadt, und die Fundstätte an der Gjennerbucht war für eingehende Studien nicht geeignet. So viel läßt sich indessen sagen, daß die Physiognomie dieser Funde mit den dänischen absolut übereinstimmt. Die genannten drei Fundorte zeigen, daß die Menschen Wald und See für ihre Niederlassungen bevorzugten, weil sie die Bewohner derselben zu ihrer Ernährung brauchten. Einzeln gefundene Geräthe von Stein und Knochen aus der hier behandelten Periode lehren jedoch, daß ähnliche Ansiedelungen über

das ganze Land verbreitet gewesen sind. Um nun über diese älteste Bevölkerung unserer Heimath an der Hand ihrer Hinterlassenschaft selbst nähere Kenntniß zu gewinnen und nicht ferner auf die Ergebnisse fremder Arbeit angewiesen zu sein, bedürfen wir der Hülfe unserer Landsleute in allen Theilen des Landes, namentlich der Anwohner der Ostsee, der Binnenseen und der Flüsse.

Möchten die Leser der „Heimat" es sich als ein Verdienst und zur Ehre anrechnen, uns in der Auffindung solcher Abfallhaufen aus der Zeit der ältesten Besiedelung unseres Heimathlandes behülflich zu sein, damit wir, was hier über die Lebensbedingungen und die intellektuelle Begabung unserer ältesten Vorfahren gesagt worden, aus eigener, selbstständiger Forschung bestätigen oder berichtigen können. Für jede Einsendung etwaiger Fundsachen, für jede Mittheilung in dieser Richtung werden wir uns zu lebhaftem Dank verpflichtet fühlen.

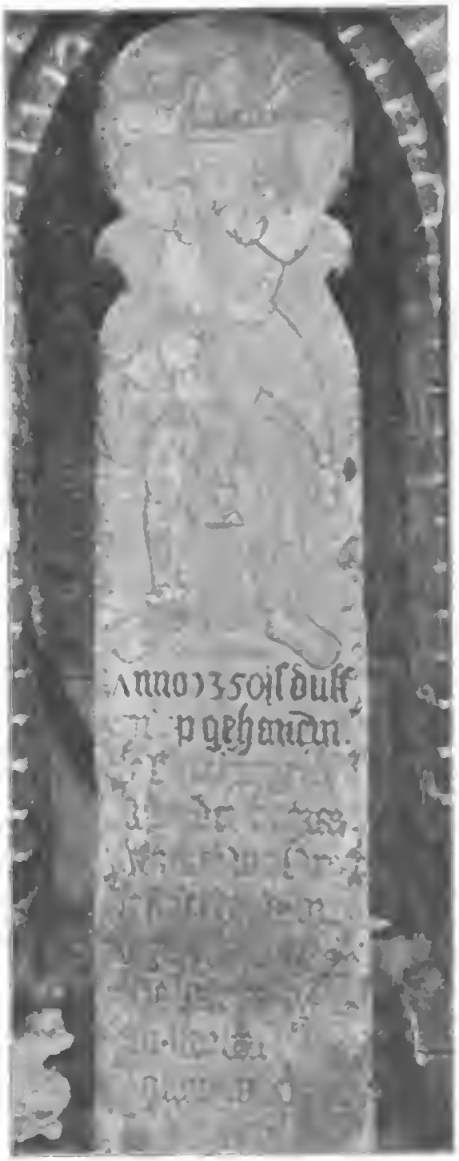
Till Eulenspiegel.

Zur Erinnerung an seine Geburt vor 600 Jahren.

III.

Der Grabstein liegt jetzt im Westportal [13]) der Kirche, das nicht mehr als Eingang benutzt wird und zu einer von außen zugänglichen, schmalen Nische umgebaut worden ist. Eine Thür verschließt diese, und wer den Grabstein sehen will, muß den Küster kommen lassen, der bei der Kirche wohnt. Der Stein ist nicht sonderlich fest, rötlichgrau und ohne den im Boden stehenden, festgemauerten Sockel 2,27 m hoch und 0,54 m breit. Oben ist er abgerundet und an allen Kanten stark verwittert. Über die Größe der Figur und das Mißverhältnis in derselben ist schon gesprochen worden. Die Linien des Bildes und die Inschrift sind vertieft, die Umrisse der Figur noch ziemlich deutlich, aber die ehemals bunten Farben stark verblichen. Der kleinkrempige Hut ist mit zwei Hahnfedern geziert. Die erhobene rechte Hand trägt eine Eule, die linke in derselben Haltung einen kreisrunden Spiegel. Am Gürtel hängt eine Reisetasche. Das Wams fällt vorn in drei großen Zacken herab, und jede endigt mit einer Schelle. Die gespreizten Beine sind mit enganschließenden Hosen bekleidet, und die Füße stecken in plumpen Schuhen. Die an den Seiten stark verwitterte Inschrift ist auf zehn Reihen verteilt; der erste Buchstabe ist ein großes, lateinisches A, alle anderen gehören dem kleinen, deutschen Alphabet an und haben eckige Formen. Man kann jetzt noch lesen:

[13]) Gegenwärtig wird die Möllner Kirche, die größte und schönste im Herzogtum Lauenburg, renoviert. Da das Westportal wieder als Eingang benutzt werden soll, so muß Eulenspiegel einen anderen Platz bekommen. Es wird beabsichtigt, den Stein nahe bei seinem jetzigen Stande, an der westlichen Schmalseite des nördlichen Seitenschiffes aufzustellen. Ein Vorschlag, den Grabstein in das unweit der Kirche befindliche, lauenburgische Museum zu schaffen, fand zur Freude des Küsters, der aus dem Vorzeigen der Eulenspiegel-Reliquien einen Nebenverdienst hat, keine Annahme.



Anno 1350 jſ duſſ
en vp gehaue ty
le vlenſpegel lig
hir vnder begraue.
marcket wol vnd
dencket dran. wat
ick gweſt ſi vp e
l de hir vor
gan. moten mi
glick wer

Rekonſtruiert würde die Inſchrift lauten:

Anno 1350 jſ duſſe ſten vp gehaue.
tylle vlenſpegel ligt hir vnder begraue.
marcket wol vnd dencket dran.
wat ick gweſt ſi vp erden.
all de hir voröwer gan.
moten mi glick werden.

Anm.: vp gehaue = aufgehoben; der Stein hat nie gelegen, ſondern immer mit eingegrabenem Sockel angelehnt geſtanden. — ligt = liegt, aber nicht lehnet, wie ältere und neuere Reiſende geleſen haben wollen. — begraue = begraben. — moten mi glick werden = müſſen mir gleich werden, das heißt: tote Narren, wie ich jetzt einer bin.

Memento mori! Dieſe alte Inſchrift der Grabſtätten iſt auch der kurzgefaßte Inhalt der Grabſchrift Eulenſpiegels. Beim erſten Leſen derſelben wird es manchem ſcheinen, als ſei eine ſpaßhafte Grabſchrift, wie ſie in damaliger Zeit nicht ſelten war, für einen Narren paſſender geweſen. Aber bei einiger Überlegung wird man anderes Sinnes: Shakeſpeare läßt im Hamlet in der Kirchhofsſcene den Schädel des Hofnarren Yorick ausgraben, um die Hinfälligkeit menſchlichen Witzes und irdiſcher Luſt zu illuſtrieren. „Wo ſind die Ausbrüche deines Humors, die oft eine ganze Tafel zu lautem Gelächter reizten? Nun geh' in die Kammer der gnädigen Frau und ſage ihr, ſo werde ſie einmal ausſehen, und wenn ſie die Schminke auch fingerdick auflegte." — Der Tod iſt der größte Schalksnarr, der auch dem ſonſt unbeſiegten Eulenſpiegel ein Bein ſtellt; aber der tote Narr teilt noch mit ſeiner Grabſchrift denen einen Pritſchenhieb aus, die ſich vor dem Tode fürchten.

Anm. Das Bild giebt den Grabſtein Till Eulenſpiegels mit photographiſcher Treue wieder, doch ſind die dunkeln Buchſtaben der beiden erſten Reihen fehlerhaft retouchiert.

In der Niſche, in welcher der Grabſtein ſteht, werden noch drei Gegenſtände verwahrt, die im Beſitze Eulenſpiegels geweſen ſein ſollen: ein Panzer,

ein Degen und ein Brillengestell. Der Panzer ist sehr defekt, er besteht aus kleinen, ineinander gefügten Ringen und wurde früher im Rathause beim Eulenspiegelbilde aufbewahrt (vergl. Dreyer). Der mit einer Parierstange versehene Degen ist gerade, schmal, zweischneidig und elastisch. Das Brillengestell, eine Karikatur, besteht aus Schmiedeeisen, ist etwa ein Viertel Pfund schwer und hat sehr große Augenlöcher; Halter für die Ohren sind nicht daran, es hat also die Form eines Kneifers.[14])

Vergleicht man die Nachrichten älterer und neuerer Reisenden über Eulenspiegels Grabstein, so findet man, daß sie alle voneinander abweichen. Heberer 1592 giebt die Inschrift hochdeutsch und sagt ferner: „Es ist auch ein Eyl und ein Spiegel auff beyden ecken des Steins darauff gehawen.“ [15]) Merian 1614 berichtet ebenso, sagt aber über das Grab: „so voriger Zeit renovirt worden.“ — Dreyer 1631 hat am genauesten beobachtet, irrt sich aber in betreff des Korbes. — Zeiller 1674 bringt die Grabschrift wieder hochdeutsch, wie Merian sie hat. — Uffenbach 1710 giebt zu Mißverständnissen über die Figur Veranlassung. — Berckenmeyer 1712 hat die Inschrift zwar plattdeutsch, aber anders als Dreyer, auch erwähnt er wie Heberer und Merian nur Spiegel und Eule. — Gesner aus Lübeck 1754 konnte keine Spur einer Inschrift entdecken. — Sachse 1776 stimmt mit Berckenmeyer überein, doch heißt es bei ihm 1530 statt 1350.

Das sind von 1592 bis 1776, also in 184 Jahren acht verschiedene Beschreibungen. Es wäre widersinnig, anzunehmen, daß jeder einen anderen Grabstein gesehen und richtig beschrieben hat. Folgende Auffassung dürfte die richtige sein: Alle haben denselben, noch heute vorhandenen Grabstein, der ursprünglich auf dem Grabe unter der Linde stand, beschrieben. Vor Heberer wurde er, wenige Meter von seinem ersten Standorte entfernt, gegen die Kirche gelehnt und mit einem Holz-Staket umgeben. Als dasselbe zerschnitten und unbrauchbar geworden war, wurde es erneuert (Merian, Dreyer). Nachdem auch diese Einfriedigung verfallen war, stellte man den Stein in das nicht mehr benutzte Westportal der Kirche und schützte ihn durch einen Holzverschlag, der die Inschrift ganz, vielleicht auch noch die Füße der Figur verdeckte (Uffenbach und die Folgenden). Weil dieser Verschlag erbrochen und Eulenspiegels angeblicher Krug daraus gestohlen wurde (1877), traf man die noch gegenwärtig bestehende Sicherung.

Sucht man nach einer Erklärung für die voneinander abweichenden Beschreibungen des Grabsteins, so möchten dafür folgende Erwägungen am Platze sein. Heberer und Merian waren Süddeutsche; sie schrieben wie Zeiller nicht

[14]) Die Brillen für Weitsichtige sind von Armati, gest. 1317, nach anderen von Spina, gest. 1312, erfunden worden. Die ersten Brillen ähnelten unseren Kneifern, wurden aber nicht auf der Nase festgeklemmt, sondern mit Häkchen vorn an der Mütze befestigt. Gläser für Kurzsichtige hat man erst 200 Jahre später hergestellt.

[15]) Trifft auch gegenwärtig zu, denn Eulenspiegel hält die beiden Gegenstände so, daß links oben am Stein die Eule, rechts oben der Spiegel ist.

nur für norddeutsche, sondern auch für süddeutsche Leser und übersetzten daher die Grabschrift ins Hochdeutsche. Für Dreyers Irrtum und Uffenbachs Darstellung ist schon eine Erklärung gegeben worden. Heberer, Merian, Berckenmeyer und Sachse hielten Eulenspiegels Attribute für interessanter und wichtiger als die Narrenfigur, weshalb sie nur Eule und Spiegel erwähnten. Berckenmeyer und Sachse konnten wegen des Holzverschlages die Inschrift sicherlich nicht sehen; sie gaben dieselbe daher vom Hörensagen und unrichtig. Es wäre indessen kühn, wollte man behaupten, daß der jetzt in Mölln vorhandene Grabstein der erste und einzige, im Jahre 1350 oder bald nachher gesetzte sei; denn nach dem Urteile von Sachverständigen sollen die Sprachformen der Inschrift und die Schreibweise der 5 und der 0 in der Jahreszahl 1350 aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen; danach wäre der jetzige Möllner Grabstein in der Zeit von 1500 bis 1550 angefertigt worden.

Eulenspiegels Grabstein hat früher eine andere Bestimmung gehabt. Die jetzige Rückseite war ehemals die Vorderseite und stellte ein mittelalterlich-katholisches[16]) Epitaphium dar, das nicht für Eulenspiegel bestimmt war, sondern für eine andere Person, die wahrscheinlich früher aus dem Leben schied als jener. Die gegen die Wand gekehrte Seite des Steins trägt im oberen Drittel ein großes Kreuz in erhabener Arbeit, ähnlich dem sogenannten Ansverus-Kreuz[17]) bei Ratzeburg. Darunter ist eine breite Nische ausgehauen, welche, mit der jetzigen Vorderseite verglichen, bis zur zweiten Reihe der Eulenspiegel-Grabschrift hinunterreicht. Eine bildliche Darstellung, deren Spur man deutlich erkennen kann, ist absichtlich aus der Nische herausgemeißelt worden, wahrscheinlich damals, als man den Stein für Eulenspiegel zurichtete. Im unteren Drittel der Rückseite befindet sich ein schlangenartig gewundenes Band, dessen erhabene Inschrift ebenfalls weggemeißelt worden ist; auch parallel mit dem Bande hat ehemals eine Inschrift gestanden.

Der alte Herr. In Mölln wird Eulenspiegel der alte Herr genannt, und wenn eine Sache unter besonders scherzhaften Umständen mißlungen ist, pflegt man zu sagen: „Der alte Herr hat seinen Rat dazu erteilt.“ Vor dreißig Jahren und früher war Tills Berühmtheit den Möllnern eine Last. Fragte ein Fremder mit heiterer Miene nach Eulenspiegel, so wurde das oft schon als eine Herausforderung angesehen. Man setzte seiner Frage ein feindseliges Schweigen entgegen oder ersuchte ihn, in den Spiegel zu sehen, dann habe er einen Eulenspiegel vor sich. Zu solcher gereizten Stimmung trugen hauptsächlich die Neckereien der Ratzeburger bei, obgleich diese den alten Herrn schon oft

[16]) Im Jahre 1531 wurde in der Kirche zu Mölln zum ersten Male lutherisch gepredigt; und aus demselben Jahre stammt die besondere Kirchenordnung für Mölln.

[17]) Ansverus ist der Apostel Lauenburgs. Er war Abt des Klosters St. Georgsberg bei Ratzeburg und wurde im großen Slavenaufstande 1066 getötet. Ein Steinkreuz, welches bei dem Dorfe Buchholz unweit Ratzeburg steht, soll nach dem Volksglauben die Stelle bezeichnen, wo Ansverus samt 28 Mönchen seines Klosters am 15. Juli von den Heiden gesteinigt (?) wurde.

mit gutem Erfolg entliehen haben sollen. „Ulenspegel!“ „Rottenbieter!“ hießen die wechselseitig gebrauchten Kosenamen. Die Feindschaft übertrug sich auch auf die liebe Jugend der beiden Nachbarstädte. Kamen die Ratzeburger Jungen zum Jahrmarkt nach Mölln, so geschah das nur truppenweise; und ebenso scharten sich die Möllner Jungen, wenn sie nach Ratzeburg wollten, um bei der unvermeidlichen Prügelei obenauf zu sein. — Eine echte Eulenspiegelei trug sich einmal auf dem Bahnhofe in Mölln zu. Der Zug hielt dicht am Bahnsteig. Einer der Reisenden lehnte weit aus dem Wagenfenster und fragte eine Gruppe ehrsamer Möllner Bürger: „Also in diesem Nest ist Eulenspiegel zu sehen; was macht er denn?“ Als er keine Antwort erhielt, fragte er wieder und wieder, bis der Zug sich in Bewegung setzte. Da trat der Zimmermeister W. vor und sagte verbindlich: „He let Se velmals grüßen!“ Bei diesen Worten gab er dem Aufdringlichen mit seiner kernigen Zimmermanns-Rechten eine klatschende Ohrfeige. Die Scheltworte und Strafandrohungen der Begrüßten verhallten in dem Gelächter der Zuschauer und dem Gerassel des abfahrenden Zuges.

Seit Jahren ist die Reizbarkeit der Möllner bei Fragen nach dem alten Herrn verschwunden; der gesteigerte Verkehr erweitert den Horizont und verhilft zu einer objektiven Anschauungsweise. Im September 1894 hielt der Verein für die Geschichte des Herzogtums Lauenburg seine Generalversammlung im Kurhause zu Mölln ab. Bei dieser Gelegerheit wurde, als der geschäftliche Teil erledigt war, eine Überraschung geboten. Ein angeblicher Spiritist beschwor den Geist Eulenspieles aus der vierten Dimension herauf. Unter Blitz und Donner erschien Till leibhaftig im Narrengewande seiner Zeit mit Spiegel und Kauz. Von der altdeutsch ausgestatteten Bühne herab trug er den Geschichtsfreunden und ihren Damen seine „ungedruckten Historien in Knittelversen“ vor. Es waren das allerlei drollige Mißgriffe, von welchen die Fama behauptet, daß sie jüngst und vor nicht zu langer Zeit in den drei Städten des Kreises gemacht worden sind. Die Zuhörer, anfangs verdutzt, kamen bald aus der Heiterkeit nicht mehr heraus, obgleich Eulenspiegel am Schlusse jeder Historie mit komischem Ernste versicherte:

„Das hat man zu meinen Zeiten gesehen;
jetzt kann solch ein Narrenstreich nicht mehr geschehen.“

Spinnrad und Webstuhl einst und jetzt.

Von **Doris Schnittger** in Schleswig.

II.

Die Volkssitte und Volkstracht stand ja in einigen Teilen Schleswig-Holsteins noch bis vor kurzem in engem Zusammenhang mit dem Hand-Gespinnst und -Gewebe, wie auch die Kieler Ausstellung das zeigte. Wer von uns kann sich noch der hochroten hausmacher Damastwesten alter „Westerkantsburen“ erinnern, zu denen ganz lange Rockschöße, Kniehosen und der silberbeschlagene

Meerschaumkopf gehörten? Etwas langlebiger sind die malerischen Frauentrachten der Friesinnen, Propsteierinnen usw. gewesen, doch hat bald das gefräßige Ungetüm, Mode, die kärglichen Reste verschlungen. Die mitunter an zierlichen städtischen Dienstmädchen viel Staat machenden bunten Beiderwandröcke sind hübsch, aber fast nie echt, d. h. sie sind ihnen aufgedrungen und dienen dann fast noch mehr der Koketterie der Madame als der Magd. — Aber die echten eigengemachten Kleider, die man im Herbst immer noch fast so wollig aus dem Schrank holt, wie man ein Jahr vorher es gethan hat, die garnicht umzubringen sind, in denen der böse Winter einem nicht viel anhaben kann, und die schließlich, an eine arme Nachbarin gegeben, noch auf lange eine Wohlthat bilden, was bei flauem Kaufstoff nur scheinbar so ist! Viel Modespielerei lassen sie nicht zu, elegant und schmiegsam sind sie nicht, passen darum gerade zu unserer etwas eckig soliden Eigenart. Was die Mutter für uns gesponnen, was sie, sorgsam und durch Übung erfahren, in der Farbenwirkung wohlberechnet anordnete, das wäre schon dadurch schätzenswert und hat, da niemand etwas Gleiches besitzt, noch dazu den Wert eines Unikums. Und wie paßt der derbe Stoff erst zu den Kindern! Während jetzt die armen Dingerchen oft zimperlich thun müssen, durften wir Geschwister durch Dick und Dünn herumwirtschaften. Wir machten uns nichts daraus, „die Grauen" zu heißen, weil unsere kluge Mutter für die unbändige Gesellschaft, Männlein und Fräulein durcheinander, aus einem riesigen Ballen grauen Zeuges (die Wolle in Naturfarbe schwarz und weiß zusammengekratzt) die schlichten Futterale schneiden ließ.

Als ich vor einer Reihe von Jahren über diesen Gegenstand schrieb (1884 im Meynschen Kalender), da lautete meine Überschrift noch „Spinnen oder nicht?" Damals redete ich mir noch ein, daß Hinweis auf den großen Vorteil, durch den *schließlich* das „Zumachen" (Tomaken) alle Mühe und Unkosten lohnt, etwas nützen könne. Daß es nutzlos wäre, diese Frage *nun noch* bei uns zu stellen, das weiß ich. Niemand hält mit Klagen oder Vorwürfen eine untergegangene Kulturperiode auf. Rufen wir uns auch gerne traute Bilder aus derselben zurück — die *künstlichen* Versuche der Wiederbelebung werden — *so fürchte ich* — immer nur zeitweilig wirken, weil fast alle Vorbedingungen fehlen. Hand-Spinnerei und -Weberei aber hat mit Einzelexperimenten nichts zu thun. Sie war das natürliche Ergebnis der ererbten, in engen Schranken sich bewährenden Tugenden des weiblichen Teiles der konservativen, seßhaften Familie, die noch nicht glaubte, überall mit dazwischen sein und sich sehen lassen zu müssen; ja, der ganzen ländlichen Bevölkerung mit dem still in sich befriedigten Sinn und der Wohlhabenheit, die nicht auf den „ersten Schilling" zu sehen braucht, die ruhig einige Tausende aufspeichern darf. Es steht zu befürchten, daß von solchen Vorbedingungen nicht allzuviel übrig geblieben ist, auch in der Gegend unseres Landes, wo, im Anschluß an die noch fortgehend geübte Frauenkunst im skandinavischen Norden, jetzt eine *Schule für künstlerische Handweberei* gegründet ist. Folgerichtig müßte das *Scherrebeker* Unternehmen von uns mit Jubel begrüßt werden, und dasselbe darf der Teil-

nahme all meiner Gesinnungsgenossen gewiß sein. Aber, wer glaubt wohl recht daran, daß diese neu eingeführte Erwerbsthätigkeit andere hübsche Liebhaberkünste lange überdauern wird? So langlebig die Volkssitte ist (oder war?), so kurzlebig ist die Mode. Und diese Tyrannin wird doch zu bestimmen haben, wie lange Aufträge eingehen werden, auf jene oft — aber auch nicht immer — so hübschen, kostbaren Erzeugnisse der Scherrebeker Handwebestühle. Hoffentlich werden die Versuchungen überwunden, moderne — besonders unschöne naturalistische — oder alte Unmöglichkeiten an gewagten Blumen- und Figurenmustern ausführen zu wollen. So ein ungefüger alttestamentlicher Recke, weiß auf dunklem Grund, war als Nachtwache vor der Urgroßmutter Wandbett oder auf der Staubschutzdecke vor ihren Milchsetten ja ganz angebracht, und ebenso „blömeriches un kruckeriches Tüch" (mit Vasen durchgemustert) auf des Westerkantsbauern Wagenkissen. Auf unseren Wandteppichen aber oder Sofakissen sehen wir's lieber anders, und in dieser schwerfälligen Technik wird man wohl nur dauernd Befriedigendes erreichen durch Beschränkung auf möglichst Einfaches und maßvoll Stilisiertes, auf Farbenwirkung in geometrisch abgegrenzten Flächen.

Erfreulich aber ist's, daß regierungsseitig jetzt etwas dafür geschieht, die von jeher betriebene Hausindustrie der Handweberei in Hannover, dem Lande des Flachsbaues, wie vorher in Schlesien, durch Wanderunterricht und Lehrwerkstätten auch künstlerisch zu beleben. Dort, wo es nicht nötig ist, in der Volkssitte seit lange abgerissene Fäden neu anzuknoten, wo in weitem Umkreis noch über 65000 Handstühle im Betrieb sind, z. T. zur Nebenbeschäftigung der Landbevölkerung, wo für Gewebe jährlich mehrere Millionen eingenommen werden — da ist Aussicht, daß ein neues Pfropfreis üppig grünt, daß Hausfleiß und Volkskunst die Fabrikwirtschaft mit ihrem fragwürdigen Gefolge hintenanhält. — Zum Lachen dagegen ist, was man kürzlich las: „Das Spinnrad wird wieder Mode." Die Prinzessin von Wales und die Herzogin von Fife haben sich — wie das ja auch sonst mitunter geschieht — zur Abwechslung Spinnrädchen, darunter ein hundertjähriges, ins Boudoir bringen lassen. Erstgenannte Dame soll aus selbstgesponnenem Garn höchsteigenhändig Strümpfe für den Gemahl gestrickt haben! „Wie viele Strümpfe es waren, wird freilich nicht verraten," heißt es dann, und man frage lieber nicht, wie besagtes Garn ausgefallen ist. Als ob die Sache so ganz einfach und spaßig wäre! Angesteckt hat die Mode aber auch schon hier. Ein großes Drechslergeschäft verkauft fast niemals mehr Räder aufs Land — wo ja selten auch die Dienstmädchen jetzt etwas damit anzufangen wissen —, wohl aber vereinzelt an Damen der Gesellschaft. Der Bericht hatte den boshaften Zusatz, die Frau .... innen ließen sich von der Waschfrau die Spule vollspinnen, um selbst Staat damit zu machen. Das also wäre der letzte Ausläufer des „Jetzt" für unser Thema — seine Karrikatur! Nein, nicht zwischen Fächerausputz und sonstigem Krimskrams ist der Platz für unser ehrliches Spinnrad. Am echtesten stimmte es zu den schwerfälligen, mit biblischen Geschichten beschnitzten Eichen-

laden und Schränken, in deren weiten Gelassen die Ahnfrau ihre Gewebe für kommende Geschlechter barg — für uns, die wir oft andere Ziele uns vorsteckten, und nun zeitlebens mühelos da herausholen. Aber auch der Altertumssammler darf sich darauf besinnen, in wie enger Beziehung die von ihm so geschätzte volkstümliche Holzschnitzerei zu der Volksarbeit und -Sitte gestanden, wie er allein dem Bienenfleiß der Frauen jenen ehrwürdigen Hausrat zu danken hat, der doch niemals sich nur Selbstzweck sein konnte.

Ganz allmählich schwanden die hübschen blauen Flecke, die Flachs bedeuteten, aus unserer sommerlichen Landschaft, weil, so sagt der Händler, wirklich guter Flachs, der doch mitunter noch gefordert wird, nur aus Hannover kommt. So wird uns auch nichts übrig bleiben, als mit dem Ende des Jahrhunderts allmählich vom Spinnrad Abschied zu nehmen. Den künftigen Geschlechtern mag es noch einmal in einer verwahrlosten Rumpelkammer begegnen, auf der Bühne oder im Museum, am sichersten aber in der bildenden Kunst und der Dichtung. Da wird man nie der Spinnerin entraten können. Spricht doch schon der Weise des Alten Bundes in hohen Lobestönen vom tugendsamen Weibe: „Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen. Sie strecket ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel.“ u. s. w. (Spr. Sal. 31). Ähnlich trauliche Gestalten treten uns in der griechischen und altdeutschen Heldensage entgegen. Im Märchen, dem Liede, der Dorfgeschichte und dem Schauspiel findet man schwerlich Anmutenderes als die sittige Spinnerin. Das 19. Jahrhundert, das mit so vielem aufzuräumen liebte, was seine Vorgänger an unnützem Ballast zurückließen, läßt seinem Nachfolger wohl noch jenes Vergnügen in der Dichtung. Schade nur, daß es in der Wirklichkeit aus den Spinnerinnen Fabrikmädchen machte!

Fischer-Krugtag zu Schlutup.

Von Haupttehrer **J. Maaß** in Lübeck.[1])

Das Fischeramt zu Schlutup[2]) hielt bis 1890 jährlich zwei Krugtage ab: den Maitag-Krugtag und den Michaelis-Krugtag, die beide in einer Gastwirtschaft stattfanden. Der letztere wurde aus finanziellen Gründen aufgegeben, denn es war immer Ebbe in der Kasse. Der erstere ist bis zur Gegenwart beibehalten worden.

Etwa eine halbe Stunde vor Beginn des Krugtages begiebt sich vom Hause des Ältermannes aus das sog. „kleine Amt“ in den Krug. In der Mitte der vorderen Reihe geht der wortführende Ältermann mit dem Regimentsholz in der Rechten, rechts von ihm der Mitälteste und links der Schriftführer, dessen Amt von dem Lehrer wahrgenommen wird, mit dem Rechnungsbuche, in der zweiten Reihe die beiden Ladenmeister, in der letzten die beiden Deputierten, alle in schwarzem Anzug und das Haupt mit einem Zylinderhute bedeckt. Die Musikanten, die vor der Wirtschaft Platz genommen, fangen an zu spielen, sobald der Vorstand in Sicht kommt, und hören wieder auf, wenn er von

[1]) Aus den Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde der „Heimat“ zum Abdruck zur Verfügung gestellt.

[2]) bei Lübeck.

dem Wirte und der Wirtin bewillkommnet und an den Vorſtandstiſch geleitet iſt. Auf dieſem ſteht in der Mitte der 60 cm hohe zinnerne Willkomm, daneben vier große zinnerne Bierkannen, ein brennendes Licht, eine Flaſche gefüllt mit Bittern oder Pfeffermünz (etwas Beſonderes für den Vorſtand) und ein Teller mit vierzehn Zigarren, von denen zwei für jede Perſon beſtimmt ſind. Nach und nach kommen die Fiſchermeiſter, die Jungfern und die Geſellen, alle durch Muſik begrüßt. Sie treten in die Meiſterſtube, Jungfernſtube oder Geſellenſtube.

Sind alle erſchienen, ſo erhebt ſich der Wortführer vom Sofa, klopft dreimal kräftig mit dem Regimentsholz auf den Tiſch und ſagt: „Willkam ok, Bröre! (Brüder). Sält ok all veelmal bedankt weſen, dat Ji up de Ölßen (Älteſten) Wurd (Wort) erſchienen ſünd. Vön Dag is unſ' Krogdag un togliek unſ' Rekendag. Jeder Brore mag ſik ſo bedräg'n, dat allens in Rau un Fred'n togahn deit. Herr (Lehrer) ward ſo fründlich ſien un lef'n uns de Reken (Rechnung) vær." Solches geſchieht. Liegt dann noch Geſchäftliches vor, ſo wird es beſprochen; dabei wird das Regimentsholz öfters in Thätigkeit geſetzt, um dem Durcheinanderreden zu wehren.

Wird ein Geſelle zum Meiſter befördert, ſo erheben ſich die beiden Älteſten von ihren Sitzen, der wortführende hebt den mit Braunbier gefüllten Humpen (Willkommen) vom Tiſch, der Mitälteſte hält den Deckel. Der Geſelle wird an den Vorſtandstiſch gerufen, und der Ältermann ſagt dann: „Du (z. B. Peter Voß), bet hiertau büs du Geſell weſt, un hüt is de Dag, wo du as Meiſter ünner uns upnahm'n warſt. Dortau will ik di eenige Regeln værfegg'n, wo du di ſtreng na verholln müßt. Wenn du up'n Water arbeidſt, müßt du recht arbeid'n un keen van din'n Mitbröre to nah kam'n. Kümmt di eener to nah, ſo heſt du di an din'n Ölßen tau wen'n. Heſt du Recht, ſo kriegſt du Recht; heſt du Unrecht, ſo warſt du mit Recht beſtraft. Wenn du 'n Amtsbad'n krieg'n deiſt, ſo müßt du gliek erſchien'n; dat is ebenſo gaud, as wenn din Öllermann fülb'n kümmt. Ik kann di dat nich all fegg'n, wat du tau befolg'n heſt; dortau hebbt wi unſ' Morgenſprak twelmal in't Johr; dor wardt di dat all værleſt. Wenn du denn doch manchmal wat heſt, wat du nich wet'n delſt, kumm tau din'n Öllermann, de wardt di Utkunft geb'n. Dortau will ik di tandrink'n as din Öllermann, un du faſt mi Beſcheid'n don as junge Mitbrore: Glück zu dieſem Trunk, aus lauter Lieb' und Gunſt, aus lauter Lieb' und Freundlichkeit: Min'n Kleg (Kollege, Mitälteſter), den Rekenführer, de Lad'nmeiſters un Deputierten un de ganze Bröreſchaft ehr Geſundheit, Vivat!" Er trinkt, während die Muſikanten einen Tuſch blaſen. Dann reicht er dem jungen Mitbruder den Humpen und ſpricht: „Glück zu dieſem Trunk u. ſ. w. de beid'n Öllerlür, den Rekenführer u. ſ. w." Dieſer bezahlt dann ſein Bürgergeld und geht an ſeinen Platz. Darauf fragt der Ältermann: „Wöllt de Bröre ok'n Snaps drink'n?" Sie antworten: „Jawoll, Öllermann." Die jüngſten Meiſter ſchenken dann Rum und Kümmel ein, während der Amtsbote die zinnernen Kannen mit Braunbier füllt. Nachdem die Muſikanten noch einige Stücke Blas- und Streichmuſik zu Gehör gebracht haben, werden ſie auf die Geſellenſtube verwieſen. In der Meiſterſtube erſcheinen dann Kuchenfrauen mit Berliner Pfannkuchen, Pfefferküſſen, Makronen u. ſ. w. und die hungrigen und durſtigen Kinder, welche hier volles Genüge finden. Allmählich verſchwinden die Meiſter bis zum Abendbrot, nur der Vorſtandstiſch bleibt beſetzt. Nach dem Eſſen erſcheinen der Paſtor mit ſeiner Frau und der Küſter mit ſeiner Frau, welche mit Eierbier und Kuchen bewirtet werden. Jedem Gaſte wird Kümmel und Bier angeboten, wofür die auf dem Tiſche ſtehende Amtsbüchſe mit einem Trinkgelde bedacht wird. Im Saale wird fleißig getanzt.

Auf der Geſellenſtube iſt das „Hänſen" (Hänfeln) intereſſant. Hat ſich dort eine Reihe von Gäſten eingefunden, ſo fragt der Altgeſelle: „Harrn de Bröre nu mal Luſt, 'n bet'n tau hänſen?" „Jawoll, Brore Oltgeſell." „Denn lat uns anfang'n." Drei Muſikanten werden vom Saale geholt. Der Nebenmann des Altgeſellen rechts nimmt den Deckel vom Willkommen, der Altgeſelle nimmt den mit Braunbier gefüllten Humpen und ſagt einen Spruch auf die Fiſcher, z. B.: So leben wir Fiſcher alle, Vivat! (dann

trinkt er, während die Muſik einen Tuſch ſpielt). Oder: In Sturm und Wetter iſt Gott unſer Retter, Vivat! Ein Talentvoller dichtet auch ſelbſt einen Spruch. Nach dem Trunke wird der Humpen auf den Tiſch geſtellt und der Deckel darauf geſetzt. Der Geſell, der eben den Deckel gehalten hat, nimmt den Humpen in die Hand (ſein Gegenpart hält jetzt den Deckel) und ſagt auch einen Spruch, wie:

So viel Tropfen dieſer Willkommen hegt,
So viel Tage ſeien den Brüdern zugelegt, Vivat!

Oder:

Am kühlen Travenſtrande, da lebt der Fiſcherſohn,
Er tauſcht in ſeinem Stande nicht mit dem Kaiſerthron, Vivat!
(oder: nicht mit Napolion, Vivat!)

Wer ſich auf keinen Spruch beſinnen kann, wird angeklagt und vom Altgeſellen in 10 bis 20 Pfennig Strafe genommen, welche in die Geſellenbüchſe geſteckt werden. Weigert ſich der Verurteilte, die Strafe zu erlegen, ſo wird er unſanft an die Luft geſetzt. Auch aus anderen Gründen werden Strafen erkannt. Der Altgeſelle fragt: „Weet (weiß) een von de Bröre (damit ſind auch die Gäſte gemeint), ob eener von uns ſik vergahn het, ſo kann de Klag vær ſik gahn.“ Ihm antwortet einer der Anweſenden: „Ik wüß woll wat, Brore Oltgeſell; dor is min X-Brore (Doktorbrore, Preeſtebrore, Köſterbrore u. ſ. w.), as de in de Dær kümmt, ſegat he: God'n Dag ok! Dat is doch all wollihr (früher) un ſin Dag (immer) ſo weſt, dat eener up'n Krogdag ſeggt: Sitt woll, Bröre! wenn he 'rinkümmt. Dat's doch nich fien, Bröre, wenn unſ' X-Brore unſ' ollen Rechten nicht eſtimiern deit.“ „Ne, Bröre,“ ſagt der Altgeſelle, „dat's nich fein von unſen X-Brore, ik ſett em dorüm in zehn (zwanzig) Pfennig Straf rein ut! (Wenn rein ut nicht mitgeſagt iſt, kann von der etwa zu hoch bemeſſenen Strafe etwas abgehandelt werden, ſonſt nicht.) Sünd de Bröre all dormit inverſtahn?“ Sie antworten: „Jawoll, Brore Oltgeſell!“ Iſt die Strafe bezahlt, muß der Beſtrafte ſich noch obendrein mit den Worten bedanken: „Ik bedank mi ok, Brore Oltgeſell,“ ſonſt wird er von neuem angeklagt. Ebenſo wird verklagt: Wer Herr Doktor oder Herr Brore ſagt und wer über dieſe Gebräuche lächelt. Thun's mehrere, ſo werden Maſſenſtrafen verhängt. Eine unbegründete, nicht gehörig motivierte Klage wird abgewieſen als „Hahnenklage.“

Die älteſte zinnerne Kanne ſtammt aus dem Jahre 1667, die anderen aus den Jahren 1752, 1772 und 1778. Auf der erſteren befindet ſich das von einem Löwen gehaltene Lübeckiſche Wappen. Andere Wappen ſind: Drei übereinander ſchwimmende Heringe mit einer fünfſternigen Krone darüber und zu jeder Seite ein Löwe, ſowie drei Heringe, die von einem Myrten- oder Eichenkranz umgeben ſind.

Als Inſchriften ſind auf den Kannen verzeichnet:

Ich bin ein Gaſt auf Erden. (Lüb. Gſb. 332, V. 1.)

Was iſt mein ganzes Weſen von meiner Jugend an
Als Müh' und Not geweſen, ſo lang' ich denken kann.
(Lüb. Gſb. 332, V. 2.)

Mich hat auf meinen Wegen. (Lüb. Gſb. 332, V. 3.)

Es lebe das edle Fiſcherblut,
Das wenig verſpart und viel verthut.
Luſtig, Vivat, ſein ſie jederzeit.
D'rum ruft man: Vivat Fiſcherleut'!

So leben wir Brüder alle. Vivat!

Die mir nichts gönnen und mir nichts geben,
Müſſen ſehen, daß ich doch lebe.
Wenn ſie meinen, ich bin verdorben,
Müſſen ſie vor ſich ſelber ſorgen.
Gott iſt mein Troſt und Zuverſicht,
Mein Gott und Herr, verlaß mich nicht.

Glück und Glas, wie bald bricht das.

Es lebe die ganze Gesellschaft, Vivat!

Das Regimentsholz besteht aus acht Hölzern, die kreuzweise übereinander liegen, grün- und goldgestrichen sind; sie sind zuletzt 1873, als die jetzigen Älterleute gewählt wurden, blau, rot, grün und goldig angestrichen. Auf dem dritten Holz von unten steht: An Gottes Segen ist alles gelegen, 1873. Auf dem vierten, sechsten und siebenten sind die Namen der Deputierten, Ladenmeister und Älterleute des Jahres 1873 verzeichnet. Auf dem achten ist der Lübeckische Adler, ihm gegenüber sind drei schwimmende Heringe und darüber eine Krone dargestellt. Oberhalb der kreuzweise liegenden Hölzer sind eine Kugel, ein Zylinder mit herumgeschlungenen Bändern in blauer (Glaube), roter (Liebe) und grüner (Hoffnung) Farbe und an der Spitze noch eine Kugel angebracht. Die Höhe des Regimentsholzes beträgt ungefähr 50 cm.

Sprüche, die beim Hänseln auf dem Krugtage der Schlutuper Fischer gebräuchlich sind:

1.

Vor mehr als 1800 Jahren
War Petrus schon darauf bedacht,
Wie man muß auf dem Wasser fahren
Und Fische fangen bei der Nacht.
Der Herr ging, Jünger sich zu wählen,
Wohl nach Jerusalem hinein,
Da dacht' er, sollt' es ihm nicht fehlen,
Wo so viel Tausend Menschen sein.
Doch nur vergebens suchte er,
Er fand die Herzen wüst' und leer.
Doch an dem kühlen Meeresstrande,
Da war es, wo er Fischer traf,
Sie lebten all' im Freundschaftsbande
Von ihrer Hände Arbeit brav,
Der Herr fand, als er sie erblickt',
Zu seinem großen Plan geschickt,
Weil sie gewohnt, mit Sturm und Wellen
Zu kämpfen all' ihr Lebenlang,
So soll der Mut auch nicht zerschellen
An Heiden-Völker Widerstand. — Vivat!

2.

Den Maidag-Krogdag hebb wi hüt,
Vergnögt sünd all' wi Fischerlüd.
Hüt drink wi'n Lütten, segg gottlob,
Of Bar' un Mor' danzt hüt tohop. — Vivat!

3.

Heil dir auf heil'gen Stromes fahren,
Heil dir, du edler Fischerstand,
Mit kleinen und mit großen Waaden
Ging's Montags morgens früh von Land.
Nun ist vollbracht die Frühjahrszeit,
Und Freude sei dies Fest geweiht.
Wir fuhren oftmals auf die Höhe
In Sturm und auch im Sonnenschein,
To lowärts [1]) und auch in der Lee, [2])
Und wie's von Nutzen konnte sein.
Wir zogen zu und fuhren ab,
Der Fang war reichlich, oder knapp.
Der Fischfang sichert unser Leben,
Er giebt uns Brot und heitern Sinn,
Der Fischfang mag auch andern geben
Des Geldes reichlichen Gewinn.
Doch unsres Glückes heller Stern
Ist Gottes Segen nah und fern.
Drum diesen alten würd'gen Becher (Willkunft),
Woraus schon mancher Vorfahr trank,
Heb't heut' ihn hoch als wack're Zecher,
Es leben wir Fischer frei und frank,
Hoch leb'n wir Brüder allezeit,
Hoch leben wir Brüder in Einigkeit. — Vivat!

4.

Wir danken unsern Jesum Christ,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Daß er mit seiner Gnadenhand
Mög' segnen unsern Fischerstand,
Auch uns in Sturm und in Gefahr
Beschützen möge immerdar. — Vivat!

5.

Bruder, ich und du,
Wir trinken uns die Gesundheit zu,
Wir woll'n uns nicht hutzen,
Sondern dutzen,
Und hätt'st du 'n Bart bis auf die Brust,
So heißt es doch: Bruder, ich und du,
Wir trinken uns die Gesundheit zu. — Vivat!

6.

Wohl ist im deutschen Lande
Viel' Städt' und Dörfer Zier.
Am kühlen Travenstrande
Ist doch am liebsten mir.
O, Heimat meiner Lieben,
Wo meine Wiege stand,
Kein Leid soll jemals trüben
Der Bruderliebe Band.
Mein Schlutup weit im Kreise
Geachtet, lieb und wert,
Wohl nach der Väter Weise
Auch uns der Fischfang nährt.
Wir fuhr'n in Gottes Namen
Des Montags morgens aus

[1]) Lowärts heißt, wo der Wind herweht.
[2]) Lee, wo der Wind hinweht.

Und warfen weg den Hamen
Trotz Wetter, Sturmgebraus.
Ist dann der Fang nicht immer,
Wie wir es seh'n so gern,
Strahlt uns im hellen Schimmer
Des Glückes Hoffnungsstern.
Weil wir nun heute schließen
Des Fischers Frühjahrszeit,
So laßt uns froh genießen,
Was unser Fest uns beut.
Erblüh' am Travenstrande,
Mein Schlutup frisch und frei,
Hoch leb' in seinem Stande
Fischfang und Räucherei!
Und dreimal hoch, ihr Zecher,
Aufs Fischeramts Besteh'n
Trink' ich aus diesem Becher,
Auf Schlutups Wohlergeh'n! Vivat!

Aus den Februartagen des Jahres 1864.

Von Dr. jur. L. Petersen, Schleswig.[1])

In der Nacht vom 5. auf den 6. Februar zogen sich die Dänen, nachdem sie, um Zeit zu gewinnen, um Waffenstillstand gebeten hatten, aus der Danewerkstellung nach Norden zurück. Schleswiger Bürger brachten den Österreichern die erste Nachricht von dem Rückzug der Feinde." So berichten die Beschreibungen jener Tage, ohne auf die Sache weiter einzugehen. Vor einigen Jahren erfuhr ich zufällig den näheren Sachverhalt.

Es war am hundertjährigen Geburtstage Uwe Jens Lornsens. Das ganze Land war wieder in helle Begeisterung für Schleswig-Holstein und seine Kämpfe geraten, und so feierten auch wir den denkwürdigen Tag in engerem Kreise. Als wir gegen Mitternacht heimgehen wollten, hörten wir aus einem unscheinbaren Wirtshause Musik und Gesang; wir gingen hinein und fanden ein ganz schleswig-holsteinisches Lokal: gleich der Thür gegenüber stand die Büste Lornsens, mit Lorbeer bekränzt, und an den Wänden hingen das Bild Herzog Friedrichs VIII. und Darstellungen aus den Kämpfen von 1848 und 1864, wie man sie noch hier und da in schleswig-holsteinischen Häusern findet, aus der Schlacht bei Eckernförde, aus dem Sturm auf die Düppeler Schanzen u. s. w. Drinnen hatte sich ein Kreis älterer Leute versammelt, unter ihnen, ein wohlthuendes Bild in dieser Zeit, ein Handwerker mit seinen Lehrlingen. Als wir eine Weile mit ihnen patriotische Lieder gesungen und den Erzählungen der Alten zugehört hatten, erhob sich einer und sagte: „Wir müssen heute auch eines Mannes gedenken, der in seiner Weise mit in die Kämpfe eingegriffen hat und jetzt unter uns weilt. Es ist der Maler Begehr. Er ist einer von den Männern, der letzte noch lebende, der die Österreicher nach dem Rückzuge der Dänen in die Stadt führte." Alle stießen begeistert mit meinem Nachbar an, der sich zum Danke erhob und schlicht und einfach uns erzählte, wie die Sache zugegangen sei. Ich will versuchen, es ihm nachzutun.

Es war am Abend des 5. Februar 1864; die Dänen hatten seit dem Morgen heimlich den Rückzug nach Norden angetreten, und ich war zum Kaufmann N. gegangen, um mir eine schleswig-holsteinische Fahne zu kaufen. Da kamen Tischler Jansen, Maler Riese und Gastwirt Gerber zu mir und erzählten mir, sie gingen nach Fahrdorf, um den Österreichern die Nachricht zu bringen, daß die Dänen den Rückzug nach Norden angetreten hätten, da drüben alles noch ruhig sei. So gewagt und schwierig es auch schien, durch die Vorposten vorzudringen, schloß ich mich ihnen an, und so zogen wir vier denn frohes Mutes durch die Stadt nach Haddeby. Hier war im Wirtshause noch Licht, und wir glaubten schon Dänen dort zu treffen; aber alles war wie ausgestorben. Auch in dem Chausseehäuschen, dessen Fenster erleuchtet waren, war kein Mensch zu finden. Etwas weiter auf Fahrdorf zu stießen wir auf eine Pallisadenwand, an der eine weiße Flagge wehte. Hinter den Pallisaden zog sich ein Graben hin, dessen Tiefe wir in der finsteren Nacht nicht erkennen konnten. Darum ließen wir einen von uns, ich glaube, den Tischler Jansen, hinab. Zu unserem Glück erreichte er aber nicht den Grund; denn

[1]) Aus Nr. 30 der „Schleswiger Nachrichten" vom Jahre 1894 mit Erlaubnis des Verfassers und der Redaktion abgedruckt.

wenn wir hinübergekommen wären, hätte uns der erste, beste Posten erschossen, da wir das Feldgeschrei nicht kannten. Zuerst wußten wir nicht, was nun anfangen, da wir zu gern unseren Bundesgenossen die gute Nachricht bringen wollten. Zuletzt kam uns ein guter Gedanke: wir stellten uns nahe an die Wand und sangen mit voller Kraft „Was ist des Deutschen Vaterland." Nach einiger Zeit rief uns wirklich ein Offizier auf der Fahrdorfer Seite an: „Seid Ihr Freunde?" „Ja," riefen wir einstimmig, „wir sind deutsche Brüder!" „Dann kommt nur herüber!" rief es zurück. Wir kletterten nun hinüber und fanden drüben in Begleitung eines Trompeters einen österreichischen Hauptmann, dem wir mit kurzen Worten den Abzug der Dänen mitteilten. Zuerst, und zwar mit Recht, fand er unsere Nachricht nicht glaublich; denn er war gerade auf dem Wege, dem Parlamentär, der um Waffenstillstand gebeten hatte, die Antwort des Oberkommandos zu überbringen. „Da weht doch noch die weiße Flagge!" rief er einmal über das andere aus. Als wir ihm aber die näheren Umstände erzählten und ihn versicherten, weder auf der Landstraße noch in den erleuchteten Gehöften auf Feinde gestoßen zu sein, erklärte er sich endlich bereit, uns durch die Vorposten zu geleiten. Jansen und Niese, die vorangegangen waren, holten wir noch gerade zur rechten Zeit ein; denn bald begegnete uns eine österreichische Patrouille unter Führung eines sehr kriegerisch gesonnenen Lieutenants, der sie unfehlbar niedergeschossen hätte, da sie das Feldgeschrei nicht kannten. Diesen Offizier bat der Hauptmann, unter Mitteilung unserer Nachricht, uns zum Obersten N. zu bringen; allein der Lieutenant, der offen sein Mißtrauen zu erkennen gab und uns für Spione hielt, weigerte sich so lange, bis der Hauptmann ihm den dienstlichen Befehl gab und außerdem anordnete, auf unbewaffnete Zivilisten, die auf „Halt, wer da?" mit „Gut Freund" antworteten, nicht zu schießen. So kamen wir zu der jetzigen Meierei von Lorenz, wo der Oberst des Vorpostenregiments wohnte. Von dort wurden Gerber und Jansen in das Hauptquartier zu Gablenz gebracht. Überall begegneten wir anfänglich Unglauben, dann befahl man uns, in der Stadt Arbeiter zur Niederlegung der Palliſaden und Auffüllung des Grabens zu holen. Mit der Hülfe von Kaufmann Sonderburg und anderen brachten Niese und ich auch die Sache in verhältnismäßig kurzer Zeit fertig. Gegen Morgen hielten wir dann an der Spitze der Österreicher den Einzug in die Stadt, deren Straßen lustig mit Blau-weiß-rot geschmückt waren. Meine drei Begleiter sind jetzt tot; ich bin der einzige, der das erlebt hat."

Als unser Tischgenosse geendet hatte, stießen wir noch einmal an, wünschten ihm Glück zu seiner folgenschweren Handlung und schlossen unsere Feier mit unserm schönen Schleswig-Holstein-Liede.

Volksmärchen aus Schleswig-Holstein.

3. Worüm de Duv so'n slecht Nest bug'n deit.

Von **Justus Schmidt** in Hamburg. [1])

As unf' Herrgott mit sien Schöpfung fertig worden weer, let he malins all de Vagels tohopen komm'n; denn he wull ehr dat wiesen, woans se ehr Nest bugen schull'n. All de lütten Vagels paßten denn nu ok fliedig up un kiekten niep to, dat se dat klook kriegen dehn, woans so'n Nest bugt ward'n müßt. Blos de Duv, de annern Kram in ehr'n Kopp sitten harr, paßt nich up. As de leeve Gott nu obers fertig weer, seggt he: „Nu fleegt all hin un bugt ju 'n Nest!"

[1]) Vorstehende kleine Tiersage ist mir von meinem Großvater, der aus der Umgegend Segebergs stammte, vor langen Jahren erzählt worden. Ob dieselbe in weiteren Kreisen bekannt ist? Alle Erkundigungen, die ich in bezug darauf im Kreise meiner Bekannten angestellt habe, waren ohne Resultat. Vielleicht giebt ein Leser der „Heimat" Aufschluß darüber.

Do füng'n denn all de Vagels an to arbeid'n, drög'n tosam all, wat se jichens bruken künn'n, un makten sik ehr Hus fertig, leggt'n Eier un füng'n an, ehr uttositten.

De Duv obers kunn nix fertig kriegn, se wüßt nich, wie se 't maken schull, denn se harr ja nich uppaßt. Nu flög se denn wedder hin na'n leeven Gott un füng an to bed'n, he mögt ehr dat doch ins wiesen, wodennig so'n Nest bugt ward'n müßt. Abers unf' Herrgott wull nix vun ehr wet'n un seggt to ehr: „Ne, worüm hest du nich beter uppaßt, as ik ju dat wies't hess. Gah hin na den Heister un lat di dat vun em wisen; de het dat am besten begrepen." Nu flög de Duv denn hin na den Heister un frög em, ob he ehr dat nich wisen kunn, woans se 'n Nest bug'n müßt. „Ja," seggt de Heister, „dat will ik gern dohn, obers wat kannst du utgeb'n darsœr?"

Nu harr de Duv noch en hübsch bunt' Koh, un se seggt denn to den Heister, dat se wider nix harr, un dat se em de Koh geb'n wull, wenn he ehr dat Nestbug'n bibring'n de. Dormit weer de Heister tofreden.

Nu güng't frisch an't Wark. De Heister nehm en paar dröge Telgen un leggt de krüzwis tosam as Grund vun dat Nest. As de Duv dat sehn harr, seggt se: „Nu kann ik dat, dat is ja garkeen Kunst; nu lat mi man alleen!" „Ne," seggt de Heister, „töös man noch; dit is ja erst de Anfang, wi sünd noch lang nich fertig dormit."

Abers de Duv wull nu alleen bugen un meen, se harr genug sehn, se künn dat nu, he schull man gahn.

Do nehm de Heister de bunt' Koh un flög weg.

As de Duv nu wiederbugen wull an ehr Nest, leggt se de Telgen jümmers blot krüzwis œwerenanner, denn se harr ja nix anders sehn; un so is dat komm'n, dat se bit up den hütigen Dag so'n slecht Nest bug'n deit.

Wenn du abers malins dörch'n Holt geist, wo wille Duwen sünd, denn kanns ehr männigmal schrig'n hören. Dat klingt grad so, as wenn se röppt: Min bunt' K—u—u—h, min bunt' K—n—n—h.

Mitteilungen.

1. Fastnachtsbrauch aus dem Kirchspiel Grömitz. Die Kinder erscheinen frühmorgens in den Schlafzimmern der Eltern, Geschwister u. s. w., eine mit bunten Bändern geschmückte Rute in der Hand. Mit dieser schlagen sie auf die Bettdecke und sprechen: „Heute, heute ist der Tag, wo ik Hedwecken pitschen mag. Un wullt du nich mit Goden, so komm ik mit de Roden. Un wullt du nich mit Freden, so komm ik mit de Weden."

Pastor Jessen in Trittau.

2. Ein Kosakenball. Kosakendall? Unter diesem Namen wird seit mehr denn 80 Jahren in dem Dorfe Wrohm im Kirchspiel Tellingstedt alljährlich in einem Privathause der Dorfschaft ein Tanzvergnügen abgehalten. Es ist eine Erinnerung an den 16. Februar des denkwürdigen Jahres 1813, an welchem Tage die Kosaken, nachdem sie in jenem Dorfe und der Umgegend schrecklich gehaust, verwüstet und geplündert hatten, abmarschierten. Durch diese Feier wird die Erinnerung an jene trüben Tage wieder aufgefrischt und so der Nachwelt erhalten. In früheren Zeiten war damit allerlei Mummenschanz verbunden, welcher aber im Laufe der Zeiten allmählich verschwunden ist.

Winddergen. J. Schwarz.

3. „De dat Krüz hett, segent sik." Das Sprichwort stammt aus katholischen Zeiten. Dem Segen des Priesters schrieb man besondere magische Kraft zu, namentlich dann, wenn er mit dem Kruzifix in der Hand erteilt wurde, und man nahm an, daß der Verwalter solcher Segenskraft sich selber zuerst bedenken werde. So wird dieses Wort z. B. dem zugerufen, der, in der Nähe einer vollen Schüssel sitzend, sich so reichlich bedient, daß andere fürchten müssen, zu kurz zu kommen, wie überhaupt jedem, der eine devorzugte Stellung benutzt, um sich selber Vorteile zuzuwenden.

4. Abnahme der Tierwelt. In betreff meines in der „Heimat" veröffentlichten Aufsatzes „Abnahme der Tierwelt in Dithmarschen" sind mir zwei dankenswerte Mitteilungen zugegangen, beide aus dem nördlichen Schleswig. Herr Kreisphysikus Dr. Hansen aus Gramm berichtet, daß in seinem Bezirk fünf bewohnte Nester schwarzer Störche vorhanden sind, und Herr Zahnkünstler Nissen berichtet aus Flensburg, daß die schwarzen

Störche noch alljährlich im fiskalischen Forst von Handewitt nisten. Hinsichtlich des Birkhuhns teilt derselbe Herr mit, daß dieser Vogel auch dort ausgestorben war, aber am 15. November 1889 vom dortigen Jagdverein in der Gemarkung Frösle aufs neue ausgesetzt worden ist. Diese neu eingeführten Hühner haben sich seitdem so stark vermehrt, daß der Abschuß derselben schon seit 2 Jahren stattfindet und das Balzlied des Hahns im Frühjahr in der ganzen Gegend gehört wird.

Meldorf. Tiessen.

5. Kampf einer Waldameise, Formica rufa, mit dem Feld-Sandkäfer, Cicindela campestris. Bei einer Revision meines Jagdreviers Bilsen, im Juli 1892, hatte ich die Gelegenheit, einem merkwürdigen Kampfe mit beizuwohnen. In einem ausgetrockneten Sandgraben fielen mir die vielen Flügel- und Thoraxüberreste des grünen Sandkäfers auf. Bei näherer Besichtigung wurde ich gewahr, daß sich eine Ameise an der letzten Tarse eines Hinterbeins des genannten Käfers festgebissen hatte und den Raub aufzuhalten bemüht war. Der Käfer, kräftiger als sein Angreifer, versuchte, diesem zu entfliehen. Er versuchte in der Luft sein Heil; aber auch dieser Fluchtversuch half ihm nichts. Die Ameise hielt fest an ihrem Raub. So dauerte es nur kurze Zeit, und der arme Käfer mußte sich wieder zur Erde begeben, um da nochmals zu versuchen, seinen Feind abzuschütteln. Bald kam eine zweite Ameise des Weges, hielt den Käfer an, biß sich unter der Flügeldecke fest und versuchte da, dem Insekt den Todesstoß zu geben; aber noch immer hielt der Käfer stand, bis zuletzt eine dritte und eine vierte Ameise herbeikamen und ihrem Raub den Garaus machten.

Wankendorf. Kummerfeld.

Im Anschluß an diese Beobachtung wird von anderer Seite bemerkt: Die Cicindelen sind kräftige, äußerst gewandte Käfer, die auf lebende Insekten Jagd machen und mit tigerartiger Mordlust über ihre Beute herfallen, das Schlachtopfer mit ihren scharfspitzigen Oberkiefern packen und es sofort in Stücke zerreißen. Auch ihre Larven leben, an sonnigen, sandigen Stellen in Höhlen verborgen, vom Raub der Insekten: sie erhaschen, indem sie am Eingang ihrer Wohnung sich auf die Lauer legen und nur die Kiefer aus der Öffnung hervorstrecken, jedes harmlos vorüberkommende Tierchen, zerren es tiefer in die Grube, um es dann in Ruhe zu verzehren. Die große, rote Waldameise, so kühn und stark sie auch ist, wird schwerlich in dem Kampf mit einem Sandkäfer den Sieg erringen, es sei denn, daß sie es nur mit einem altersschwachen oder kranken Gegner zu thun hat. Wahrscheinlich handelte es sich in dem vorliegenden Falle nur um den Angriff auf einen geschwächten Käfer, der nach der Begattung oder Eierablage seinem Ableben schon ohnehin nahe war. Die vielen Bruchstücke zernagter Sandkäfer lassen darauf schließen, daß diese Tiere dort ihren Sammelplatz und in der Nähe auch ihre Brutstätte gehabt haben.

6. Ein weißer Hase. Herr Lehrer emer. Butenschön in Hahnenkamp bei Horst in Holstein teilt mit, daß in der Horster Gemarkung bei einer am 7. Januar dieses Jahres abgehaltenen Treibjagd ein weißer Hase gesehen worden ist. Da er diesmal unverletzt entkommen ist, wird man sich nach Ablauf der diesjährigen Schonzeit bemühen, seiner habhaft zu werden. — Es wird sich dabei um eine Farbenabänderung (Albinismus) handeln, wie sie bei allen Tieren vorkommt. Ein anderer Freund unsers Blattes teilt im Anschluß an diese Nachricht mit, daß er — was jedenfalls selten ist — einen fast schwarzen und einen fuchsroten Hasen geschossen hat.

Anregungen und Fragen.

1. Wandlungen der Sitten und Gebräuche in den letzten 50 Jahren. Man schweift in seinen Mitteilungen über frühere Bräuche so gern in die ferne Vergangenheit zurück und vergißt dabei leicht die nächstliegende Zeit, die doch seit einem Menschenalter mancherlei Umwandlungen gebracht hat, zu denen früher Jahrhunderte gehörten. Harms berichtet uns in seinem „Gnomon," was seit seiner Jugendzeit sich in Sitten und Gebräuchen verändert hatte; es wäre wohl der Mühe wert, wenn ein Zeuge der letzten 50 Jahre, der mit aufmerksamem Blick und unbefangenem Urteil den Veränderungen gegenüber gestanden hat, uns einmal ein Bild aufrollen wollte von den Umwandlungen in in Sitten und Gebräuchen, die er seit seiner Jugend an sich hat vorübergehen sehen. Eine solche Betrachtung gehört vor allem in eine Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe macht, die Heimat geschichtlich zu betrachten. Tiessen.

Anm. Die Schriftleitung kann nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß die „Heimat" schon oft Einzelzüge zu einem solchen Gesamtbilde gebracht hat; sie darf u. a. auch an den in den letzten Nummern enthaltenen Artikel der Frau Hauptpastor Schuitger erinnern. Immerhin aber enthält obige Bemerkung einen beachtenswerten Hinweis, und dieser wird hoffentlich seine Wirkung nicht verfehlen.

2. Moorbrücken. In der Frage der „Teutoburger Schlacht" und für die Erklärung des Tacitus (Ann. I u. II) spielen die Moorbrücken, die sog. pontes longi, eine große Rolle. Diese finden sich überall in den Mooren zwischen Rhein und Elbe, besonders am Dümmer, um Oldenburg herum, südlich des Osning, bei Stade und Cuxhaven. Bis jetzt nimmt man sie als römischen Ursprungs an. Es wäre nun von großer Wichtigkeit, zu erkunden, ob auch in den Mooren östlich der Elbe sich derartige Bohlenwege, schön und geschickt ausgeführt, oder Knüppeldämme finden, in verschiedener Tiefe unter dem Moore (½ m, 1—2½), ev. in welcher Konstruktion u. s. w. Für jede freundliche Auskunft herzlichen Dank im voraus.

Hamburg, Sophien-Allee 13. Dr. A. Wilms.

3. Eine kostbare Abart des allbekannten, häufigen Citronenvogels (Gonopteryx rhamni) besitzt das Holstenland. Man denke sich das Gelb der Oberflügel des Männchens jener Art oben bis auf die Ränder übergossen mit einem prächtigen blauschillernden Karminrot, welches durch eingelagerte dunklere Schuppen verdüstert erscheint, und man hat eine ziemlich treffende Vorstellung von jener eigenartigen Form. Dieselbe erinnert also außerordentlich an die südeuropäische Gon. cleopatra, nur daß dort das Karminrot durch Orange vertreten wird. — Ich weiß bisher von drei Stücken dieser Abart; das eine befindet sich noch im Zoologischen Museum hier. Wahrscheinlich sind alle drei Exemplare vor längeren Jahren in der Wilster-Marsch gefangen worden, und ich möchte glauben, daß sie nur dort vorkommt. Jedenfalls ist das Tier sonst noch nirgends beobachtet worden. Es ist von wissenschaftlichem Werte, über diese seltene Form genauere Daten zu gewinnen. Ich bitte daher einerseits, die vorhandenen Sammlungen auf jene unverkennbare Aberration hin zu prüfen, andererseits, im kommenden Frühling auf jene Form sorgsam zu achten. Besonders die Schuljugend wird mit Vorteil auf dieselbe hingewiesen werden können; doch ist ihr sorgsame Behandlung des Falters sehr ans Herz zu legen. Für einigermaßen reine Stücke bin ich bereit, 10—15 M. zu zahlen. Mitteilungen über diesen Gegenstand werden mich sehr verpflichten.

Kiel, Knooperweg 61. Dr. Chr. Schröder.

Bücherschau.

Frölich, Werner, Geschichte Schleswig-Holsteins von der ältesten Zeit bis zum Wiener Frieden. Flensburg: Huwaldsche Buchhandlung, O. Hollesen, 1896. (IV) u. 204 S.; 8°. M. 2,00. — Während in dem größeren Teile Schleswig-Holsteins der national-politische Kampf schon längst seinen Abschluß gefunden hat, tobt derselbe im nördlichen Schleswig (von Flensburg an) noch immer mit ungeschwächter Kraft. Dieser Kampf erklärt es, daß der schleswig-holsteinischen Geschichte dort noch ein Interesse zugewandt wird, wie man es anderswo in Schleswig-Holstein selten findet, und darum ist es kein Zufall, daß nach längerer Unterbrechung die erste schleswig-holsteinische Geschichte in Flensburg erscheint. — Die einschlägigen Veröffentlichungen des Jahres 1896 sind aber noch nach anderer Richtung hin von Interesse. Sie zeigen, daß sich auf beiden Seiten eine Verschiebung des Kampfes vollzieht, indem man den Streit über die ursprünglichen Verhältnisse in Schleswig beiseite schiebt und statt dessen mit Rücksicht auf die Gegenwart die jüngere Vergangenheit schärfer ins Auge faßt. Johan Ottosen, der Schwiegersohn Gustav Johannsens, hat in seiner kürzlich erschienenen Lebensbeschreibung Peter Hiort Lorenzens schon dieser Wandlung das Wort geredet, und Werner Frölich befolgt in seiner schleswig-holsteinischen Geschichte dasselbe Prinzip, indem er drei Viertel seines Buches der Darstellung des 19. Jahrhunderts widmet und auf den ersten 56 Seiten die vorausgehenden Ereignisse unter stetem Hinweise auf ihre Bedeutung für die Gegenwart registriert. So hat Frölich den Raum gewonnen, eine ausführliche Vorgeschichte und Geschichte der schleswig-holsteinischen Erhebung liefern zu können, und den Nachweis geführt, daß ein aufrührerischer Charakter derselben nicht innewohnt. — Der Versuch Frölichs, König Friedrich I. von der Verantwortung für den an Christian II. begangenen Treubruch zu reinigen (S. 31), ist geschichtlich nicht gerechtfertigt. Der Vertrag vom 23. April 1852 hätte (S. 188) einer sachlichen Würdigung unterzogen werden müssen, da er in der Agitation eine wesentliche Rolle spielt. In Abschnitt XXII hätte des Moltkeschen Planes Erwähnung geschehen müssen, da die Ereignisse die Zweckmäßigkeit desselben erwiesen haben. Der Tag von Düppel war ein Ruhmestag für die preußischen Truppen; aber der Tag von Alsen entschied den Feldzug. Mit Rücksicht auf den Zweck der Schrift hätte die Geschichte des § V des Prager Friedens eingehender dargestellt werden müssen. — Abgesehen von einigen kleineren Irrtümern (z. B. der Verwechselung von Hüsby, Kreis Schleswig, mit Husby, Kreis Flensburg) kann die Schrift namentlich Beachtung verdienen, wenn es gilt, die Vorgeschichte der Erhebung zu würdigen.

Kiel. A. P. Lorenzen.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 5. Mai 1897.

Am Balzplatz der großen Bekassine (Gallinago maior).

Von Gymnasial-Oberlehrer J. **Rohweder** in Husum. [1])

Die große Sumpfschnepfe ist für Schleswig-Holstein der Hauptsache nach Durchzugsvogel. Sie erscheint hier, von allen Schnepfen die letzte, frühestens von Mitte April an, meist aber erst im letzten Drittel dieses Monats, und die Waldschnepfenjagd hat in der Regel vor vierzehn Tagen ihr Ende erreicht, wenn die ersten „Doppelschnepfen" eintreffen. Der Hauptzug findet im Mai statt. Bis Mitte Juni haben uns diejenigen verlassen, welche ihre nordischen Brutplätze, die Tundren Rußlands oder Sibiriens, suchen. Nur eine geringe Anzahl bleibt während des Sommers hier, um ihr Brutgeschäft in den großen Heiden, Mören und Wiesenniederungen unserer Provinz, besonders des nordwestlichen Schleswig zu besorgen. Die ganze Zahl der zurückbleibenden Brutpaare möchte ich nach dem Durchschnitt vieljähriger Beobachtungen auf ungefähr 3—400 veranschlagen. Von Mitte August an treffen bereits die eigentlichen Durchzügler wieder ein, und bis gegen Ende September sind mit ihnen die einheimischen Brutvögel nach dem Süden abgezogen.

Der Frühlings-Durchzug dauert also, trotz des späten Beginns, gegen zwei Monate. Die Vögel mögen eben überhaupt keine Eile haben, an ihr Wanderziel zu kommen, und abwarten wollen, bis auch dort der Frühling eingezogen; ein nicht geringer Teil aber benutzt diese Zeit, um an besonders einladenden, d. h. ihrer nordischen Heimat möglichst ähnlichen Reisestationen die der eigentlichen Paarung vorangehenden Liebesspiele aufzuführen.

Solcher Balzplätze giebt es im mittleren und nördlichen Schleswig mehrere. Sie werden von den Jägern „Knebberplatz" genannt, eine aus dem Dänischen kommende Bezeichnung, welche im Folgenden ihre Erklärung finden wird.

Ich habe drei dieser Plätze zu verschiedenen Malen während der Balzzeit besucht, von einigen anderen durch kundige Jäger mir eine Beschreibung geben lassen. Wie viele es deren im ganzen in meinem Beobachtungsgebiet geben mag, kann ich auch nicht annähernd bestimmen, da die Erkundigungen nach denselben

[1]) Mit Genehmigung des Verfassers dem Journal für Ornithologie, Jahrg. XXXIX, Seite 119, entnommen.

bei den Vogelfängern überall auf Schwierigkeiten stoßen.[1]) Die meisten werden seit vielen Jahren, zum Teil seit undenklichen Zeiten, von den Vögeln regelmäßig besucht und nach Lage und Umfang genau inne gehalten, so lange keine besonderen Störungen (durch Schießen ꝛc.) oder wesentliche Veränderungen der Örtlichkeit selbst (durch die Kultur oder natürliche Umstände) eintreten. Der unten beschriebene Knebberplatz z. B. ist seit ungefähr 60 Jahren von einem mir bekannten Jäger „bestellt" worden.

Die Vögel sammeln sich auf diesen Plätzen in der Regel zwischen dem 20. und 30. April. Am 12. Juli soll nach der Behauptung einiger Jäger die Erregung der Balzvögel ihren Höhepunkt erreicht haben, worauf diese dann in den nächsten Tagen vom Balzplatz wie aus der ganzen Gegend verschwinden. Es sind übrigens nur Männchen, die sich hier zusammen finden. Die Weibchen bleiben zerstreut an ihren Futter- und Lagerplätzen, sind vielleicht auch schon zum Teil nach dem Norden vorangezogen; wenigstens scheint mir ihre Zahl, soweit ich habe feststellen können, bedeutend hinter der Anzahl der Männchen zurückzustehen.

Das Balzspiel der großen Sumpfschnepfe ist bis jetzt, soviel ich weiß, am besten von Gadamer beschrieben worden. Vergl. Journal für Ornithologie 1858, Seite 236. Die folgende Darstellung wird in vielen Einzelheiten von dieser Beschreibung abweichen. Ich habe sie nach dem ersten, unter besonders günstigen Umständen ausgeführten Besuch eines Klebberplatzes sofort niedergeschrieben und die späteren Beobachtungen jedesmal sorgfältig mit diesen Aufzeichnungen verglichen, zu wesentlichen Abänderungen aber keine Veranlassung gefunden.

Am 7. Mai holte ich meinen alten Freund, den 76jährigen „Jens-Jäger" ab. Er stand barfuß in Holzschuhen vor der Thür, mich schon erwartend; denn die Uhr war bereits halb 7, und bis zum Knebberplatz hatten wir noch reichlich eine halbe Stunde zu gehen. Nachdem noch rasch die kurze Pfeife „geladen" und „angesengt," machten wir uns auf den Weg. Ami, ein Mittelding zwischen Pinscher und Schäferhund, begleitete uns. Bald bogen wir vom Feldwege ab in die Wiesen hinein. Jens nahm seine Holzschuhe in die Hand. Auf meine Bemerkung, daß er wegen der kühlen Abendluft hätte Strümpfe anziehen sollen, erwiderte der abgehärtete Alte, dann hätte er ja auch nicht seine „Klobben" ausziehen und nun so leichtfüßig über die Gräben „stappen" können; überhaupt sei ihm das kühle Moos an den bloßen Füßen angenehmer als die heißen Wollstrümpfe. Dann erzählte er mir, daß die „Doubletten" in diesem Jahr (1887) am 27. April eingetroffen seien; ein paar Dutzend wären bereits nach Husum gewandert, aber täglich neuer Zuzug habe den Abgang mehr als gedeckt, und

[1]) Außer dem Entenfang in den Vogelkojen und dem Gänse- und Entenfang mit Schlag- und Stellnetzen auf unsern Nordsee-Inseln giebt es allerdings keinen systematischen Vogelfang in Schleswig-Holstein; aber manche Jagdbeflissene wissen doch die nach Örtlichkeit und Zeit sich ihnen bietende Gelegenheit zu einem einträglichen Laufschlingenstellen wohl zu benutzen. Sie bewahren aus leicht zu begreifenden Gründen über ihr Geschäft meist das tiefste Geheimnis.

der Knebberplatz wäre augenblicklich aufs beste besetzt. Seine Vermutung, daß die Besucher des Platzes lauter „Hêkens" seien, konnte ich zu seiner Freude bestätigen, da ich die nach Husum abgegangenen nicht bloß auf ihren Wohlgeschmack, sondern auch auf ihr Geschlecht untersucht und gefunden hatte, daß es ausnahmslos Männchen seien. So unter lebhaftem Gespräch, in dem Jens mir noch manches mitteilte, was wohl jagdliches, aber wenig ornithologisches Interesse hatte, kamen wir durch Wiese und Sumpf in die Nähe unseres Zieles.

Einförmig und einsam breitet sich vor uns eine niedrige Heidefläche aus. Weit zurück am Abhange der die moorigen Wiesen umschließenden sandigen Höhen liegen, stundenweit auseinander, ein paar kleine Dörfer. Drei oder vier Ansiedler haben sich näher an die unwirtliche Gegend herangewagt und unter mühevoller Arbeit einem Stück des undankbaren Bodens wenigstens soviel Kultur beigebracht, daß sie im Besitz eines kleinen Gärtchens und einiger Stückchen Ackerlandes ein entbehrungsreiches Dasein fristen können. Das von einer solchen Kätnerei herübertönende Peitschengeknall, mit dem ihr Besitzer ein paar Stück Jungvieh aus der Heide heimtreibt, ist der letzte Laut, der uns an menschliches Thun und Treiben in dieser Wildnis erinnert. Auch die Tierwelt läßt nur wenig Stimmen vernehmen: auf den angrenzenden Wiesen lockt ein Kiebitz, einige Himmelsziegen beschreiben dumpf meckernd ihre Wellenkreise; hin und wieder ein Kuckucksruf und aus jenem fernen Sumpf herüber das vielstimmige, pausenlose Frühlingskonzert der Frösche, — das ist alles, was durch die milde, unbewegte Abendluft klingt.

Wir sind unterdes einige hundert Schritte in die Heide hineingegangen. Wahrlich, sie ist trostlos genug, um das geringe Tierleben erklärlich zu machen. Kein Strauch weit und breit, wenn man nicht den harzduftenden, fußhohen Gagel mit diesem Namen beehren will; selbst jene Abwechslung von trockneren Partien mit höherem Heidekraut, wiesenartigen Niederungen mit kurzem Grasrasen und sumpfigen Pfützen mit üppigem Binsendickicht, wie man sie sonst in unseren Mören zu finden pflegt, fehlt hier; keine größere Wasserfläche, nicht einmal eine Torfgrube; nur am Rande ein breiter Graben, der das bräunliche Wasser aus kleinen Rinnen des Moores aufnimmt. Die einzige Unterbrechung des eintönig graubraunen Heidegrundes wird durch sparsame kleine grüne Flecke gebildet. Sie liegen ein wenig niedriger als ihre Umgebung. Der weiche Boden ist vor alten Zeiten vom Vieh zertreten; es haben sich fußhohe Kufen gebildet, hier „Bülten" genannt, zwischen denen bald schmäler bald breiter vertiefte Gänge sich hindurch winden und ein Labyrinth von Laufgräben bilden. Die Erhöhungen sind mit Carexarten, Wollgras und anderen sogenannten sauren Gräsern bewachsen, in den Vertiefungen bilden Moose ein dichtgeschlossenes feuchtes Polster. In regenreicher Zeit mögen solche Niederungen sich wohl zum Teil mit Wasser füllen, aus dem die „Bülten" wie kleine Inseln hervorragen.

In einer solchen Niederung machen wir Halt: wir befinden uns auf einem alt berühmten Knebberplatz! Auf sämtlichen Bülten ist das Gras niedergetreten und vom „Gestüber" der Bekassinen weiß übertüncht. In dem Moospolster der

Niederungen sind schmale, rinnenartige Gänge mehrere Zoll tief ausgetreten; sie verlaufen kreuz und quer, um sich hier und dort auf etwas freieren, ein paar Quadratmeter großen Flächen zu vereinigen, deren Moos gleichmäßig zertreten ist. Der ganze Platz mag etwa 3—400 Quadratmeter groß sein.

Beim Betreten desselben erhoben sich drei Doppelschnepfen und flogen in die Heide hinein. „Die findet man immer hier," meinte mein Führer, „sie scheinen tags über Wache zu halten und werden bald wieder zurückkommen. Hier wollen wir uns niedersetzen." Auf meine Bemerkung, daß wir uns ja, völlig ohne Deckung, auf dem Spielplatz selbst befänden, und die Vögel, die uns schon aus der Ferne sehen könnten, sich nicht heranwagen würden, erwiderte Jens: „Darum kümmern die sich gar nicht." Dieselbe Antwort erhielt ich, als ich ihn aufforderte, den umherschnüffelnden Ami heranzurufen. Auf zwei verhältnismäßig wenig überkalkten Bülten machten wir es uns bequem, und so in etwa drei Schritt einander gegenüber sitzend, warteten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Die Uhr war reichlich halb 8. Die Sonne berührte fast den Horizont. Eine leichte Dämmerung breitete sich bereits über das Moor. Die Gegenstände der Ferne traten nur noch in verschwommenen Umrissen hervor. Da kam die erste Bekassine herangeflogen. Mit auffallend langsamen Flügelschlägen, in fast schwerfällig zu nennendem Fluge strich sie niedrig, etwa drei Fuß über der Heide daher, schweigsam, aber mit den Flügeln ein recht lautes „wuff, wuff, wuff" verursachend, und nahm ungefähr zehn Schritte von uns zwischen den Bülten Platz. Unmittelbar nach dem Niedersetzen sträubt sie etwas das Gefieder, streckt den Kopf vor, richtet den langen Schnabel schräg nach oben und beginnt jene eigentümliche Musik, die dem Schauplatz ihrer Aufführung eben den Namen „Knebberplatz" verliehen hat. Dieses durch das Zusammenschlagen von Ober- und Unterschnabel hervorgebrachte Knebbern lautet etwa wie „knebbebbebbebbeb . . .," dauert in einem Zusammenhang ungefähr fünf Sekunden und nimmt an Schnelligkeit der Silbenfolge wie an Stärke während dieser Zeit ganz allmählich ab, wird also ritardando und decrescendo vorgetragen. Das von Gadamer empfohlene Experiment giebt in der That die beste Vorstellung von dieser sonderbaren Musik. Ich gebe dessen Beschreibung hier wieder, da nicht allen Lesern der betreffende Aufsatz zur Hand sein dürfte. „Man drücke ein fast ¼ Zoll dickes Fischbein mit der einen Hand auf einen massiven Tisch in der Art, daß das Fischbein nur etwa mit 3—4 Zoll auf dem Tische aufliegt und eine halbe Elle über denselben hinausragt. Biegt man nun dasselbe von außen mit einem Finger in die Höhe und läßt es gegen die Tischplatte fallen, so entsteht ein vibrierender Laut, der vollkommen dem der Doppelbekassine gleicht."

Unterdes, das heißt im Verlauf von etwa zehn Minuten ist ein zweiter, dritter . . . zehnter Vogel angekommen. Das laute Wuchteln des Flügelschlags kündigt jeden heranstreichenden deutlich an. Selten hört man daneben ein dumpfes „kortsch." Alle machen es bei ihrem Antritt genau wie der erste, d. h. führen sich mit einer Knebberstrophe ein. Bis jetzt ging auf dem Platz noch

alles friedlich her. Bald aber — es haben sich mittlerweile vielleicht gegen zwanzig Stück eingestellt, treffen hier und dort in ihren Laufgängen zwei aufeinander, und nun beginnt ein kurzer Kampf, der an das Turnier der Kampfhähne erinnert, aber nicht so ernstlich wie von diesen, nicht mit solch ritterlicher Würde ausgefochten wird. Die beiden Kämpen fahren mit ihrer Schnabellanze auf einander los, geraten Leib gegen Leib, richten sich hoch empor, schlagen einige Male mit den Flügeln, laufen auseinander und — stehen mit einer so langweiligen Gebärde da, als ob sie nie der geringsten Aufregung fähig wären. Ich habe bei den vielen, die von der Arena direkt in meine Hände gelangt sind, nicht die kleinsten Spuren von Verwundungen oder überhaupt irgend welche Zeichen bestandener Kämpfe auffinden können.

Während ich gerade meine Aufmerksamkeit auf ein solches, unmittelbar vor meinen Füßen sich abspielendes harmloses Turnier richtete, wurde ich durch ganz neue, mir bis dahin völlig fremde Töne überrascht. „Bibbelibibibibibibiibii . . . . biiieh" klang es von dort rechts herüber. Die ersten Silben bilden in der Form eines Doppelschlags eine Art Einleitung, die nächsten sind am stärksten betont, und die nun folgenden werden bis zum Ende der Strophe immer länger ausgezogen; das i ist von Anfang an sehr hoch und fein; der Vortrag auch hier ritard. und decresc., wenig laut, fast flüsternd. Eine allgemeine Bezeichnung für die Tonfolge läßt sich schwer finden. Ich habe sie in meinem Tagebuch mehrfach „Gezwitscher" genannt, doch paßt dieser Ausdruck eigentlich nur, wenn mehrere Vögel zu gleicher Zeit „bibbern." Gegen das Ende der Strophe scheint der Vortragende in große Aufregung zu geraten; das Gefieder wird gesträubt, die Flügel gespreizt und der Schwanz fächerförmig ausgebreitet. Während dieses Gebärdespiels wird oft das Bibbern unterbrochen von einem dumpfen „orrorrorrorrorr" Letzteres erinnert an den bekannten Balzgesang der Himmelsziege (Gallinago caelestis), das Meckern, klingt aber nur leise, sehr tief und hohl, ich möchte sagen bauchrednerisch.

Die Uhr war 8. Immer mehr Vögel waren herbeigekommen. Mindestens 50 bis 60 waren versammelt; es konnten vielleicht gegen 100 sein. Ich hatte ja zuletzt nicht mehr auf die Ankömmlinge geachtet; außerdem ist nicht ausgeschlossen, daß einige sich laufend genähert. Jedenfalls war der Sängerchor jetzt vollzählig auf dem Platz. Im Verhältnis zu seiner allmählichen Verstärkung hatte natürlich das Knebbern und Bibbern zugenommen; beides wechselte mit einander ab, doch wurde nach und nach das Knebbern seltener, während das Bibbern immer häufiger wiederholt wurde, immer kräftiger ertönte, immer mehr an musikalischem Vortrag gewann und sich schließlich zu einem geordneten Chorgesang der wunderbarsten Art gestaltete.

Wir saßen in der Nähe des westlichen Randes auf dem Balzplatz; die Vögel befanden sich also östlich von uns; und es schien, als hätten sich die Künstler in einem großen Halbkreis von etwa 40 Schritt Länge um den Zuhörerraum in Reihe und Glied aufgestellt, und als würde der Vortrag von einem Dirigenten geleitet.

Auf dem linken Flügel beginnt ein einzelner Sänger: Bibbelibi — als ob er einen Solovortrag halten wolle. Aber kaum hat er angefangen, so setzt neben ihm ein zweiter ein, dann in rascher Aufeinanderfolge ein dritter, vierter, fünfter u. s. w., alle in derselben Tonhöhe und im selben Takt dasselbe Thema fugenartig wiederholend; und indem so der Gesang vom linken Flügel aus nach rechts sich fortpflanzt, schwillt er vom Solo an zum vielstimmigen Chor. Bevor aber noch der äußerste rechte Flügel zum Einsatz gekommen ist, verstummt am linken eine Stimme nach der andern in der Reihenfolge wie sie begonnen; und allmählich immer mehr an Stimmenzahl abnehmend, schließt der Gesang am entgegengesetzten Ende mit einem leisen einstimmigen „biiieh." Dann folgt eine kurze lautlose Stille. Und nun wiederholt sich dasselbe Lied, entweder von demselben Flügel aus in derselben Richtung an- und abschwellend, oder aber zur Abwechslung rechts beginnend und am linken Ende aufhörend. Nicht ein einziges Mal habe ich bemerkt, daß aus der Mitte ein Stimmführer sich erhob. Anfangs wurden die Pausen dann und wann noch durch ein vieltöniges Geknebber ausgefüllt; dann wurde dieses seltener, und nach ungefähr einer Stunde hörte es ganz auf. — Mit welchen Pantomimen die Sänger ihren Vortrag begleiteten, ließ sich nach dem vorher Beobachteten leicht ausmalen. Leider verhinderte die Dunkelheit, diesen wesentlichen Teil der ganzen „Vorstellung" zu genießen. Nur die weißen Seitenfedern des ausgespreizten Schwanzes leuchteten anfangs noch vom dunklen Grunde der Schaubühne auf, gleich dem phosphorischen Schimmer im Riedgras verborgener Leuchtkäfer. Schließlich erloschen auch sie.

Durch die Anwesenheit der Beobachter wurde die Vorstellung nicht im geringsten gestört. Weder unsere laute Unterhaltung, noch das Anbrennen der Pfeife oder Zigarre, noch selbst das Rufen und Flöten nach Ami veranlaßte die Vögel, Gesang und Spiel auch nur auf kurze Zeit zu unterbrechen. Einzelne kamen ab und zu ganz nah an uns heran; und nur wenn ich einmal nach einem bis auf Armeslänge meinem Sitz sich nähernden rasch die Hand ausstreckte, erhob er sich mit Gesluster ein paar Fuß vom Boden, um sich sofort, vielleicht einen Schritt weiter, wieder niederzulassen.

Ich wurde nicht müde, dem wunderbaren, in der Vogelwelt einzig dastehenden Balzgesang zuzuhören; aber als von etwa 9½ Uhr an die Pausen länger wurden, der Gesang selbst an Lebhaftigkeit verlor, zudem im Südwesten ein Gewitter heraufzog und ich immer noch ein paar Stunden zur Heimreise gebrauchte, so verließ ich gegen 10 Uhr das Moor mit seinem sonderbaren Sängerchor. Noch bis zum Rande der Heide, vielleicht gegen 1000 Schritt vom Balzplatz entfernt, klang es wie flüsterndes Gewisper durch die stille Frühlingsnacht zu mir herüber; dann wurde es still. — Der stärker rollende Donner verkündete für die Nacht den Beginn eines andern Naturschauspiels, größer, erhabener, aber auf das Gemüt — wenigstens auf das eines Ornithologen — nicht stärker einwirkend als jenes geheimnisvolle Treiben der Sumpfschnepfe im Moor.

Burg Arnesvelde.

Von Ernst Ziese in Ahrensburg.

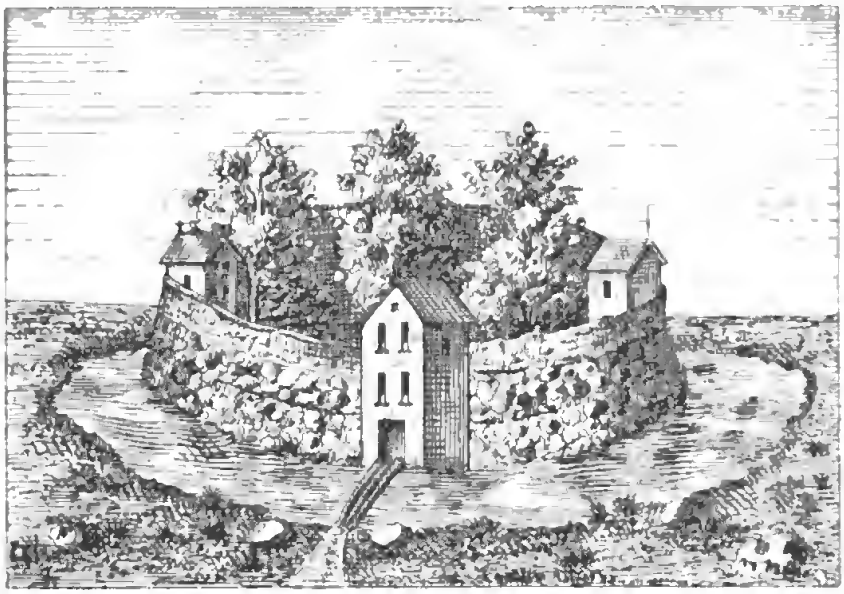
Die Überreste einer der ältesten Festen des Landes Stormarn, der Burg Arnesvelde, kann man noch heute in dem Gräflich Schimmelmannschen Forstrevier Hagen, etwa eine halbe Stunde von dem jetzigen Schlosse Ahrensburg entfernt, sehen. Diese Reste bestehen allerdings nur noch in einer ringförmigen Umwallung, die von einem tiefen, jetzt trocken liegenden Wallgraben umspannt wird. Die Seltenheit derartiger Überbleibsel einer weit zurückliegenden Vergangenheit des Stormarnschen Landes veranlaßt mich, so gut dies für einen Laien in der Geschichtsforschung möglich ist, das, was ich über die Geschichte dieser Burg gesammelt habe, zusammenzustellen, um es in diesen Blättern zu veröffentlichen. Manchem Historiker mag mehr und Näheres bekannt sein, mir ist es bisher nicht gelungen, ein vollständigeres Material, als das folgende, zu sammeln.

Die noch vorhandenen Reste lassen nur noch die äußere Form der Burg erkennen, einen Erdwall, mit Felsen untermischt. Sachverständige Ausgrabungen sind meines Wissens an dieser Stelle nie gemacht worden, Nachgrabungen anderer Art, nach vermuteten Schätzen, allerdings vielfach. Pastor Eicke, von 1729—1792 Prediger an der Kirche zu Woldenhorn, ein sehr fleißiger Chronist, schreibt, daß man überall an der Stelle nach Schätzen gesucht und gegraben habe, gefunden sei auch etwas, nämlich die Überzeugung, daß nichts zu finden sei.

Der Platz, auf dem die Burg gestanden hat, heißt noch heute der Schloßberg; er liegt am Nordwestrande des Hagener Forstreviers, ziemlich der jetzigen Ortschaft Ahrensburg zugekehrt. Ein Berg ist es nun freilich nicht, kaum ein Hügel; die jetzt bewaldete Gegend wird früher freies Feld gewesen sein. Nach Norden und Westen hin war der Platz durch einen kleinen See, den sog. Galgener Teich, gesichert, der aber vor mehr als 30 Jahren trocken gelegt wurde und jetzt auch größtenteils bewaldet ist. Die ringförmige Umwallung umschließt einen lichten Raum von 50 m Durchmesser, ein nach Norden vorspringendes Plateau ist zweifellos die Basis eines vorgeschobenen Turmes gewesen, der durch einen, durch den Sumpf geführten Damm mit der inneren Feste verbunden war. Der tiefe Wallgraben weist am oberen Rande jetzt noch eine Breite von 10 m nach, seine Außenseiten scheinen, wie die des Burgwalles, mit Felsen ausgesetzt gewesen zu sein. Der genannte See, der früher wohl weit größer gewesen, als er der jetzt noch lebenden Generation bekannt war, da er auch die anstoßenden Moore umfaßt, bezw. sie zu unpassierbarem Sumpflande gemacht haben wird, hat gleichzeitig den Wallgraben gespeist. Außer diesem inneren Burgwall findet man noch die Reste von zwei weiter entfernten, äußeren Umwallungen, die einen großen Flächenraum umfassen und anscheinend auch von nassen Gräben umspült worden sind. Das Ganze macht den Eindruck einer für die damalige Zeit recht starken Festung.

Es ist eine Abbildung der Burg Arnesvelde erhalten, nach einem Kupfer-

ſtich aus dem Jahre 1590; ich habe ſie in dem ſehr ſeltenen Werke: Hier. Henninges, Genealogiae aliquot familiarum nobilium in Saxonia, Hamburg 1590 (2. Aufl.) gefunden. Dazu ein Epigramm, das ins Deutſche überſetzt, wie folgt lautet: „Daniel Rantzau, von nicht geringer Herkunft, hat mich auf gerechte Art und Weiſe ſich erworben, durch ſein Erz hat er mich ſich zu eigen gemacht und durch die Waffen, die er für den Dänenkönig trug, als der Schwede Krieg anfing und das fruchtbare Dänemark zwang, die Waffen in die friedliche Hand zu nehmen. Weil aber Rantzau in dieſem Kriege, von einem Geſchoſſe getroffen, geſtorben iſt: So bin ich jetzt ſeinem Bruder Peter unterthan, welcher ein rechtmäßiger Erbe Daniels war."



Der Wortlaut dieſes Epigramms läßt darauf ſchließen, daß Daniel Rantzau das Gut zum Dank für ſeine Dienſte vom Landesherrn, dem König von Dänemark, teils geſchenkt erhalten, teils, wohl für einen ſehr mäßigen Preis, gekauft hat.

Die vorhandene Abbildung ſtimmt mit dem noch erkennbaren Grundriß merkwürdig überein. Sie zeigt eine hohe, ringförmige, mit Felſen befeſtigte Umwallung, in die drei turmartige quadratiſche Häuschen, von je zwei Stockwerken Höhe, eingebaut ſind. Der Wall iſt von einem mit Waſſer gefüllten Graben umgeben; zu dem Thor des vorderen Turmes führt eine Brücke. Innerhalb der Umwallung ſcheint freier Hofraum geweſen zu ſein, denn dieſer iſt dem Bilde nach mit einzelnen Bäumen bewachſen.

Zu der Zeit, deren Jahreszahl das Bild trägt, iſt die Burg wohl nur noch ein Trümmerhaufen geweſen, doch mögen die Trümmer immerhin noch eine deutlichere Vorſtellung des früheren Beſtandes ermöglicht haben, als dies heute der Fall iſt. Dies geht hervor aus der von Heinrich Rantzau handſchriftlich hinterlaſſenen lateiniſchen Beſchreibung von Schleswig-Holſtein und Jütland, welche den Titel führt: Cimbricae chernonesi Descriptio nova, und die von Ernſt Joachim von Weſtphalen in den Monumenta inedita rerum

Germanicarum etc. Leipzig 1739—45 herausgegeben worden ist (Bd. I, S. 1—83). Die Handschrift erzählt von dem neuerbauten (jetzigen) Schlosse Ahrensburg als einem Prachtbau, der dem Peter Rantzau unglaublich viel Geld gekostet habe. Die Beschreibung schließt mit einem Epigramm, das in deutscher Übersetzung lautet:

„Inschrift des Schlosses Arnsburg. Ich Burg, in Zukunft berühmt, heiße Arnsburg. (Einst) einsam gelegen und verfallen (eigentlich: in oder zu zerrissenen, zersplitterten Steinen zerstört) stehe ich (jetzt) schöner wieder hergestellt (als?) am alten Orte.

Dies vollführte Peter Rantzau, ein löblicher Sproß Goisches, aus uraltem Geschlecht.

Das ist nicht ohne Grund geschehen, sondern zur ruhmreichen Ehre des Geschlechts bin ich sowohl dem Könige als meinem Vaterlande wohl erbaut."

Die Beschreibung der Burg beginnt mit folgendem Satze: „Oldenhorn einst, jetzt Arnsburg genannt, ist ein Schloß, das in quadratischer Form erbaut und durch einen tiefen Graben und hohen Wall stark befestigt ist."

In dem Wortlaute des oben mitgeteilten Epigramms und dem vorstehend mitgeteilten Anfangssatze sind manche Widersprüche mit dem bisher geschichtlich Bekannten enthalten. Ohne die eingeklammerten Worte des Epigramms (einst, jetzt, als) würde dasselbe besagen, daß das neue Schloß an der Stelle, wo das alte gestanden hat, erbaut worden sei. Zu ebensolchen Zweifeln giebt der Satz: Oldenhorn einst, jetzt Arnsburg genannt, Veranlassung. Daß das Schloß nicht auf dem Platze, den das alte eingenommen, erbaut worden ist, beweisen die Thatsachen, das Vorhandensein der Überreste im Hagen. Es könnte nur in Frage kommen, ob an der Stelle, wo das Schloß Ahrensburg steht, früher auch eine Burg gestanden hat. In dieser Meinung könnte man bestärkt werden durch den Satz: Oldenhorn einst, jetzt Arnsburg genannt, wenn man dem Wortlaut folgend, annehmen wollte, es hätte auch ein Schloß Oldenhorn gegeben. (Woldenhorn ist der eigentliche und richtige Name des Kirchdorfes, das jetzt Ahrensburg genannt wird; die kirchenamtliche Bezeichnung ist noch heute: Kirche zu Woldenhorn.) Dem widerspricht jedoch, daß die Geschichte nie und nirgends eines solchen Schlosses erwähnt, sondern nur von der Burg Arnesvelde spricht. Diesen Namen führt noch heute ein benachbartes Dorf (Ahrensfelde), das unmittelbar am Forstrevier Hagen liegt und dessen Feldmark sich bis über den Hagen hinaus, an die Grenzen der Gemarkung Ahrensburg erstreckt. Der schon genannte Pastor Eicke erzählt, daß Peter Rantzau seine Habe nicht an dem gebrechlichen Schlosse habe verschwenden wollen, als er das neue erbaute, woraus hervorgeht, daß ein anderer Platz dafür gewählt worden ist. Das neue Schloß wurde 1594 fertig. In der Nähe desselben ließ der Gutsherr die Kirche und die Stiftswohnungen (damals Armenhaus genannt) erbauen; Kirche und Stiftung wurden zu ihrer dauernden Erhaltung mit sicher belegten Kapitalien ausgerüstet (fundiert).

Wann Arnesveld oder Arnesvelde entstanden ist, blieb bisher in Dunkel

gehüllt; zuerst genannt wird der Name Ende 1195 oder Anfang 1196 in einer Urkunde, laut welcher Graf Adolf III. zwei Dörfer: Arnesfelde und Bergfelde, mit ihrem Zehnten dem Hamburger Domkapitel der Nikolai-Kapelle verleiht. Diese Schenkung aber hat sein Sohn und Nachfolger Adolf IV. nicht anerkannt, „weil ihm nicht bekannt sei, daß das Kapitel je im Besitz der Dörfer gewesen." Hierin liegt zugleich der Beweis, daß Arnesvelde nicht Eigentum eines ritterlichen Geschlechts, sondern landesherrlicher Besitz war. Ein einziges Mal kommt in den Urkunden ein Personenname vor, der auf einen Zusammenhang mit diesem Ortsnamen hindeutet: im Register zum Hamburgischen Urkundenbuche steht ein Johann von Arnesvelde im Jahre 1295 als Ministeriale aufgeführt. Ob und welche Verbindung zwischen ihm und dem genannten Orte bestanden hat, weiß man nicht.

Was die Entstehung des Namens anbelangt, so sind verschiedene Erklärungen versucht worden. Eine Ableitung des Namens „Arnesvelde" von dem niederdeutschen Worte „aren" (pflügen, ackern), die zu der heutigen Bezeichnung „Erntefeld" führen würde, erklärte Herr Dr. Walther, Bibliothekar der Hamburger Stadtbibliothek, der s. Z. dem Verfasser in liebenswürdigster Weise bei der Bearbeitung der „Geschichte Ahrensburgs" behülflich war, für nicht haltbar. Pastor Eicke schreibt: „Der Name Ahrensburg soll vermutlich soviel heißen wie Adlersburg, das ist Raubburg. Der Adler heißt in der alten deutschen Sprache Aar, Ari, Arent." Auch Herr Dr. Walther ist der Ansicht, daß nur die Erklärung, Arnesvelde bedeute Adlersfeld, die grammatikalischen Ansprüche befriedige; der Name kann seiner Ansicht nach im Gegensatz zu dem Namen eines nahegelegenen Ortes Rokesberghe (Rabenberg) gestanden haben.

Der Name Ahrensburg taucht erst am Ende des 16., bezw. zu Anfang des 17. Jahrhunderts auf; bis dahin ist nur von Arnesvelde, das gelegentlich auch schon Arensfelde genannt wird, die Rede. Der richtige Name des jetzigen Orts Ahrensburg ist, wie schon erwähnt, Woldenhorn, eigentlich Woldehorn oder Woldehorne, d. h. Waldecke; nur dem jetzigen Schlosse mit seiner Umgebung kommt der Name Ahrensburg zu, auf das alte Arnesvelde kann er nicht angewendet werden. Mit Bezug auf Woldenhorn kommt auch nur einmal ein Personenname in der älteren Geschichte vor, ein Marquard von Woldenhorn, aber ohne jede Verbindung mit dem Orte.

Wir finden also den Namen Arnesvelde in der Geschichte zuerst am Ende des 12. Jahrhunderts und erfahren, daß das Gut landesherrliches Eigentum war. In Falcks Archiv Band IV heißt es: Ahrensfelde blieb landesherrlich, später wurde es eine Raubburg. Mehrfach genannt wird der Name in den Hamburgischen und Lübeckischen Chroniken am Ende des 13. und am Anfang des 14. Jahrhunderts und zwar im Zusammenhange mit Berichten über räuberische Überfälle von kaufmännischen Warenzügen. Von 1304 an war jener bekannte Streit zwischen dem Grafen von Holstein und den Haseldorfer Bauern unter ihrem Anführer Pels; letzteren schlossen sich die Dithmarschen und ihrem Landesherrn aufsässige Ritter an, auch Hamburg und Lübeck nahmen für sie Partei.

Pels hat, wie Detmar erzählt, das schützende Geleit für die Kaufleute und ihr Gut bei dem Verkehr zwischen Hamburg und Lübeck gestellt. Bei diesen Unruhen ist zweifellos auch die Besatzung von Arnesvelde thätig gewesen, zum Nachteil des Handels der Hansestädte.

Im Jahre 1306 schlossen die Städte Hamburg und Lübeck einen Vertrag zum Zweck der Zerstörung der Kastelle Arnesvelde und Wohltorpe (Wohldorf), eine gleichfalls landesherrliche Feste, zur fraglichen Zeit aber als Raubburg sehr berüchtigt. In dem Vertrage verpflichteten die Städte sich, die beiden Raubnester von Grund aus zu entfernen, sei es mit Güte oder mit Gewalt. Das Bündnis wurde auf 10 Jahre geschlossen, doch scheint es seinen Zweck verfehlt zu haben, denn die Geschichte meldet nichts über die Zerstörung von Arnesvelde, berichtet dagegen ausdrücklich, daß die Burg 1314 noch stand.

Im letztgenannten Jahre ging ein Teil des Gutes Arnesvelde bei der Landesteilung zwischen dem Grafen Adolf und seinen Vettern Gerhard und Heinrich an einen der letzteren, wahrscheinlich an Graf Gerhard, über; in dem darüber aufgesetzten Vertrage wird auch zuerst der Name Woldehorne erwähnt. 1322 verpfändete Graf Adolf für sechseinhalbtausend Mark Pfennige die Herrschaft Wohldorf an den Grafen Johann. Biernatzki sagt in seinen „Nordalbingischen Studien Bd. III: „Es scheint, daß 1314 noch Ahrensfelde, 1322 aber Wohldorf das Hauptschloß dieses Distrikts gewesen ist; der Distrikt heißt aber 1322 noch Arnesvelde. Es ist dies das Land zwischen Bille und Alster."

Die Chronik des Franziskaner-Lesemeisters Detmar zu Lübeck, begonnen im Jahre 1385 (Abschrift und Fortsetzung der im Anfange des 14. Jahrhunderts begonnenen Stadt-Chronik) berichtet, daß im Jahre 1326 Graf Johann (genannt der Milde) mit den Mönchen von Reinfeld ein Gut getauscht habe. Letztere besaßen das Gut Trittau und tauschten dasselbe mit dem Holstengrafen gegen Arnesvelde aus. Graf Johann gab ihnen, wie Detmar schreibt, für Trittau ein „besseres" Gut, das zur Arnesrelde gehörte und Woldehorne hieß nnd bauete dann in Trittau ein festes Schloß, zum Schutz gegen die Raubritter und Straßenräuber, die sich in Linow und dem Sachsenlande (Sachsenwald) aufhielten.

Das Unwesen des Raubrittertums scheint in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stärker aufgeblüht zu sein, ein gemeinsamer Feldzug der Hamburger und Lübecker gegen die Räuber, bei dem die Städte noch durch ein kaiserliches Hülfsheer unterstützt wurden, scheint erfolglos verlaufen zu sein, denn er endete 1343 mit einem Friedensschluß. 1347, als sich auch die Grafen von Holstein mit den Städten gegen die Raubritter verbunden hatten, wurde das feste Schloß Wohldorf von den Verbündeten eingenommen und zerstört.

Bei diesen Wirren, jedenfalls nachdem Arnesvelde in den Besitz des Reinfelder Klosters übergegangen war, wird desselben als einer Raubburg nicht mehr gedacht, es wird also unter der Herrschaft der Mönche friedlicheren Zwecken gedient haben. Das Raubwesen dauerte noch fast während des ganzen 14. Jahrhunderts fort. Wohldorf, Linow und Stegen werden noch wiederholt als Schlupfwinkel der Raubgenossen genannt; es wäre also unerklärlich, warum des nahe

gelegenen Arnesvelde nicht gedacht sein sollte, wenn es noch als Raubburg fortbestanden hätte.

Aus den im Vorstehenden gesammelten Notizen ergiebt sich, daß Arnesvelde zeitweilig zu den Burgen gehörte, die in diesem Teile des Landes Stormarn dem Raubrittertum Unterschlupf boten, daß diese Burg aber früher als die andern ihres Charakters entkleidet und daß sie nicht durch Feindeshand zerstört wurde. Bis 1550 blieben Arnesvelde und Woldenhorn im Besitz des Klosters Reinfeld. Geschichtliche Notizen aber sind aus diesem 200jährigen Zeitraum über das Gut nicht vorhanden. Wegen der starken Kontributionen, welche der Landesherr dem Kloster auferlegte, sah sich dieses gezwungen, einige seiner Güter abzustehen, und zu den ersten gehörten Arnesvelde und Woldenhorn, die wieder in den Besitz des Landesherrn gelangten.

Bald nachher, etwa um 1560, ging das Gut in den Besitz Daniel Rantzaus, des berühmten Feldherrn des dänischen Königs, über, das er um ein Billiges erwarb. Der neue Besitzer, den im Alter von 40 Jahren bei der Belagerung des festen Schlosses Warborg in Schweden die tödliche Kugel ereilte, hat wohl wenig von seinem Gute gesehen, da das bewegte Kriegsleben ihn bald hier, bald dahin führte. Nach seinem Tode fiel das Gut an seinen jüngsten Bruder Peter, der auch die nachgelassene Braut des Feldherrn, Catharina vom Damm, heiratete.

Peter Rantzau ist der Erbauer des neuen Schlosses, von diesem Zeitpunkte an taucht auch der Name Ahrensburg auf, der wahrscheinlich im Gegensatz zu Ahrensfelde gewählt worden ist.

Das Vorstehende ist alles, was ich über die Geschichte der Burg Arnesvelde ermitteln konnte; es ist nicht viel, aber immerhin von Interesse. Dem Material, das ich s. Z. zu der von mir herausgegebenen „Geschichte Ahrensburgs" (1882) sammelte, habe ich in der obigen Darstellung wenig Neues hinzufügen können; ich mußte mich auf eine etwas mehr zusammenhängende Wiedergabe, unter Ausscheidung des nicht geschichtlich Nachgewiesenen, beschränken. Sollte zufällig hier oder dort mehr und Näheres bekannt sein, so würde es mich freuen, solchen Ergänzungen in diesen Blättern zu begegnen.

Die Wochentage in ihrer Beziehung zum Volksglauben.

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Uetersen.

Wie der alte Volksglaube im allgemeinen, so schwindet auch die Bedeutung unserer Wochentage im Volksglauben mehr und mehr. Was ich darüber teils im Volksmunde, teils in einschlägigen Schriften noch vorgefunden habe, sei hier in Kürze mitgeteilt.

Den Sonntag brachten unsere heidnischen Vorfahren in Beziehung zur Sonne. Er war daher ein guter Tag und gilt noch heute als ein Glückstag.

Der am Sonntag Geborene, das Sonntagskind, wird einen besonders glücklichen Lebenslauf haben und ist auch ein Hellseher.[1])

Der Sonntag ist ein willkommener Gast nach den Tagen schwerer Arbeit, und sorglos genießt die Jugend seiner Freuden. „Sünndags hinkt'r keen Jungs." (H.)[2])

Auch das einfachste Hauswesen verrät den festlichen Charakter dieses Tages. „Bitt'n witt Sand vær de Dær un 'n bitt'n Krut an de Supp, sünst ist keen Sünndag!" pflegte Großmütterchen zu sagen. (H.)

Die gewöhnliche Tagesarbeit, auch die Handarbeit des weiblichen Geschlechts, muß an diesem Tage ruhen. Wer dagegen frevelt, den wird der göttliche Zorn treffen. Einst traf der liebe Gott einen Mann, der am Sonntag Holz sammelte. Da sprach er zu ihm: „Weißt du nicht, daß heute Sonntag ist? Hast du nicht an den andern Tagen Zeit genug, Holz zu sammeln?" Der Mann wollte sich damit entschuldigen, daß ihn die Not dazu getrieben habe, aber der liebe Gott sprach: „Du sollst zur Strafe ewig mit deinem Bündel im Monde sitzen," und da sieht man ihn noch heute. (H.)

In Dithmarschen erklärt man die Figur im Monde als eine Spinnerin, die den Feiertag nicht geheiligt hat. („Am Urquell" IV, S. 54.)

Wer auf seinem Sterbelager mit einem Hemde bekleidet ist, das an einem Sonntage genäht wurde, der findet nicht eher ein ruhiges Ende, bis man einen Teil von der Naht im Hemde aufgetrennt hat. (H.)

Sogar die emsigen Bienlein haben Gottes Strafe fühlen müssen, als sie in ihrem Eifer nicht des göttlichen Gebotes achteten und auch am Feiertage den süßen Honig einsammelten. Denn den süßesten Saft legte der liebe Gott in eine Blume mit langer Röhre, daß die Bienen ihn nicht zu erreichen vermögen. Es ist Lonicera Peiclymenum L., vom Volke „Sugblomen" oder „Sugrank'n" genannt, weil die Kinder gerne den süßen Saft heraussaugen. (H.)

Den Montag brachten unsere Vorfahren in Beziehung zum Mond, und aus der Veränderlichkeit des Mondes dürfte der Glaube abzuleiten sein, daß man am Montage nichts beginnen darf, was Bestand haben soll. Daher wohl auch die Redensart: „Fulen Maandag gist'n fliedige Wek!" oder: „Fliedigen Maandag gist'n fule Wek!" Wenn das Gesinde am Montag seinen Dienst antritt, wird es nicht „wekenölt," d. h. es hält den Dienst nicht eine Woche lang aus. Früher gestattete die sorgsame Mutter auch nicht, daß ihre Lieblinge am Montag den ersten Schulgang antraten. Vom Montag heißt es auch: „Wenn man am Montag Gäste hat, so hat man in der ganzen Woche Gäste zu erwarten." (H.)

Der Dienstag war bei den alten Germanen dem Kriegsgott Ziu (altnordisch Tyr) heilig, daher die Namen Zistag, Distag. Der deutsche Name „Dingsdag" ist von Ding (Gericht) abzuleiten, das an diesem Tage abgehalten wurde. Er gehört zu den guten Tagen.

[1]) Vgl. Müllenhoff, Sagen ꝛc. S. 217.
[2]) H. bezeichnet Henstedt bei Kaltenkirchen.

Der Mittwoch ist der Tag Wodans, hieß daher früher auch Wodens-, Woens- oder Wonestag. (Lübben u. Walther, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch S. 591.)

Der Donnerstag ist der Tag des Gewittergottes Donar. Der Mittwoch Abend und der Donnerstag Morgen sollen die passendsten Zeiten zur Vertreibung der Würmer sein. In einem Diebssegen lese ich, daß er am Donnerstag Morgen vor Sonnenaufgang gesprochen werden müsse.

Der Freitag ist der Tag der Freya, der Göttin der Liebe. Er ist daher der beste Tag zur Feier der Hochzeit und Kindtaufe, die man andernfalls am Sonntag und Dienstag abhält. Am Freitag muß man die Nägel beschneiden. (H.) Er ist auch geeignet zur Ausübung der Sympathie. (Schütze, Holst. Idiotikon IV, S. 25.) Bei den Friesen halten am Freitag die Hexen Umzug. (Müllenhoff, S. 211.)[1]) Von diesem Tage heißt es auch: „Wer am Freitag lacht, muß am Sonntag weinen." (H.) Scherzhaft sagt man: „Et is Freedag vær den, de keen Släg krigt!" (H.)

Der Sonnabend, d. h. nach einer Erklärung in „Am Urquell" IV, S. 268, nicht der Abend vor dem Sonntag, sondern die Sonnenruhezeit. An jedem Sonnabend mit Ausnahme eines einzigen im Jahre (in der Karwoche?) erwartet man Sonnenschein, wenn auch nur auf einen Augenblick. (H.) Wer seine Erbsen in der Erde mit leichter Mühe vor den Spatzen schützen will, dem wird geraten, sie am Sonnabend nach Sonnenuntergang zu legen. (Wedel.)

Schütze macht in seinem „Holst. Idiotikon" folgende Mitteilung: „Dröge Dage" nennt der abergläubige Landmann den Mittwoch, Freitag und Sonnabend. Was an diesen trockenen Tagen gesät und gepflanzt wird, gedeiht nicht.

Der Sonnabend Abend galt noch bei der vorigen Generation der Ruhe und Vorbereitung auf den Feiertag. Die Dreschdiele war zeitig geräumt, das Spinnrad stand im Winkel, und statt der Karten, mit denen sonst die Müßigen die Zeit vertrieben, wurde das Gesangbuch zur Hand genommen und einer las den um das Licht versammelten Hausgenossen das Evangelium vor.

Wer am Sonnabend Abend spinnt, sagt der alte Volksglaube, der findet nach dem Tode keine Ruhe in seinem Grabe und muß dann noch immer weiter spinnen.

Müllenhoff teilt dazu auf S. 168 eine Sage aus dem Sundewitt mit: Zwei alte Frauen waren gute Freunde und die eifrigsten Spinnerinnen im Dorfe, so daß sogar am Sonnabend Abend ihre Räder nicht stille standen. Endlich starb die eine; aber am nächsten Sonnabend spät erschien sie der andern, die noch saß und eifrig spann, und zeigte ihr ihre glühende Hand, indem sie sprach:

Sieh, was ich in der Hölle gewann,
Weil ich am Sonnabend Abend spann!

Über die Beziehung der einzelnen Tage zum Wetter vergleiche man das Dezemberheft der „Heimat" 1892.

[1]) In vielen Gegenden Deutschlands ist der Freitag als Todestag Christi ein Unglückstag. (Am Urdsbrunnen II, Seite 138.)

Ein Franzoſengrab in unſerm Lande.

Von J. Prange in Ellerbek.

Verfolgt man von Lübeck aus die Lübeck-Hamburger Chauſſee etwa 15 km, ſo gelangt man in der Nähe des Ortes Ratzbek an die Stelle, an der die Eiſenbahn zum erſten Male die Landſtraße ſchneidet. Ein rieſiger Eiſenbahndamm, unter welchen die Chauſſee hindurchführt, durchſchneidet hier ein Thal, welches weiter gegen Süden von ziemlich ſteilen Höhen begrenzt wird. Die Landſtraße führt jetzt, nach Abtragung oder Durchſtechung des Höhenrandes, in gerader Richtung hinauf, während der alte Weg linksſeits der Chauſſee in Windungen emporführte. Faſt unmittelbar vor den Höhen liegen an der Straße einige Gebäude, Heerweg oder auch „Heerwegskate“ genannt, und wenige Schritte weiter führt ein Weg links abwärts nach Groß-Weſenberg, dem gegenüber an der rechten Seite der Chauſſee ein kleiner Wald, eine ſog. Buſchkoppel, liegt. Tritt man durch das Thorloch auf dieſe, ſo ſoll man gleich links unter den Sträuchern das Grab eines Franzoſen vor ſich haben. Ein alter Arbeiter, deſſen Vater Augenzeuge dieſes Begräbniſſes geweſen ſein ſoll, ſowie andere alte Leute meines Heimatdorfes erzählten darüber nachſtehendes.

Als in der Franzoſenzeit die Preußen auf Lübeck zurückgedrängt wurden, kam es am Heerweg zu einem Gefecht. Die Preußen mußten fliehen, und ein preußiſcher Reiter wurde von ſeinem ſtürzenden Pferde ſo unglücklich befallen, daß er, infolge der Anſtrengungen und des jähen Sturzes kraftlos unter ſeinem Pferde liegend, den Tod hätte finden müſſen, wenn ihm nicht Hülfe gekommen wäre. Da bemerkte ihn ein franzöſiſcher Reiter, ſprengte herbei und errettete den Preußen aus ſeiner mißlichen Lage. Dieſer aber bedankte ſich dadurch, daß er den nichts Böſes ahnenden Franzoſen plötzlich erſchoß, ſich auf deſſen Roß ſetzte und davon eilte. Nachfolgende Franzoſen holten dann den erſchoſſenen Kameraden von der Anhöhe, auf welcher ſich das Erzählte zutrug, beſtatteten ihn an bezeichneter Stelle, während dortige Bewohner vier oder fünf erſchoſſene Pferde eingraben mußten, was auf einer links an der Landſtraße gelegenen Wieſe geſchehen ſein ſoll.

Die Zeitangabe in der Geſchichte iſt unbeſtimmt, inſofern kein beſtimmtes Jahr genannt wird. Während einige Erzähler ſich mit der unbeſtimmten Angabe „in de Franzoſentid“ begnügten, brachten andere den „ollen Blücher“ mit hinein und wieſen damit auf das Jahr 1806 hin. Allein in dieſem Jahre kann es nicht geweſen ſein. Dänemark war damals noch eine neutrale Macht, däniſches Militär hielt die Lübſche Grenze beſetzt, und nach den geſchichtlichen Angaben haben Bernadottes Franzoſen bei ihrer Verfolgung der Preußen unter Blücher nur bei Fackenburg, jedenfalls Fackenburg bei Lübeck, den holſteiniſchen Boden betreten. Meines Erachtens kann es nur im Jahre 1813 geweſen ſein, als auf Napoleons Befehl Davouſt von Norden und Oudinot von Süden auf Berlin vorgehen ſollten. Zu dieſer Zeit ſtand Dänemark mit Frankreich in Bündnis und Davouſt, der damals in Hamburg ſtand, durfte bei ſeinem Vorgehen auf Berlin Lübeck und Mecklenburg nicht unbeachtet im Rücken laſſen. So wählte er höchſtwahrſcheinlich für einen Truppenteil die durch das Gebiet der Verbündeten führende Landſtraße, um gleichzeitig von Lübeck wie von Hamburg aus durch Mecklenburg auf Berlin vorzugehen. Bekanntlich mißlang ſein Unternehmen; die Nachricht von Großbeeren bewog ihn zum Rückzug auf Lübeck, bei welchem Theodor Körner die rote Todesroſe pflückte, die er wenige Stunden zuvor in ſeinem Schwertliede beſungen hatte. Auch Lübeck mußte Davouſt bald räumen, und wiederum werden die Franzoſen zu ihrem Abzuge auf Hamburg die alte Handelsſtraße benutzt haben.

Daß es beim Rückzuge der Preußen auf dieſer Landſtraße am Heerweg zu einem Gefecht kommen konnte, dafür erſcheint das Terrain jedenfalls günſtig. Beiſpielsweiſe ſei nur erwähnt, daß es bei einem Diviſionsmanöver in dieſer Gegend 1878 oder 79 gerade an dieſer Stelle zu einem impoſanten Schauſpiel kam. Von den ſich gegenüberliegenden Höhen entſpann ſich ein ſolches Feuer, daß das Gefecht zum Stehen zu kommen ſchien. Auch deswegen, weil die vorſtehende Geſchichte in meiner Jugend von Bewohnern meines Heimatdorfes allgemein und oft recht umſtändlich erzählt wurde, darf man wohl

Digitized by Google

annehmen, daß sie in der Hauptsache auf Wahrheit beruht. So soll nach der Aussage meines Großvaters bei dieser Gelegenheit eine Kanonenkugel in unsere Scheune eingeschlagen sein, und Thatsache ist, daß in den sechziger Jahren bei dem Abbruch der letzteren eine Kanonenkugel unter einer Thürschwelle an der Lehmdiele gefunden wurde, die noch jetzt bei mir als „Franzosenkugel" in Augenschein genommen werden kann.

Zu untersuchen, inwieweit die Erzählung von dem undankbaren Preußen auf Wahrheit beruht, lasse ich dahingestellt. An eine Unmöglichkeit reicht sie nicht. Sollte sie zur Ausschmückung des Ereignisses aus der Phantasie der Bevölkerung hervorgegangen sein, so haben wir in ihr einen Beweis dafür, wie sehr die dortigen Bewohner damals oder in den Jahren, als diese Geschichte entstand, als dänische Reichsangehörige sich dem Franzosen so sympathisch wie dem Preußen mißtrauisch gegenüberstellten, sonst hätten sie letzterem solche That schwerlich angedichtet.

Kleine Kulturbilder aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

Die Schleswig-Holsteinischen Provinzialberichte, deren erste Reihe in den Jahren 1787 bis 1798 erschienen ist, verfolgten ähnliche Zwecke, wie heute die „Heimat." Ihre Lektüre ist außerordentlich interessant; das ganze geistige und äußere Leben jener stillen, beschaulichen, aber doch bereits für öffentliche, „patriotische" Angelegenheiten lebhaft erwärmten Zeit zieht an unserm Auge vorüber. Da die Zeitschrift selten geworden ist, sei es gestattet, hin und wieder kleine Einzelbilder herauszuheben, die geeignet sind, unsere Kenntnis aus den Tagen der Urgroßväter zu erweitern.

I. Armut und Bettelei.

1. Armut auf dem Lande und ihre Ursachen. (Auszug aus den Berichten des Organisten Rixen in Groß-Flintbek bei Bordesholm.) Die Armut in unserm Dorfe ist sehr groß, vorzüglich in diesem Jahre. Ich habe seit beinahe einem Jahre die Bettler vor meiner Thüre sorgfältig gezählt, oftmals am Tage 10 bis 12 angemerkt und den Monat über nicht selten über 100 gehabt. Ein anderer Einwohner, den sie fleißiger besuchen, hat im verwichenen Sommer monatlich wenigstens 140 und in diesem Winter nie unter 160 nacheinander gezählt. Es waren auch Fremde, reisende Handwerksburschen, verabschiedete Soldaten, Leute, die Schiffbruch gelitten hatten, darunter; allein die meisten waren Einwohner unserer Gemeinde und aus benachbarten Örtern; einige Alte und Kinder, der größte Teil aber arbeitsfähige Leute, die sonst durch Tagelohn und mittels ihres Handwerks sich nährten und jetzt arbeitslos sind. Es wird ihnen wenigstens ein Stück Brot gereicht, und sie thun nicht leicht eine Fehlbitte. — — Teurung der Lebensmittel, Mangel an Gelegenheit zum Erwerbe sind die Haupturſachen der großen Armut. Der wohlhabende Bauer behilft sich, so viel er kann, braucht wenigstens die Hilfe des armen Tagelöhners selten und giebt dem Handwerker noch seltener zu verdienen. Spinnen, Weben, Stricken, Besenbinden und andere Nebenarbeiten der Art sind hier fast gänzlich unbekannt. Wolle wird nicht viel erzielt; Flachs und Hanf wird wenig gebaut. Die Kinder der ärmeren Bauern werden von Jugend auf zum Betteln erzogen und nehmen nachmals im eigenen Hausstande leicht bei dem geringsten Mangel zu dem Mittel ihre Zuflucht, woran sie so früh gewöhnt wurden, daß sie das Schimpfliche desselben lange vergessen haben. Junge Leute, die nichts als ihre gesunden Gliedmaßen haben, geben sich zusammen. So lange sie alleine sind, geht's noch wohl; sobald aber einige Kinder hinzu kommen, müssen sie ihr Brot erbitten. (Prov.-Ber. 1787, S. 100 f.)

2. Zigeuner bei ländlichen Hochzeiten und Grabbieren. Als ich mich Geschäfte halber vor einiger Zeit in einem kleinen Dorfe im Amte Hadersleben aufhielt, wo außer dem Pfarrhofe etwa vier und ein halber voller Hof, in allem aber nur 14 Feuerstellen zu sehen waren, bemerkte ich, daß dieses geringe Dorf gleichsam einen

Durchzug von Zigeunern abzubalten hatte. Innerhalb zweier Tage zählte ich beinahe 60 solcher mehrenteils gesunder und starker Müßiggänger beiderlei Geschlechts. Ich wunderte mich darüber; mein Wirt erklärte mir aber den Grund und die Ursache dieses ungewöhnlichen Durchzuges. Auf dem benachbarten Dorfe gab eines sogenannten reichen Bauern, d. i. eines Vollhufners, Tochter Hochzeit. Dergleichen Gelegenheiten wissen diese bettelnden Müßiggänger vermutlich einander beizeiten bekannt zu machen, und weil ein solcher Mann, er mag reich oder arm sein, auch ihnen, als von den Zäunen eingeladenen Gästen, vollauf die Tafel deckt, so reißt der Strom alles mit sich fort und plündert die ihm auf dem Wege vorkommenden Dörfer wie eine Schar gefräßiger Heuschrecken aus. Zugleich erzählte mir mein treuherziger Wirt, daß es bei Leichenbegängnissen solcher reichen Leute nicht anders gehalten würde, daß noch vor weniger Zeit in der Nachbarschaft bei einem solchen Leichenbegängnis mehr als ein Oxhoft Wein und mehr als ein Schlachtvieh verzehrt worden sei. (Prov.-Ber. 1787, S. 402 f.)

3. Erfolglosigkeit der zur Abhilfe angewendeten Mittel. Es ist bereits zu verschiedenen Malen über das überhandnehmende Betteln auf dem Lande Klage geführt, und wenn darüber Untersuchung angestellt wurde, befunden worden, daß die befohlene Ergreifung und Ablieferung dieses bettelnden fremden Gesindels an das Amt von den Dorfbauervögten und Amtsunterthanen bloß wegen der Furcht vor dem daher zu erwartenden Schaden, besonders der Feuersgefahr, unterbleibe. Diese durch wirkliche Drohungen oftmals bestärkte Furcht ist nicht leicht auszurotten. Die Bosheit der ausgearteten Menschen ist gar zu groß und ein niedriges Strohdach gar leicht in Brand zu stecken. Das Betteln wird dadurch eine allgemeine Landplage. Man muß dem dreisten Fordern der ausländischen und dazu sich gesellenden eingebornen Landstreicher nachgeben, ihnen ohne Weigerung alles reichen, was sie verlangen, und ihnen obendrein noch höflich begegnen. Ja, es trifft sich, daß wohl zehn bis zwanzig dergleichen unverschämte Bettler täglich bei jedem Hause sich einfinden, und bei Bauernhochzeiten muß man auf diese wenn gleich ungebetenen, doch gewissen Gäste sehr zahlreich rechnen. — Es wird in dieser Gegend heimlich und öffentlich von Leuten, von denen man es nicht erwarten sollte, das von dem Bettler über das Maß seines jedesmaligen Bedürfnisses in großen Bündeln zusammengehäufte Bettelbrot zur Fütterung ihres Viehes aufgekauft. — Verschiedene Male habe ich an den Landstraßen und an den Zäunen fremde Bettlerfamilien gelagert gefunden, welche für ihr verkauftes Roggenbrot sich bei einem großen Weißbrot von dem feinsten Weizenmehl nebst Butter und Branntwein recht herrlich und besser pflegten, als mancher, von dem sie ein Stück Roggenbrot erbettelt hatten, es zu thun imstande ist.

Es ist zwar jede Gemeinde angewiesen worden, ihre eigenen Armenvögte zu halten. Allein wer anders als ein alter, selbst verarmter und oft mit vielen Kindern, welche selbst betteln, gesegneter Mann wird eine so geringe Armenvogtsstelle auf dem Lande annehmen können? Und ein solcher Armenvogt hat dann weder das körperliche Ansehen noch die benötigte Stärke, noch die erforderliche Dreistigkeit, um dergleichen losem Gesindel zu Leibe zu gehen. — Manchmal steht er auch mit andern Armen und Bettlern in zu genauem Umgange.

Dem fremden Gesindel fehlt es im Lande nicht an Zufluchtsörtern. Es teilt seine erpochte und erbettelte Beute, ja, selbst gestohlenes Gut mit einheimischen müßigen Familien, um desto sicherer sein Unterkommen zu haben und verheimlicht zu werden.

Ein von der Regierung zu Glückstadt unterm 21. Februar 1788 erlassenes Reskript, wonach sowohl einheimische als auswärtige Bettler, welche als junge, gesunde und starke Kerle zum Soldatendienst tüchtig sind, an das nächste Regiment zum achtjährigen Dienst und ohne beurlaubt zu werden, abgeliefert werden sollten, ist, nachdem die Wirkung desselben teils nicht nützlich und teils sogar schädlich gewesen, mittels eines späteren Reskripts vom 20. September 1791 wieder aufgehoben worden.

Der allgemeine Streifzug wird nur selten vorgenommen. Er erreicht auch nicht ganz seinen Zweck. Das fremde Gesindel geht oder wird durch einen Ort aus dem Lande gebracht und kommt sogleich durch einen andern Weg wieder ins Land hinein.

Digitized by Google

Beim vorjährigen allgemeinen Streifzuge gegen das lose Gesindel kam ein solcher Landstreicher ungefähr 4 Tage vor der dazu bestimmten Frist zu einem Bauern, bettelte und erzählte dabei, daß die armen Leute und Bettler aufgesucht werden sollten, freute sich im voraus, daß er nun einmal wieder (beim Transportieren) zu fahren käme, mit dem Zusatze: er wüßte nur noch nicht, ob er sich aus diesem oder einem andern Amte wolle fahren lassen." (Prov.-Ber. 1795, II S. 48 ff.)

Frühlingsfeier.

Von **J. H. Fehrs** in Itzehoe.

Was regt sich in den Zweigen
Und zwitschert froh zuthal?
Leis stimmen Flöten und Geigen
Die Vöglein allzumal.
Sie sinnen lieblichen Weisen nach
Und rufen Lenzestöne wach,
Um Wiesen, Wald und Hecken
Zu wecken.

Und hoch in klarer Bläue
Preiset der Lerchen Chor
Allvaters ewige Treue
Am offnen Himmelsthor.
Das ist ein Psalm aus tiefster Brust,
Ein Dankgebet und Lied der Lust,
Und schweigend lauschen die Wälder
Und Felder.

Da schlüpfen ins seidne Röckchen
Die keuschen Veilchen sacht;
Maßliebchen und Schneeglöckchen
Erblühen über Nacht.
Neugierig spähn aus dunklem Grund,
Im Kleide gelb und blau und bunt,
Primel und all die vielen
Gespielen.

Und was noch traumumfangen
Im Grunde schlummern mag,
Ersteht mit leuchtenden Wangen
Und feiert Ostertag.
Wildröselein, die duftige Maid,
Erstarrt in Graun und Winterleid,
Rütteln die lauen Winde
Gelinde.

Und wie auch sie erschrocken
Das Auge schlägt empor,
Da bricht ein groß Frohlocken
Aus Bruch und Wald hervor;
Rauchopfer haucht der Blumen Mund,
Frau Nachtigall thut selig kund
In wunderfüßen Tönen
Versöhnen.

Das ist die Jubelfeier
Der lenzverklärten Flur;
Froh grüßen den Befreier
Die Kinder der Natur;
Vergessen ist des Winters Qual,
Der Hügel prangt, es jauchzt das Thal,
Daß Gottes treues Lieben
Geblieben.

Schlag Groll und Gram zu Scherben,
O Menschenkind, hinaus!
Lenz führet dich als Erben
In sein bekränztes Haus.
O laß dir durch des Tages Hast
Und Erdentand und Sorgenlast
Den schönen Frühlingsglauben
Nicht rauben!

Jugend- und Volksspiele.

I.

Von Herrn Oberlehrer **Peters** sind mir inbetreff der Behandlung von Einsendungen über Jugend- und Volksspiele Vorschläge zugegangen, von deren Zweckmäßigkeit ich überzeugt bin. Ich glaube im Interesse der Sache zu handeln, wenn ich die Zuschrift des Herrn **Peters** an dieser Stelle veröffentliche, umsomehr, da verschiedene längere und kürzere Einsendungen zu der Annahme berechtigen, daß die Berücksichtigung dieser Seite unsers Volkslebens bei den Lesern auf Zustimmung rechnen darf.

Digitized by Google

Geehrter Herr Rektor!

Die vor kurzem in der „Heimat" veröffentlichten Darstellungen über Jugend- und Volksspiele berechtigen zu der Vermutung, daß das Interesse für diese hervorragend nationale Seite der Volksbethätigung auch in unserem engeren Vaterlande in stetem Wachsen begriffen ist. Daher dürfte es wünschenswert erscheinen, wenn Sie die Herren Einsender auf die Punkte aufmerksam machen wollten, welche in erster Linie bei den Beschreibungen von Spielen zu berücksichtigen sind.

Zunächst ist es durchaus nicht unwesentlich, den Namen eines Spieles und seiner Varianten genau anzugeben. Denn aus den im Laufe der Zeit vielfach verdrehten Namen lassen sich manchmal auf das Wesen und auf die Entstehungszeit des Spieles lehrreiche Schlüsse ziehen. — Von nicht minder großem Werte ist eine genaue Angabe über den Ort, an welchem das Spiel auf die beschriebene Weise noch jetzt gespielt wird oder früher gespielt wurde. Hier und da läßt es sich nachweisen, daß an einem bestimmten Orte ein Spiel, welches sonst unbekannt war, zeitweilig unter der Leitung eines dahin versetzten Lehrers aus anderer Gegend eifrig gespielt wurde, um dann wieder zu verschwinden. Diese Erscheinung ist ein interessanter Beweis dafür, daß nicht jedes Spiel für jede Gegend gleich geeignet ist; sie zeigt aber zugleich deutlich, einen wie großen Einfluß ein für die Jugend und mit der Jugend wirkender Mann auch nach dieser Richtung hin auszuüben imstande ist.

Sodann ist die Feststellung der Zeit, in welcher ein Spiel gespielt wurde, wichtig, und zwar einmal die Jahreszahl oder das Jahrzehnt, sodann aber auch die Jahreszeit. Manche Spiele eignen sich nur für den Herbst, manche sind im Frühjahr geeigneter, andere endlich können nur im heißen Sommer gespielt werden; denn einige verlangen trockenen, harten Boden, andere erfordern lockeres Erdreich. Auch die Tageszeit kommt in Betracht: so läßt sich das Versteckspiel am besten in der Dämmerung oder im halbdunkeln Walde vornehmen.

Vor allen Dingen aber verdienen die kleinen Verschiedenheiten und Abweichungen der Spielregeln in den verschiedenen Orten und Gegenden angegeben zu werden. Gerade durch derartige Mitteilungen wird der Nachforschung über die Verbreitung und Entwickelung der einzelnen Spiele in unserer engeren Heimat ein weites Feld eröffnet. Denn jede — selbst die kleinste — Einzelheit über die Zahl der Mitspieler, über die Art der Wahl der Führer und der gegen einander spielenden Parteien, über die Größe und Einteilung des Platzes, über die befolgten Spielregeln, über die benutzten Spielgeräte u. s. w. ist für die Aufdeckung der Kulturzustände früherer Zeiten von großem Werte. Dies hat schon Herr Professor Handelmann in seiner dankenswerten Schrift über „Volks- und Kinderspiele der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg (Kiel 1862)" Einleitung S. IV mit den Worten angedeutet: „Es ist ein altes Wort, daß oft ‚tiefer Ernst im kindischen Spiel' liege. . . . . es darf jetzt als ausgemacht gelten, daß im Kinderspiel uns ein Niederschlag von Anschauungen und Sitten aus grauer Vorzeit aufbewahrt worden ist. Um diesen Schatz zu heben, bedarf es vor allem der Vergleichung und dann der mythologischen und kulturhistorischen Forschung."

Auch einzelne Kraftausdrücke, stehende Reden, sowie Reime und Lieder, welche bei den Spielen noch gebräuchlich sind, haben ohne Zweifel mannigfachen Bezug auf die früheren Rechtsanschauungen und sonstigen Verhältnisse der Bevölkerung: Beim Sauballspiel (= Külüm, Külevermüle, Külsög, Swindriwer ꝛc.) hieben vor 35—40 Jahren in der Stadt Schleswig, wenn der Treiber (= Swindriwer) den fortgeschlagenen Holzball aus oft großer Entfernung zurückholen mußte, die Zurückbleibenden mit ihren Schlagstöcken in das in der Mitte befindliche Loch und sangen dabei: „De Meister will uns keen Arbeit ge'm." — In Kiel wurde einem gut getroffenen Schlagballe mit den Worten nachgeschaut: „Junge, wat en Klümp!" — In Schleswig pflegte beim Versteckspiel der Name des von dem Sucher entdeckten Mitspielers beim Spielmale durch drei Schläge gegen die Wand gleichsam angenagelt zu werden; hierbei wurde gerufen: „Taxbilax, Ludwig Hansen!" oder wie der Mitspieler sonst hieß; es wurde strenge darauf gehalten, daß der volle, nicht abgekürzte Vor- und Zuname des Betreffenden beim Anschlagen genannt wurde. Der entdeckte Mitspieler konnte durch schnelles Laufen die Gefahr von sich abwenden, indem er, wenn er zuerst beim Male anlangte, seinerseits durch drei Schläge gegen die Wand den Namen des Suchenden zum Anschlag brachte; auch er gebrauchte dabei das Wort „Taxbilax" mit dem vollen Namen des Suchers. — Bei dem Spiele „Von Baum zu Baum" sang der Mitspieler, welcher keinen Baum bekommen hatte, in einer einförmigen Melodie:

„Eckvereck, min Stück Speck,
Weff'l om, weff'l om minen Eck."

Beim Stehballspiel — Abc genannt — rief derjenige, welcher nach dem Alphabet (jeder hatte sich einen bestimmten Buchstaben erwählt) an der Reihe war, mit lauter Stimme: „Ik prell, ik prell op den verdammten un vermuchelten (u. s. w.) Heinrich Petersen, wobei

er einen beliebigen Mitspieler nannte, der dann den gegen die Wand geworfenen Ball zu ergreifen hatte, um die fliehenden Genossen durch Zuruf zum Stehen zu bringen und mit dem Ball zu treffen. — Beim Versteckspiel, sowie bei dem Spiele „Räuber und Nachtwächter" (= „Räuber und Soldat") durften in Schleswig die Häscher erst dann die Verfolgung beginnen, wenn von den Verfolgten der Ruf „Rudemann!" ertönte. — Ebendaselbst benannte man beim Schlagballspiel den Ball, den der Einschenker einem Schlagenden auf seine Bitte „überall gab," mit dem Namen „Een oppe Lepel," wenn der Schlagende sich verpflichtete, den Ball senkrecht in die Höhe zu schlagen, sodaß der Einschenker Gelegenheit bekam, denselben innerhalb des Males zu fangen; andere von ihm gefangene Bälle waren ungültig. — In Kiel war zeitweilig in der Gegend des Großen und Kleinen Kuhbergs das Schlagballspiel mit vier Mann ohne Einschenker und ohne Pflichtlauf des Schlagenden unter dem Namen „Dre Olsch" außerordentlich beliebt. Auch „Glöhwald," welches dem Spiel „Räuber und Soldat" ähnlich war und noch jetzt bei den Schülern einer Kieler Volksschule unter dem Namen „Kleewald" bekannt ist, sowie das „Alte Kieler Schlagballspiel mit Einschenker" wurde viel gespielt. Letzteres erforderte mindestens acht Mitspieler und hieß „Porren." Der Einschenker hieß „Opgewer." Bei geringerer Zahl der Mitspieler spielte man Schlagball ohne Einschenker, welches „Buten un binnen" genannt wurde.

Wer kennt das Spiel „Sick för sick" und wie, wann, wo wurde es gespielt?

Wenn Sie, geehrter Herr Rektor, die Leser der „Heimat" ersuchen wollten, möglichst ausführliche Beschreibungen von Jugend- und Volksspielen mit allen jetzt noch zu ermittelnden Einzelheiten einzusenden, so würde es vielleicht möglich sein, zu einer außerordentlich genauen Kenntnis der Spiele Schleswig-Holsteins durchzudringen.

Sobald nun von mehreren Seiten über dasselbe Spiel ein genaueres Material zusammengekommen wäre, könnte man eine oder zwei dieser Darstellungen als Grundlage abdrucken und die übrigen schon vorhandenen oder noch einlaufenden Mitteilungen über das betreffende Spiel als Notizen — natürlich unter Namensnennung der Einsender — in einer der folgenden Nummern der „Heimat" nachträglich hinzufügen. Auf diese Weise würde einerseits jeder Leser der „Heimat" Gelegenheit haben, an dem gemeinsamen Werke der Erforschung vergangener Zeiten selbst mitzuwirken, und andererseits würde das Material über die einzelnen Spiele mehr zusammengehalten und dadurch die Orientierung erleichtert.

Mit der Versicherung, daß Sie nach dem Urteil vieler Leser der „Heimat" durch Aufnahme von Darstellungen über Jugend- und Volksspiele einem wahren Bedürfnisse entgegengekommen sind, verbleibe ich Ihr

Kiel, 17. März 1897. Wilh. Peters, Oberlehrer.

Auf die obigen Vorschläge habe ich Herrn Oberlehrer Peters die mir von Vereinsmitgliedern eingesandten Darstellungen von Jugend- und Volksspielen mit der Bitte zugesandt, zunächst das von Herrn Rektor Kühl beschriebene „Pickpahlspiel" zu lesen und eine Darstellung seiner eignen Erfahrungen über dieses Spiel hinzuzufügen. Herr Peters ist diesem Wunsche bereitwilligst nachgekommen.

Ich lasse daher die beiden Darstellungen in nächster Nummer abdrucken und richte an alle Leser der „Heimat" die freundliche Bitte, alle abweichenden Nachrichten über dieses Spiel möglichst bald an mich gelangen zu lassen.

Gleichzeitig erbitte ich Mitteilungen über das demnächst darzustellende Spiel „Kipseln" (auch Kipplekipp, Kippslekipps u. s. w. genannt), sowie über die bereits in den letzten Nummern der „Heimat" beschriebenen Jugend- und Volksspiele.

Kiel, 8. April 1897. Lund.

Anregungen.

5. Müllenhoff über das Erzählen von Sagen. „In der Behandlung und Bearbeitung des gesamten Stoffs war es das erste Bestreben, jedem Stücke eine ihm gemäße einfache Gestalt zu geben, in der sein thatsächlicher Inhalt einfach und unverhüllt hervortrete. Das sogenannte Volksmäßige suchte ich nicht, Provinzialismen aber ließ ich gerne einfließen; mit dem armseligen Plunder „des Modekleides der Novelle" mag man andere Stoffe, die dessen bedürfen, behangen. — — Ich verhehle meinen Abscheu vor einer solchen Behandlungsweise nicht. — — Mein Wunsch war nur, so zu erzählen, wie man es schlichtweg mündlich thut." Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder S. VI.

4. Der Wortschatz des Volkes. „Von höchstem Werte ist für sie (die Volkskunde) die Wortkunde, das ist das Wissen von dem ideellen und materiellen Inhalt des Sprachschatzes, von dem also, was das Volk oder auch, was gewisse, abgegrenzte Schichten des Volkes begreifen und denken; was sie in diesem oder jenem Zeitraum gekannt und daher auch benannt haben. Denn was ich in meinem Gesichtskreise habe und kenne, das nenne ich auch, das andere nicht. In der Geschichte eines einzelnen Wortes steckt oft ein reicherer Schatz für die Volkskunde, als in großen Haufen von Gefäßen und Geräten." Weinhold.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 6. Juni 1897.

Aus alten und ältesten Zeiten.

Von J. Mestorf in Kiel.

III.

Haben wir im Museum vaterländischer Alterthümer (Saal I, Schaukasten A—F) den Werkzeugen und Geräthen der Urbevölkerung unserer Heimath unsere Aufmerksamkeit gewidmet und richten alsdann den Blick auf den Inhalt der Schränke und übrigen Kasten, da tritt uns aus denselben eine ganz andere Cultur entgegen. Wir stehen offenbar vor den Ueberresten einer späteren Zeit. Im Kasten 9a sind eine Anzahl Geräthe ausgelegt, die von den Menschen damaliger Zeit benutzt sind, und da finden wir die meisten Werkzeuge, die uns noch heute unentbehrlich sind: Hammer, Axt, Flachmeißel, Schmalmeißel, Spitz- und Hohlmeißel, Säge, Bohrer, Messer, Sichel, Dolch, Speer, Pfeil, Wetzstein, Schleifstein u. a. m. Und haben wir uns die Formen eingeprägt, da finden wir sie in den Schränken massenhaft vertreten, so daß kein Zweifel aufkommen kann, daß diese Steingeräthe einst zu tausenden hier im Lande benutzt sind und zwar Jahrhunderte lang. Interessant ist es, daß nach Jahrtausenden noch heute das Werk den Meister lobt. Den Namen des Mannes, der diesen bewunderungswürdigen Dolch, jenen meisterhaft gearbeiteten Speer oder jenen elegant profilirten Axthammer gemacht hat, kennen wir nicht; wir wissen von seiner Person nichts zu sagen, aber seine Werke zeugen von seiner Kunstfertigkeit und werden noch heute angestaunt und gepriesen. Nicht minder interessant ist die Beobachtung, daß neben diesen Meistern auch minder sorgfältige Arbeiter einher gingen, die sich damit begnügten, ein für den practischen Gebrauch ausreichendes Geräth herzustellen, ohne auf die Schönheit der Form und die Feinheit der Ausführung zu achten.

Ueber die Tauglichkeit der Steinwerkzeuge für den practischen Gebrauch sind in den letzten Jahrzehnten hübsche Versuche angestellt. Das beredteste Zeugniß dafür giebt ein von dem jetzt verstorbenen Kammerherrn v. Sehestedt zu Broholm auf Fünen mit Flintwerkzeugen erbautes kleines Blockhaus. „Was nützt es uns," sprach er eines Tages zu seinen archäologischen Freunden, „wenn wir die Schränke voll von Steingeräthen haben und wissen nicht, was sich

damit ausrichten läßt.“ Damit war sein Beschluß gefaßt. Er ließ eine Anzahl wohlerhaltener Flintäxte mit Stielen versehen und ging dann mit seinen Leuten in den Wald, um das nöthige Bauholz zu einem Blockhäuschen zu holen. Als die erforderliche Anzahl Föhrenstämme mit den Steinäxten gefällt war, schritt

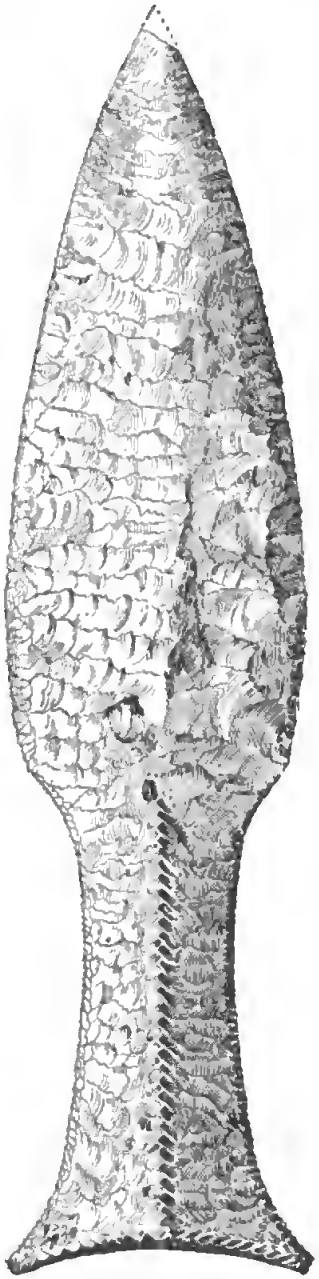


Fig. 1. Flintdolch. 1/2.

Fig. 2.
Flintaxt. 1/3.

Fig. 3.
Schmalmeißel. 1/2.

Fig. 4. Flintsäge. 1/3.

man zum Bau. Nachdem die Stämme geschält, an den Enden ausgestemmt und zu einem Viereck zusammengefügt und die Dachsparren aufgerichtet waren, wurde die Thür angefertigt: das Rahmenwerk von Birkenrundholz, die Füllung aus einer Pferdehaut, die mit sauber geschnitzten Holzstiften besetzt wurde. Das

Dach wurde mit Schoof gedeckt und in demselben eine verschließbare Klappe angebracht, durch die der Rauch des Heerdfeuers entweichen konnte. Der Fußboden erhielt eine Steinpflasterung, und ringsum an den Wänden wurden aus Birkenholz zusammengefügte Börter angebracht. — Ob die ursprünglichen Besitzer der Flintgeräthe so geschickte Zimmerleute gewesen, wie die Erbauer des soliden, hübschen kleinen Blockhauses, wissen wir nicht. An den nöthigen Werkzeugen dazu hat es ihnen nicht gefehlt.

Für ihre Kunstfertigkeit in der Töpferei zeugen die wohlerhaltenen Thongefäße. Ist es schon anerkennenswerth, aus freier Hand, ohne Anwendung der Töpferscheibe, symmetrisch geformte Gefäße herzustellen, da verdienen die gefälligen, eleganten Formen und die mannigfaltigen, oft reizvollen Muster der Ornamente vollends unsere Bewunderung. Die in den feuchten Thon eingedrückten oder eingestochenen Verzierungen sind bisweilen mit einer weißen Masse ausgefüllt, wodurch eine dem Email ähnelnde Wirkung erzielt wurde. Die Mannigfaltigkeit der Formen: Töpfe, Teller, Schalen, Becher, Kannen, Flaschen, lassen auf den Bedarf der Hausfrau an zweckmäßigem Koch-, Eß- und Trinkgeschirr schließen.

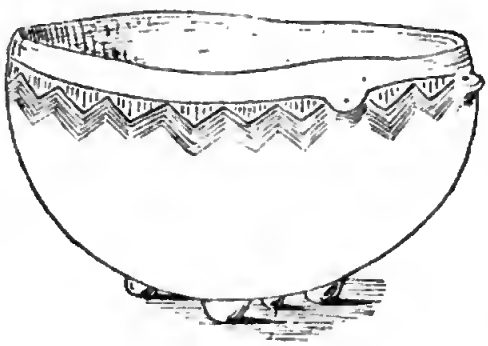


Fig. 5. Thongefäß. 1/5.

Fig. 6. Thonbecher und Bernsteinperle. 1/2.

Wer so vortreffliche Werkzeuge, so geschmackvolle Thongefäße anfertigen konnte und selbst gebrauchte, der wird auch Geschick für andere Handwerke gehabt haben. Wir dürfen nicht vergessen, daß uns von dem Hab und Gut der Steinalterleute nur solches erhalten ist, was aus einem Material besteht, das, wie Stein, gebrannter Thon, Bernstein, z. Th. auch Knochen und Horn, dem Zahn der Zeit widerstand. Geflochtene Matten, genähte Pelzkleider, Arbeiten in Holz, Birkenrinde, Bast u. s. w. sind spurlos vergangen. Daß sie solche Dinge besessen; läßt sich vermuthen, wenn man ihre Arbeiten mit denjenigen anderer Völker vergleicht, die wie z. B. die Pfahlbaubewohner der Schweiz und manche Naturvölker der Gegenwart auch noch keine Metalle kannten, im übrigen aber auf gleicher Culturhöhe standen. Die in den Gräbern der Steinzeit gefundenen Bernsteinperlen und -Gehänge, durchbohrte Thierzähne und ähnliches zeigen, daß die Alten auch Gefallen an persönlichem Schmuck hatten; man will sogar Andeutungen gefunden haben, daß sie, wie die Indianer, ihren Körper roth bemalten. Daß sie bereits unsere heutigen Hausthiere besaßen (Rind, Pferd, Schwein, Schaf, Ziege, Hund), ist aus sicheren Gräberfunden nachgewiesen.

Hier und dort sind Spuren ihrer ehemaligen Wohnplätze gefunden. Es sind Anhäufungen von Flintsplittern, von theils unfertigen, theils abgenutzten

Geräthen, zerbrochenen Thongefäßen u. dgl. m. Wo Spuren ſolcher Wohnſtätten auf Inſeln gefunden werden (wie z. B. auf der Inſel Klein-Hamburg im Lütjenſee bei Kirchbarkau geſchehen), da beweist dies, daß die Bewohner, um den Verkehr mit dem Feſtlande zu unterhalten, Böte gehabt haben müſſen.

Fig. 7. Hohlmeißel („Dechſel"). 1/2.

Für den Bootbau aber eignen ſich vorzüglich die Flintdechſel oder Hohläxte, die unter unſeren Steingeräthfunden verhältnißmäßig zahlreich ſind. Ueber die Conſtruction der Häuſer wiſſen wir, wie bereits geſagt, nichts. Waren es Zelte von Fellen, waren es aus Flechtwerk mit Lehmanwurf hergeſtellte Hütten oder wohl gezimmerte Blockhäuſer — wir wiſſen es nicht. Deſto beſſer kennen wir ihre Gräber. Ueber die Begräbnißformen der Urbevölkerung unſerer Heimath ſind wir, wie früher geſagt, bis jetzt in Unkenntniß. Die älteſte Grabform der jüngeren Steinzeit veranſchaulicht Fig. 8. Große erratiſche Blöcke wurden ſo zuſammengeſtellt, daß der innere Raum eine annähernd runde oder polygone Kammer bildete, die oben durch einen großen Steinblock geſchloſſen wurde, „ein Steinhaus," wie der Volksmund dieſe Gräber zu nennen pflegte. Die Fugen wurden mit kleinen Steinen und Moos gedichtet. Später wurde die Kammer größer und bildete ein Rechteck oder Oval und wurde durch mehrere Deckſteine geſchloſſen. Zu der Kammer führte mitunter ein mehr oder minder langer Gang, der bisweilen ebenfalls mit Steinen gedeckt war. Der Grundriß ſolcher „Ganggräber" gleicht den Winterhütten der Eskimo und den Gammen der Lappen. Dieſe Gräber mögen den Wohnungen der Lebenden nachgebildet ſein. Die Steinkammern liegen entweder frei zu Tage oder es iſt ein Erdhügel darüber errichtet, der ſie völlig bedeckt oder den Deckſtein freiläßt. Um den Fuß des runden oder ovalen Hügels zieht ein Steinkreis. Die ſogen. Rieſen- oder Langbetten ſind flach gewölbte Bodenerhöhungen mit einer Einfaſſung von großen Steinen. Innerhalb des Steinringes liegen eine oder mehrere Grabkammern. Dieſe Langbetten

Fig. 8. Steinkammer bei Albertsdorf auf Fehmarn.

sind nicht selten von großen Dimensionen. Das bekannte Steingrab bei Großenbrode am Fehmarsund ist 90 m lang. Ein anderes bei Wittstedt, Kr. Hadersleben, hat eine Länge von 143 m. — Eine jüngere Grabform besteht in einer gewölbten Steinschüttung, die mit einem Erdhügel bedeckt ist. Noch jünger scheinen die muldenförmigen Gräber ohne Steinsetzung, unter Bodenniveau zu sein, die von außen nur durch unbedeutende Bodenanschwellungen wahrnehmbar sind.

Allen Gräbern gemeinsam ist die Leichenbestattung ohne Leichenbrand. Man setzte oder legte die Todten in hockender Stellung ins Grab oder man bettete sie wie zum Schlaf mit gestreckten Gliedern. Die Pietät der Hinterbliebenen sorgte für die Ausstattung mit Kleidern, Waffen, Geräth und Schmuck und für Speise, die in Thongefäßen beigesetzt wurde. In den großen Ganggräbern sind oft die Ueberreste zahlreicher Leichen gefunden, weshalb man diese als Familiengräber betrachten kann. In Dänemark hat man beobachtet, daß in den Steinkammern älterer Form nur Werkzeuge gefunden werden, dahingegen Waffen, wie Dolch, Speer, Pfeil, erst in den jüngeren zur Erscheinung kommen. Der Bau dieser Gräber aus schweren, kolossalen Steinblöcken erforderte die gemeinsame Kraftanstrengung vieler Männer. Wir sehen darin einen Hinweis, daß die Geschlechtsgenossen dicht bei einander wohnten, und wo wir noch heute eine größere Anzahl von Steinaltergräbern nahe beisammen finden (auf dem Gute Hemmelmark in Schwansen sind deren auf einem Areal von 400 ha gegenwärtig noch 17),[1]) da darf man annehmen, daß die Ansiedelung Jahrhunderte hindurch bestanden hat.

Versuchen wir jetzt an der Hand der aus der Steinzeit erhaltenen Culturreste ein Bild unseres Landes vor ca. 4000 Jahren zu entwerfen.

Stellen wir die Erbauer der kolossalen Grabdenkmäler mit ihrer vortrefflichen Ausrüstung an Waffen, Werkzeug, Hausgeräth und Hausthieren der Urbevölkerung mit ihrer kärglichen Habe gegenüber, da läßt sich der gewaltige Unterschied zwischen beiden nicht verkennen. Gemischte Funde von Geräthen der älteren und jüngeren Periode kennen wir bis jetzt nicht. Alles spricht dafür, daß die Producte einer höher entwickelten Cultur mit neuen Einwanderern ins Land gekommen sind. Nicht etwa dergestalt, daß ein ganzes Volk mit einemmal erschienen sei und die älteren Einwohner vernichtet oder verdrängt hätte, sondern kleinere Horden, die, von Süden langsam vorrückend, sich niederließen, wo sie Weiden für ihre Heerden fanden, fischreiche Gewässer und ergiebige Jagdgründe, die ihnen reichliche Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse versprachen.

Nach einer statistisch-topographischen Aufnahme der Steinaltergräber scheinen der Osten und einige Geestdistricte im Westen des Landes am dichtesten besiedelt gewesen zu sein. Erwägen wir indessen, daß, namentlich in den letzten hundert Jahren, Landwirthschaft und Wegebau unter den Steindenkmälern der

[1]) Siehe Splieth: Die Steinaltergräber im Gute Hemmelmark (in Heft X der „Mittheilungen des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein").

Vorzeit stark aufgeräumt haben, daß andererseits noch viele existiren mögen, die bis jetzt nicht zu unserer Kenntniß gelangt sind, da ist dem Resultat der kartographischen Darstellung keine absolute Genauigkeit zuzusprechen. Beachtenswerth ist sie indessen, weil dort, wo die Steinaltergräber am dichtesten liegen, die Bodenbeschaffenheit für eine Ansiedelung besonders günstig erscheint. Aber, selbst wenn wir die Zahl der noch erhaltenen Gräber um das zehn- und zwanzigfache vergrößern und sie als Familiengräber betrachten, in welchen viele Generationen ihre letzte Ruhestätte fanden, da würde die Gesammtbevölkerung doch eine sehr spärliche gewesen sein. Es scheint deshalb glaubwürdig, daß, wie mehrerseits angenommen ist, die minder Begüterten ihre Todten in einer Kammer von leicht vergänglichem Material bestattet oder sie in eine Gruft gesenkt haben, wie wir dies noch heute thun. Und ziehen wir alsdann in Betracht, daß von den tausend und abertausend gefundenen Steingeräthen die Zahl der aus den Steingräbern gehobenen den zufälligen, sogen. Erdfunden gegenüber eine äußerst geringe ist, da ließe sich denken, daß auch unter letzteren viele aus Gräbern stammen, die längst zerstört oder nicht als solche erkannt sind.

Versetzen wir uns nun um Jahrtausende zurück und wandern über Land, da erblicken wir hier und dort Ansiedelungen, wo die Familien und Geschlechtsgenossen neben einander wohnen. Ueber die Bauart der Häuser sprachen wir bereits. Der vielfach bekundete Sinn für Schmuck und Zierlichkeit läßt vermuthen, daß die Frauen auch für häusliche Behaglichkeit zu sorgen wußten. Auf Flur- und Waldpfaden begegnen uns die Männer und Jünglinge, die auf Jagd und Fang ausziehen oder des Viehes warten, während daheim die Frau ihr Tagewerk besorgt, wobei die heranwachsenden Kinder ihr hülfreich zur Hand gehen. In den mit eigener Hand geformten Töpfen[1]) bewahrt sie die Vorräthe, die zur Bereitung des Mahles dienen. Sie quetscht das Getreide, sie gerbt die Felle und näht die Kleider, sie flicht aus Binsen und Weiden Matten und Körbe „und reget ohn' Ende die fleißigen Hände." Sie hält die Kinder in Zucht und gewöhnt sie an Fleiß und Ordnung; sie theilt mit den Nachbaren Freud' und Leid und reicht ihnen hülfreiche Hand, wie dies noch heute in unseren Dörfern ein schöner Brauch ist. Und wenn Abends die Familie sich um den dampfenden Brei oder um einen duftenden Braten versammelt und bei dem reichlichen Mahl ein jeder seine Erlebnisse des Tages erzählt, da ist dies ein erfreuliches Bild häuslicher Eintracht und Zufriedenheit.

Fraglich ist es, ob ein jeder die Werkzeuge, deren er bedurfte, selbst anfertigte oder ob die Arbeit in den Händen berufsmäßig geschulter Stein-

[1]) Die etwa seit Mitte des Jahrhunderts aus unseren Küchen verschwundenen „jütischen Tatertöpfe" wurden von Frauen geformt. Die Männer gruben und bereiteten den Thon und besorgten das Brennen, die Frauen formten aus freier Hand die Gefäße, die Kinder trugen sie an die Trockenplätze und zu den primitiven Brennöfen: eine ausgeprägte Hausindustrie. Die jütischen Töpfe fanden nicht nur hier im Lande reichlichen Absatz, sie wurden zu Wagen, in grünem Haidekraut verpackt, bis nach Süddeutschland und Oesterreich ausgeführt, wo sie gleichfalls stark begehrt waren.

künstler lag. Nach analogen Culturverhältnissen darf man annehmen, daß ein jeder das ihm nöthige Geräth anzufertigen verstand. Prachtstücke, wie die fein gesplitterten Dolche, Speere und Pfeile, die großen feingeschlagenen und geschliffenen Flintäxte und die schön profilirten Axthämmer, legen indessen die Vermuthung nahe, daß sie von besonders kunstfertiger, geübter Hand gemacht sind. Der Handel ist so alt wie die menschliche Gesellschaft. Die Beweise dafür reichen bis zu den Zeitgenossen des Mammuth zurück. Wie noch heutigen Tages, so werden auch im Steinalter Händler das Land durchwandert und Absatz für ihre Waare gesucht haben. Sind es heute Brillen, Barometer, Spitzen, Toilettenseifen u. dgl. m, womit sie die Kauflust der Leute zu reizen suchen, so werden sie damals die noch heute bewunderten Steinwaffen und Werkzeuge, schöne Bernsteinketten und -Gehänge 2c. angeboten und Victualien, Felle und andere Producte dafür eingetauscht haben.

Wir haben hier nur die Lichtseiten des Lebens geschildert. Tage der Trübsal bleiben niemals aus. Krankheit und Tod, Hader und Zwist werden oft genug den Frohsinn und Frieden gestört und tiefe Schatten über das Haus gebreitet haben. Aber die Pietät, mit der die Menschen derzeit ihre Todten zur Ruhe legten und für den Weg ins Jenseits ausrüsteten, die Sorgfalt und Sauberkeit, die aus den Werken ihrer Hände zu uns spricht, zeugen von milder Gesinnung, von Fleiß und Begabung und zeigen zugleich, mit wie geringen Mitteln der intelligente Mensch sich zu einer relativen Höhe der Cultur emporzuarbeiten vermag.

Ermöglichten die gegenwärtigen Bestände unserer Sammlungen aus der jüngeren Periode der Steinzeit, über die Culturverhältnisse und Lebensbedürfnisse der damaligen Bewohner unserer Heimath etwas Licht zu breiten, so dürfen wir uns nicht etwa damit begnügen und wähnen, daß weitere Funde kaum etwas neues lehren können. Es ist im Gegentheil unsere Aufgabe, das Fundmaterial thunlichst zu mehren. Die Zahl der methodisch aufgedeckten Steinaltergräber ist bis jetzt sehr gering und ein jedes erweist sich als lehrreich und von Wichtigkeit für unsere Studien. Ein einziges Fundstück kann unsere Auffassung widerlegen, berichtigen, bestätigen oder gar ganz neue Gesichtspuncte eröffnen. Bei dem Dorfe Aasbüttel, Ksp. Hademarschen, gelang es dem aufmerksamen Auge des jetzt verstorbenen Malermeisters Holm, fünf Wohnstätten aus dem Steinalter aufzufinden, und eine kleine irdene Scherbe aus diesen Fundstätten genügte, um festzustellen, daß die Inhaber dieser Hausplätze Zeitgenossen der Menschen gewesen, die in den auf der Feldmark des Dorfes liegenden Muldengräbern bestattet sind. Dies zeigt, wie berechtigt die wiederholt an unsere Landleute gerichtete Bitte ist, bei der Feldarbeit auf alles zu achten, was auf Werke von Menschenhand hinweist, keine Gräber ohne die Aufsicht Sachkundiger zu öffnen, und wo sie selbst neue Funde heben oder davon hören, oder die Entfernung eines Grabhügels für nothwendig erachten, den Vorstand des Landesmuseums in Kiel gütigst davon benachrichtigen zu wollen.

Digitized by Google

Klaus Groth.

Von Adolf Bartels.

I.

Gewiß bin ich nicht viel über ſechs Jahre alt geweſen, als mir ein älterer Nachbarsſohn zuerſt Klaus Grothſche Gedichte, natürlich „Matten Haſ'" und „Aanten int Water," beibrachte. Es war noch vor 1870, die Sonne der neuen Zeit war uns Schleswig-Holſteinern zwar ſchon langſam aufgegangen, aber ſie hatte die Nebel des altgewohnten Traumdaſeins noch nicht völlig und nicht überall zerſtreuen können, wir waren noch nicht ganz moderne Menſchen geworden, gehörten noch zu einem guten Teil mit Herz und Sinn der Vergangenheit. In jenen Jahren hat, glaube ich, Klaus Groth in unſerer Heimat die Höhe ſeiner Volkstümlichkeit erreicht und die größte, die ausgebreitetſte wie tiefſte Wirkung geübt, bis in die unterſte Volksklaſſe, die, wie Goethe einmal ſo ſchön ſagt, vor Gott wohl die höchſte iſt, hinunter. Damals war der „Orgeldreier" das Lieblingsſtück jedes Deklamators im Volke, mochte es ein luſtiger Schuſter oder ein geweckter Bauernknecht ſein, volkstümlicher ſelbſt als Sophie Dethlefs' noch immer unvergeſſene „Fahrt na de Iſenbahn" und Franz Bockels „Dithmarſcher Mehlbüdelleed," jede ſchleswig-holſteiniſche Liedertafel ſang „Lütt Anna Katrin," und die Gebildeten, die Honoratioren unſerer kleinen Städte, kannten ſich mit wenig Ausnahmen im „Quickborn" vollſtändig aus. Freilich, es fehlte ſehr viel, daß man dieſes Buch in jedem Hauſe getroffen hätte, man kauft nicht leicht Bücher bei uns, und ſchwerlich würde man beiſpielsweiſe in meinem dithmarſiſchen Heimatorte, der doch damals ſchon an 2000 Einwohner zählte, mehr als ein halbes Dutzend Exemplare aufgetrieben haben — auch mußte ich, als ich ſpäter, etwa als Zehnjähriger, Sehnſucht nach dem Buche bekam, es richtig aus dritter Hand entleihen und erhielt es nur für eine beſtimmte Friſt —, aber der Dichter war damals im Volksmunde, ſeine Gedichte, die ganzen oder Bruchſtücke, waren ſo verbreitet wie nur je echte Volkspoeſie in Deutſchland, und wenn man jetzt auch, anders

Klaus Groth.
(Aus „Schleswig-Holſtein meerumſchlungen." Kiel, Lipſius & Tiſcher.)

als bei dieser, den Namen des Dichters kannte, man dachte, wenn man ihn nannte, nicht an Goethe und Schiller, man empfand ihn als seinesgleichen: der große Bruch zwischen Volks- und Kunstpoesie, der unheilvoll in den Tagen des Martin Opitz begonnen, für uns Schleswig-Holsteiner war er ausgeglichen.

Seitdem ist ein Menschenalter verflossen, Klaus Groths Dichterruhm ist gewachsen, jedenfalls giebt es jetzt mehr Leute, die die Eigenart und Bedeutung seiner Dichtungen auf das feinste zu würdigen verstehen. Aber wie steht es heute mit der Volkstümlichkeit Klaus Groths? Gewiß, er ist allen Schleswig-Holsteinern lieb und wert, allen Plattdeutschen, darf man vielleicht sagen, aber die jüngere Generation ist doch in seinen Werken lange nicht mehr so zuhause, wie die ältere es war, empfindet nicht mehr das alte Entzücken über die Bilder aus dem Volks- und Naturleben, vermag die Empfindungen des Dichters nicht mehr in demselben Grade nachzufühlen. Die Ursachen liegen auf der Hand: die neue Zeit ist seit 1870 eben wirklich gekommen mit einer Fülle neuer und der verschiedenartigsten Interessen, die natürlich die alten mehr oder minder verdrängten. Volkstum und Stammestum und damit auch die Liebe zum Volkstümlichen und Heimatlichen waren ja seit langem überall im Aussterben oder in der Verflachung begriffen, die neueste politische und wirtschaftliche Entwickelung bot keinen Raum mehr dafür, und das zeigte sich nun auch bei uns. Zwar völlig in politischen und materiellen Interessen aufgehen wird nie ein gesundes Volk, und in der That brachte auch die neue Zeit ein neues ideelles Moment, das für unser Volksleben von der größten Bedeutung wurde: die allgemeine deutschpatriotische Begeisterung für Kaiser und Reich. Wer wollte leugnen, daß sie eine notwendige Aufgabe erfüllte? Aber es fragt sich, ob die Liebe zum großen deutschen Vaterlande nicht mit der zur engeren Heimat inniger zu verbinden gewesen wäre, ob nicht aller Patriotismus überhaupt in der Heimatliebe die natürliche Wurzel findet, denn, wie man mit Recht gesagt hat, nicht für eine Grenze zieht man doch ins Feld, sondern für Heimat und Herd. Wir Schleswig-Holsteiner sind freilich dafür bekannt, daß wir sehr an der engeren Heimat hangen, und so wurde unser „Schleswig-Holstein meerumschlungen" nicht völlig durch neue Lieder verdrängt, aber unmerklich erlagen doch auch wir dem Geiste der Zeit. Wie unsere Schüler nicht eben viel mehr von den Thaten ihrer Väter erfuhren, der „framen" Holsten und trotzigen Dithmarscher, die doch auch ihren guten Kampf fürs deutsche Vaterland gekämpft, so verloren auch die Erwachsenen die Anteilnahme an der Vergangenheit ihres Stammes, das Gefühl seiner Eigenart — kein Wunder, statt der alten guten Bücher las man moderne, vielfach schlechte Zeitungen, die alten Volksfeste gingen zu Grunde, die neuen öffentlichen Festlichkeiten wurden immer einförmiger, besonders die Kommerse mit den jedesmal fast wörtlich wiederkehrenden Reden, denselben Liedern, wenn's hoch kam, Dilettanten-Aufführungen sogenannter patriotischer Lustspiele, meist schrecklichen Berliner Fabrikates, in denen die Uniform den Hauptreiz bildete. Zur Einkehr bei uns selbst, zur Wiederbelebung des guten Alten, ja, nur zu freundschaftlich-herzlichen Zusammen-

künften, wie sie sich für Alte und Junge in früheren Zeiten zwanglos überall ergeben hatten, und in denen heimische Art und heimisches Lied gepflegt worden waren, war weder Zeit noch Lust mehr, unser Volkstum schien sich langsam dem Untergang zuzuneigen.

Nun aber ist ein Gesetz aller menschlichen Entwicklung, daß jede Einseitigkeit einen Umschlag herbeiführt, und der scheint sich mir neuerdings bemerklich zu machen. Man fängt allmählich an, einzusehen, von wie gewaltiger nationaler Bedeutung auch die Pflege der Heimatliebe ist, daß sie mit dem alten verachtungswürdigen kleinstaatlichen Partikularismus garnichts zu thun hat, sondern berufen erscheint, die Verbindung aller deutschen Stämme, aller deutschen Volksklassen mit dem großen deutschen Vaterlande erst wahrhaft fest und innig zu machen. Wie es der berechtigte Kern aller sozialen Bestrebungen ist, jedem Menschen eine Heimat zu geben, so ist die Heimatliebe heute der einzige Boden, auf dem sich alle politischen Parteien zusammenfinden können — denn wir lieben alle den Ort, wo wir geboren und erzogen sind, müssen ihn lieben, weil wir Menschen sind —, und an die Heimatliebe muß man daher anknüpfen, wenn man über die Irrungen und Wirrungen, die unser Volk in den letzten Jahrzehnten gewiß nicht glücklicher gemacht haben, hinauskommen will. Hier erwächst dem heranwachsenden Geschlecht vor allem eine gewaltige Aufgabe, und es scheint, wie gesagt, als finge man an, sie zu verstehen. Und damit wäre ich wieder bei Klaus Groth angelangt; denn er, seine Werke sind die beste Verkörperung unseres Volkstums, sie zu lesen ist das beste Mittel, sich wieder in die alte Heimat hineinzufinden, weil sie in ihnen am treuesten gespiegelt ist.

Es ist vielleicht nötig, daß man einmal längere Zeit außerhalb der Heimat lebt, um voll zu empfinden, was Klaus Groth uns in seinen Werken geschenkt hat. Nur dadurch, daß man annimmt, den Heimatgenossen ständen noch jetzt manche Dinge zu nah, als daß sie Klaus Groths Widerspiegelung in ihrer ganzen Reinheit und Treue erkännten, ihre eigene und unserer Heimat Besonderheit käme ihnen nicht klar genug zum Bewußtsein — zum Teil eben durch die Schuld der Zeitverhältnisse —, kann man es sich erklären, daß nicht des Dichters Ruhm bei uns immer wieder in den vollsten Tönen erklingt, die Begeisterung für seine Werke immer wieder in Flammen aufschlägt. Lebt man außerhalb der Heimat, in ganz anderen Verhältnissen, als sie bietet, vielleicht gezwungen, sich an einen Beruf hinzugeben, der wenig mit der Natur und auch mit Menschen in Berührung bringt, dann werden einem Klaus Groths Werke nach und nach wahre Schätze, jede Stunde, wo man sie aufschlägt, eine Feierstunde. So ist es mir ergangen, und ich kann einzelne Stücke, z. B. „Rumpelkamer," so gut ich sie auch kenne, nie ohne die größte Bewegung lesen. Ich bin mir aber voll bewußt, daß es nicht bloß das Heimatliche, also der Stoff der Werke, ist, was mich so tief berührt, sondern vor allem auch die Kunst des Dichters, das Herz des Mannes, das hinter den Werken steckt. Denn Klaus Groth ist, darüber kann gar kein Zweifel sein, einer der großen deutschen Dichter unseres Jahr-

hunderts, kein bloßer Dialektdichter, als welchen ihn manche unserer Litteraturgeschichten hinstellen, er vereinigt ferner als Persönlichkeit alle die Eigenschaften in sich, die unseren Stamm liebenswert machen — man muß sich da eben nicht an von kleinen und mißgünstigen Geistern verbreitetes Gerede, sondern an die Werke selbst halten, da ist der Mann drin. Um meine Behauptungen im Einzelnen nachzuweisen: Wo ist in der ganzen deutschen Litteratur eine Gedichtsammlung, die sich dem „Quickborn" an die Seite stellen ließe, die ein ganzes Volkstum und den Dichter selbst dazu allseitig offenbarte, und zwar in den höchsten Ansprüchen gewachsener Lyrik, in episch-lyrischen Bildern von klarster Gegenständlichkeit bei alles durchdringender Gemütstiefe? Auch der genaueste Kenner der Litteratur wird mir zugeben, daß der „Quickborn" einzig ist; denn unsere größten Lyriker, Goethe, Heine, Uhland, Mörike, Hebbel und Storm haben denn doch vor allem nur ihr eigenstes Leben gegeben — mit Ausnahme etwa von Mörike, bei dem sich ein Hauch schwäbischer Volkstümlichkeit findet; die sogenannten Dialektdichter aber, Hebel, Holtei, und, wen man sonst noch nennen will, kommen Klaus Groth an lyrischer Begabung, an Vielseitigkeit nicht gleich, auch Deutschlands größte Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff nicht, die allerdings für Westfalen das bedeutet, was Klaus Groth für Schleswig-Holstein, und man muß schon an den Schotten Robert Burns erinnern, wenn man eine Klaus Groth ebenbürtige dichterische Erscheinung nennen will. Nun muß ich freilich bitten, mich nicht so mißzuverstehen, als ob ich Klaus Groth über Heine, Uhland, Mörike, ja, gar über Goethe setzte, ihre Lyrik bezeichnet gewiß die Höhe aller deutschen, aber in dem sichtbaren tiefen Wurzeln in seinem Volkstum hat Groth etwas, was ihn vor der Mehrzahl anderer Lyriker auszeichnet und ihm auf dem Boden eben dieses Volkstums eine innigere Liebe sichert, ihn freilich auch in der Wirkung nach außen, schon weil er den Dialekt gebrauchen mußte, wieder beschränkte. Auch bin ich nicht so einseitig, daß ich glaube, das Volkstum dürfe sich nur im lyrischen Gedicht und in ihm nahestehenden kleineren poetischen Gattungen verkörpern, ich weiß recht gut, daß es auch im Roman und im Drama geschehen kann, und habe nichts dagegen, wenn die Schweizer in Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, die Österreicher in Anzengruber und Rosegger, die Thüringer in Otto Ludwig, die Mecklenburger in Fritz Reuter die Höhe ihrer volkstümlichen Dichtung sehen — in reinerer und schönerer Form wie in Klaus Groths „Quickborn" finden wir deutsches Volkstum aber doch nirgends widergespiegelt, mögen der Volksroman und das Volksdrama immerhin die Entfaltung anderer großer dichterischer Eigenschaften gestatten. Und was nicht in die reine lyrische Form aufging, das hat Klaus Groth uns ja auch in größeren epischen Dichtungen, in Prosa-Erzählungen gegeben, Werken, die man, meist durch falsche Vergleichungen mit Reuter verführt, lange nicht genug schätzt. Wenn Groth kein großer Erzähler ist, im Sinne etwa Fritz Reuters, so ist er darum nicht minder voll echt epischen Geistes, er hat nicht bloß tief und warm gefühlt, er hat auch scharf und wahr gesehen.

Klaus Groths Dichterruf hat bekanntlich der erste Teil des „Quickborn,"

1852 erschienen, begründet, und in der That genügte auch er allein, dem Dichter dauernden Ruhm und, was mehr wert ist, nie erlöschende Liebe bei seinem Volke zu verschaffen. Der Dichter selber hat darüber berichtet, wie er zu kämpfen und zu ringen hatte, um seinen Weg zu finden, kein Geringerer als Friedrich Hebbel hat dann den „Quickborn" seinem Verfasser gegenüber eine „That" genannt, „die um so schwerer ins Gewicht fällt," heißt es in dem betreffenden Brief, „als Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodie spielen konnten." Von diesem Instrumentbauen merkt man nun den Gedichten des „Quickborns" selbst nichts mehr an, sie sind da, als ob sie unmittelbar dem Volkstum entsprungen wären, ja, als ob sie ein Vogel gesungen hätte, von einer Unmittelbarkeit, Frische, glücklichen Leichtigkeit und dabei wieder so schwerwiegendem Gehalt, daß man immer aufs neue staunt. Gewiß, hier und da konnte der Dichter vom bereits Vorhandenen, nicht vom plattdeutschen Volksliede — denn das war wohl noch nicht wieder ausgegraben zur Zeit, wo der „Quickborn" entstand —, aber doch vom Volksliede überhaupt und vom plattdeutschen Volksreime, wie er noch im Munde des Volkes lebte, ausgehen, hier und da konnte er dem Heimischen verwandte Töne aus Burns übernehmen, aber in der Hauptsache schuf er doch ganz Selbständiges und Neues, dabei nie den Boden der Heimat unter den Füßen verlierend, selbst bei der allerpersönlichsten Lyrik im Rahmen seines Volkstums bleibend, so daß denn beispielsweise Gedichte wie „Min Johann" auch mit Recht genau so volkstümlich geworden und geblieben sind wie die im Ton dem Volksliede angenäherten. Welch ein Reichtum von Tönen aber in diesem einen, dem ersten Bande des „Quickborns"! Da haben wir zunächst das aus den persönlichen Erlebnissen und Stimmungen des Dichters geflossene lyrische Gedicht, das, was ich „spezifische Lyrik" zu nennen pflege, da es aus den tiefsten Tiefen der Menschenbrust kommt und seine Melodie in sich selber trägt, nicht der Vertonung bedarf, wie das Lied. Ich nenne als die schönsten Gedichte dieser Gattung, in der sich die Größe eines Lyrikers vor allem zeigt: „Min Johann," „As ik weggung," „Abendgang," „De Fischerkat," „De Kinner larmt," „Dat Dörp in Snee," „Min Platz vær Dær," „Ünnern Kastanje," „Abendfreden," „De Mæl," „Hell int Finster" (dies mein Lieblingsstück), „De Garn" u. s. w. Die meisten dieser Gedichte, die größte Empfindungstiefe mit größter Einfachheit und vollster Geschlossenheit vereinen, stellen sich den seltenen Perlen deutscher Lyrik, „die gar nicht anders zu denken sind und wie die Natur selbst wirken," würdig an die Seite. Man liest sie wieder und wieder und hat immer den Eindruck vollendeter Schönheit, der in bewundernden oder kritisch-charakterisierenden Worten garnicht zu erschöpfen ist. — Ihnen an Wert beinahe gleich kommen viele der Lieder Klaus Groths. Man hat den Einfluß des Volksliedes auf die deutsche Kunstlyrik sehr oft hervorgehoben, und in der That ist er groß und fruchtbar gewesen, das Volkslied war der Quickborn für viele unserer größten Lyriker. Vielen kleineren Talenten ist das Volkslied aber auch gefährlich geworden, sie haben über dem Bestreben, volkstümliche Rhythmen und Wendungen nachzu-

ahmen, allen eigenen Gehalt verloren, und ihre Gedichte machen auf den, der ſich durch Klang und Worte nicht täuſchen läßt, einen geradezu abgeſtandenen Eindruck. | Das gilt ſogar von einzelnen Produkten ſo begabter Dichter wie Emanuel Geibel, beiſpielsweiſe von ſeinem vielberühmten „Wenn ſich zwei Herzen ſcheiden.“ Klaus Groths volkstümliche Lieder vereinen alle Vorzüge des echten Volksliedes mit reinerer Form, man kann ſie den beſten Mörikes, wie „Ach, wenn's nur der König auch wüßt'“ und „Roſenzeit, wie ſchnell vorbei“ gleichſtellen. Als beſonders gelungen erwähne ich hier: „De Fiſcher“ („Schön Anna ſtunn vær Stratendær“), „De ole Harfeniſtin,“ „Aflohnt,“ „Hartleed,“ „Junge Fremde“ und die Cyklen „Fiv nie Leeder ton Singn“ („Dar weer en lütje Buerdiern,“ „Dar geit en Bek de Wiſch hentlank,“ „O wullt mi ni mit hebbn,“ „Se ſä mi ſo vel,“ „Min Anna is en Roſ' ſo rot“), „Ole Leeder,“ meiſt wirklichen Volksliedern nachgeahmt, „En Leederkranz“ (daraus hervorzuheben „Lat mi gan, min Moder ſlöppt“) und „Ton Sluß“ („Wa heet ſe doch,“ „Sin Moder geit un jammert“). Man hat mit Recht auf das Vorwiegen epiſcher Elemente in dieſen Liedern, das ſie mit den echten Volksliedern teilen, ihre realiſtiſche Beſtimmtheit hingewieſen, wie ſie denn ja auch ganz beſtimmten Volksklaſſen in den Mund gelegt ſind — ihr eigentümlicher Wert wie der aller Lyrik beſteht aber natürlich in der Einheit und Mächtigkeit der Stimmung, die, bald tragiſch, bald heiter, immer den vollen Klang gewinnt.

(Schluß folgt.)

Vom Nordſeeſtrand.

Von J. W. Kruſe in Kiel.

I.

Wer einmal in wilder Sturmnacht am Strande der Nordſee geſtanden, wenn die wilden Wogen gegen das Ufer des Vorlandes donnern oder gierig an die feſten Deiche ſchlagen, als wollten ſie das Werk mühſamer Arbeit verſchlingen; wer wiederum an einem ſtillen Sommerabend am Deiche geruht, wenn die Flut leiſe aber unaufhaltſam über die grauen Watten rieſelt, während in der Ferne die Fiſcherboote mit leicht geblähtem Segel im Strahl der verlöſchenden Sonne heimwärts ziehn: dem hat ſie das Herz abgewonnen, den zieht ſie wieder zurück aus dem Toben der haſtenden Welt in ihren Zauber, in ihre Naturunmittelbarkeit. Der hohe Deich, der ſie von dem geſegneten Binnenlande trennt, geſtattet einen herrlichen Ausblick nach zwei Seiten, nach innen in die fruchtbare Marſch, nach außen auf das weite Meer. — Wie wandert es ſich frei und luſtig auf dem hohen Kamm im friſchen Winde, der vom Waſſer herauf in die Ebene hineinſtreicht!

Beginnen wir eine ſolche Wanderung bei dem jetzt ſo oft genannten freundlichen, ſchickſalsreichen Kirchdorfe Brunsbüttel. Hinter uns liegen die Eingangsmolen zum Kaiſer Wilhelm-Kanal. Wir folgen der leichten Krümmung

des Deiches; deutlich zeigt ſich links die hannoverſche Küſte, die Mündung der Oſte, im Hintergrunde der dunkle Saum eines Waldes. Die Elbe abwärts zieht ein mächtiger „Auswanderer.“ Der ſtolze Schiffsrumpf birgt Europamüde, die hier zum letzten Mal den heimiſchen Strand grüßen. Bald iſt das Schiff dem Auge entrückt; ein ſchwarzer Streifen am Horizont zeichnet noch die Bahn. Glück auf!

Zwiſchen Deich und Watt zeigt ſich, indem wir nordwärts wandern, das Vorland, teils uneingedeicht, teils durch einen niedrigen ſog. „Sommerdeich“ in einen „Sommerkoog“ verwandelt, von bunten Viehherden belebt.

Zur Rechten breitet ſich die ſtrichweiſe in der Richtung von Norden nach Süden mit Häuſerreihen beſetzte Marſch. Wir erkennen aus dieſer Anordnung, wie die Bewohner ſich ſtückweiſe ihren Boden errungen haben. Am Außendeich, dem ſog. Winterdeich, bauten ſie ſich an. Vielleicht hundert Jahre ſpäter entſtand ein neuer Koog, ein neuer Deich, eine neue Häuſerreihe. Die alten Deiche dienten zunächſt noch als Reſervedeiche. Eine ſpätere Generation konnte ſie ſchon teilweiſe abtragen und ſo fruchtbares Ackerland gewinnen. Auch die Namen vieler Ortſchaften bezeugen dieſe Art der Anſiedelung: Norderdeich im Kronprinzenkoog, Süderdeich, Norddeich, Öſter- und Weſter-Deichſtrich, Deichhauſen u. a. In der Ferne grüßt die Höhe von Burg; deutlich hebt ſich die hochragende Windmühle des Ortes am Horizont ab, während durch die neue Waſſerſtraße ein Kriegsſchiff langſam hingleitet. Unterdes iſt in Neufeld das Watt dem Lande wieder nahe gekommen. Eine Priele zieht in mehrfachen Windungen vom Meer gegen die Küſte. Sie dient dem Ort als Hafeneinfahrt. Der Handel iſt, obgleich er gegen früher bedeutend abgenommen hat, zu Zeiten noch lebhaft in Holz, Torf, Korn, Stückgut, beſonders in Steinen, die von „de anner Siet,“ von Hannover eingeführt werden. Faſt bei jedem Hauſe ſind auf dem Deiche bequeme Bänke errichtet. An ſchönen Sommerabenden verſammelt ſich hier die Jugend mit dem Alter; die Alten erzählen von vergangenen Zeiten, die Jugend träumt von Reiſen und Thaten zur See. Denn das Meer übt ſeinen Zauber aus, und mancher ergraute Seemann hat hier im Traum den Inhalt ſeines Lebens vorausgeſchaut.

Zwei Halbinſeln, widerwillig vom Meer abgetreten, ſchieben ſich trotzig vor, der Kaiſer Wilhelm-Koog und der Frederik VII. Koog. Die erſten Anſänge waren für erſteren der Maxqueller, für den letztgenannten Dieksand. Nach einer rüſtigen Tour von reichlich drei Stunden erreichen wir die Spitze des Friedrichskoogs. Eine eigenartige Einſamkeit umgiebt den Wanderer. Die gleichmäßig rollenden Waſſer ziehen trotzig vorüber; Möven ſchaukeln auf den weißköpfigen Wellen; darüber hängt ein wolkengrauer Himmel.

Doch wir ſind zur glücklichen Stunde angekommen. Es ebbt. Langſam wie grollend zieht ſich das Meer zurück. Wir ſchieben in unſere Reiſedispoſition eine Unterbrechung ein, um an einem intereſſanten Ausfluge teilzunehmen. In der Richtung nach Nordweſten liegt weit hinausgeſchoben die dünenartige Inſel Trieſchen. Ihr gilt unſer Beſuch. Wir treten in eins der im Schutze des Deiches

erbauten Häuser. Eine ziemlich steile, aus Grausteinen erbaute Treppe führt uns vom Deiche hinunter über den Fahrweg auf den Hofraum. Im Vorübergehen bemerken wir aufgestapelte Bretter, abgebrochene Mastbäume, Decksbohlen, Trümmer gescheiterter Schiffe, Strandgut, von den Wellen zugetrieben. Die männlichen Hausbewohner sind mit Zurüstungen zu einer „Trieschenfahrt" beschäftigt. Bereitwilligst entspricht man unserm Wunsche, mitfahren zu dürfen. Fahren? Gewiß, die Tour ist eine sicherlich eigenartige Landpartie auf dem Meeresboden. Bevor sie beginnt, wird eine Stärkung geboten und dankbar angenommen; unser Gastfreund verkürzt uns die Zeit durch seine Schilderungen früherer Fahrten und Gefahren und weiß Neugier und Interesse lebhaft zu erregen. Nachdem die Hausfrau fürsorglich einen mächtigen Proviantkorb ausgerüstet hat, sind die Zubereitungen beendet. Ein starker Bauernwagen steht bereit; die Gesellschaft nimmt die Plätze ein. Kräftig ziehen die Braunen an, der Wagen rollt über den „Schlippen" und wir gewinnen wieder den Blick auf die Watten. Das Wasser ist abgelaufen, in kleineren Prielen eilt der letzte Abfluß ins Meer. Der Boden der Watten ist fest; von den Hufen der Pferde und den Rädern bleiben nur leise Spuren, die sich sofort mit Wasser füllen. Hin und wieder wird die Bahn unterbrochen durch flache Rinnen, die noch halb mit Wasser gefüllt sind. Doch die Pferde scheinen damit vertraut zu sein; sie gehorchen der Hand unseres Führers, und wir ersparen Umwege. Es gilt, die Fahrt so schnell wie möglich zu gestalten. Trotzdem dauert sie etwa zwei Stunden. Die Zeit kürzt uns der wegkundige, mit dem Meer vertraute Trieschenfahrer durch Erzählen seiner Stranderlebnisse. Es sind Geschichten aus jener Zeit, wo man noch in den Kirchen betete: „Gott segne unsern Strand!" Sicherlich schneidet er ein wenig auf; doch wir hören ihn gern. Endlich hebt sich am Horizont ein Streifen Land aus dem Wasser: Trieschen. Die Insel ist eine kleine Hallig, mitten in den brandenden Wogen der See, von jeher das Ziel der „Strandläufer." Seit dem Sommer 1896 ist sie dem Schäfereibetrieb übergeben. Wir haben also die Aussicht, auf dem kleinen Eiland von Menschen begrüßt zu werden. Schon von weitem hat man uns bemerkt. Freudig werden die seltenen Gäste begrüßt. „De Diekers" d. h. die Deichbewohner vom Festland haben frisches Trinkwasser für die Abgeschlossenen mitgebracht. Indem sie so für ihre Bedürfnisse sorgen, sind sie zugleich die sehnlichst erwartete Post, weniger allerdings für das, was in der großen Welt vorgeht, als für die Neuigkeiten aus dem engen Kreise der Verwandten und Bekannten. Hin und her geht Frage und Antwort. Dabei ist die Frau des Schäfers eifrig beschäftigt, für Speise und Trank zu sorgen. Die frische Seeluft hat den Appetit rege gemacht. Wir benutzten die streng gemessene Zeit zu einer Umschau. Das Festland ist den Blicken entrückt; graue Watten ringsum. Im fetten Grase weidet die Herde, die Luft ist erfüllt mit Vogelgeschrei. Hier haben sie ihre Brutstätten, die „Kirren," „Gluren," „Tüten" und wie sie im Volksmunde heißen. Fast bei jedem Tritt treffen wir auf ihre Nester. — Wie einsam ist es hier! Fast graut uns, wenn wir uns die Schauer einer wilden Novembernacht vorstellen, und

wiederum fühlen wir die Majestät der Natur, zaubern wir vor unsere Blicke die Weihe einer Mondnacht, wo der Lichtkegel des tief am bläulichen Nachthimmel stehenden Mondes auf den leichtbewegten Wellen schaukelt und der einsame Schäfer am Rande der schlummernden Flut steht, mit sich und seinem Gott allein.

Doch zurück, daß wir die Abfahrt nicht versäumen! Unser Führer mahnt; wir lassen den Schäfer und seine Getreue allein zurück in ihrer Welt. Die Fahrt geht schnell. Die Pferde eilen dem heimatlichen Stalle zu. Oder wissen sie von der Besorgnis des Führers? Die Flut kommt. Noch ist das Watt frei, aber die Rinnen füllen sich. Ehe wir es gedacht, ist die Fläche „blank." Es liegt für den Unkundigen etwas Beängstigendes in diesem schnellen Übergang. Aber unser Führer ist nicht zum ersten Male auf dem Wege. Sorgsam ist die Bahn mit „Baken" abgesteckt. Sie vermeidet die tiefen Stellen, und so sind wir sicher, reicht auch manchmal das Wasser „bet an't Wagenbrett." Glücklich kehren wir heim. — Das freundlichst angebotene Nachtquartier nehmen wir dankend an und träumen von dem interessanten „Zug nach dem Westen."

(Schluß folgt.)

Am 24. März 1848.

Nach schriftlichen Aufzeichnungen des Wachtmeisters a. D. M. H. Rieber mitgeteilt von **H. Bladt** in Eckernförde.

Seit 1842 stand ich als Korporal in der 4. Schwadron des 1. Dragoner-Regiments in Schleswig in Garnison. Unsere Schwadron war in der Altstadt einquartiert. Als am 24. März 1848 um Mittag die Glocken läuteten, bekamen wir bald den Befehl, uns marschfertig zu stellen; da wir aber nicht an einen so nahen Krieg glaubten, machten wir es uns möglichst leicht, und anstatt unsere Mantelsäcke reglementsmäßig zu packen, füllten wir sie mit Heu und Stroh. Bald kam unser Schwadrons-Chef, der Herr Rittmeister v. Harboe, und führte uns durch die Stadt nach dem Schloß Gottorp, wo wir auf der östlichen Reitbahn im Viereck mit 12 Schritt Intervallen in jeder Ecke zwischen den Schwadronen aufgestellt wurden. Das in Schleswig garnisonierende Jäger-Corps stand auf der westlichen Reitbahn. Daß sich eine große Menschenmenge eingefunden hatte, ist selbstverständlich. Nachdem wir längere Zeit gehalten hatten, erschien unser Regiments-Kommandeur, der Herr Oberstlieutenant v. Holstein, ritt in die Mitte des Vierecks und begann ein Schreiben, das er in der Hand trug, zu verlesen, war aber für mich, wegen der Entfernung, unverständlich. Sowie der Oberstlieutenant fertig war, ritt der Rittmeister v. Fürsen-Bachmann einige Schritt vor und rief, so daß das ganze Regiment ihn hören konnte: „Ich bin und bleibe ein Schleswig-Holsteiner und hoffe, daß meine Schwadron mir folgen wird!", worauf er ein lautes „Ja!" zur Antwort erhielt. Bis dahin waren wir dänisch kommandiert worden; jetzt kam von Fürsen-Bachmann das deutsche Kommando: „Mit Vieren links brecht ab — Marsch — links schwenkt!", und den Säbel im gestreckten Arm hoch hebend, rief der Rittmeister: „Wer mit will, der folge!" Geschlossen ritt der Rittmeister mit seiner Schwadron vom Platze; die andern 3 Schwadronen flogen aber wie Heu und Stroh auseinander und jeder ritt wo und wie er wollte durch die Stadt ins Quartier. Ich ritt alleine, und allerlei schwere Gedanken schwirrten mir durch den Kopf: „Was ist das Richtige? Dem Könige hast du geschworen, — auf der andern Seite aber ruft dich das Vaterland!" In meiner Wohnung angekommen, ordnete ich meine Sachen, machte mich marschfertig und ritt ab, — ich hatte meinen Entschluß gefaßt. Vor der Marketenderei machte ich Halt und ließ mir einen Schnaps

und ein Messer bringen; den Schnaps trank ich aus, mit dem Messer schnitt ich aber die dänische Kokarde von meinem Helm ab. Die Kokarde fiel zu Boden; das in der Nähe stehende Volk aber rief: „Hurra, Rieber will nach Rendsburg!" Da sammelte sich eine große Zahl von Dragonern um mich, denn ich war der einzige von den Offizieren und Unteroffizieren der 4. Schwadron, der nach Süden ging. „Korporal, wohin wollen Sie?" „Nach Rendsburg," war die ruhige Antwort. „Wir wollen mit!" Ich sagte ihnen dann, daß sie mir folgen könnten, wenn sie mir versprächen, in aller Ruhe zu Zweien hinter mir her zu reiten. Das geschah denn auch. Als wir in der Mitte vom Lollfuß waren, ließ ich Halt machen, stieg vom Pferde, gab dasselbe einem Dragoner zum Halten und, nochmals zur Ruhe mahnend, trat ich in ein Haus. Man wußte sehr gut, was ich dort wollte, — meine Braut wohnte in dem Hause. Die fand ich natürlich in Thränen gebadet. Ich nahm sehr kurzen Abschied, denn ich wurde selbst weich. Mit den Worten: „Ich reite nach Rendsburg, adieu!" ging ich hinaus, setzte mich zu Pferde, ritt mit der Mannschaft nach Friedrichsberg und meldete mich bei Rittmeister v. Fürsen-Bachmann, dem ich einen großen Teil der 4. Schwadron zuführte. Abends zogen wir nach Rendsburg. Vor der Festung mußten wir lange halten, bevor der hineingesandte Offizier mit der Erlaubnis zum Einrücken zurückkehrte. — Der Tag war für mich ein sehr schwerer; ich habe meinen gefaßten Entschluß aber nicht bereut. In den Kriegsjahren 1848/51 habe ich an 5 Schlachten und Gefechten teilgenommen.

Zur näheren Erklärung und Ergänzung dessen, was in obigen Erinnerungen über die Vorgänge auf der Schleswiger Reitbahn berichtet worden ist, möge hier ein Abschnitt aus den Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Offiziers von unserm verehrten Mitarbeiter, dem Herrn Postdirektor a. D. v. Levetzow, angefügt werden. Diese Darstellung ist nach Mitteilungen der daran beteiligten Offiziere niedergeschrieben und von den Herren selbst, namentlich von dem damaligen Rittmeister v. Fürsen-Bachmann, späterem Oberst und Brigade-Kommandeur, begutachtet und von ihnen als genau der Wahrheit entsprechend anerkannt worden.

Hier heißt es S. 200—201, wie folgt: — — Bei dem gleichfalls in Schleswig garnisonierenden 1. Dragoner-Regiment nahm die Sache durch das entschlossene patriotische Auftreten des echt deutsch gesinnten Rittmeisters v. Fürsen-Bachmann einen durchaus anderen Verlauf (als beim 4. Jäger-Corps).

Derselbe erhielt vormittags 10 Uhr durch Professor Christiansen aus Kiel die Mitteilung, daß Rendsburg vom 5. Jäger-Korps besetzt worden sei, der Prinz von Noer das General-Kommando übernommen und die Rendsburger Garnison sich für die provisorische Regierung erklärt habe.

Rittmeister v. Fürsen-Bachmann machte sofort seinem Regiments-Kommandeur, Oberstlieutenant v. Holstein (einem Dänen), hiervon Meldung, welcher das Regiment zu $12^1/_2$ Uhr marschfertig nach der Gottorper Reitbahn beorderte. Inmitten des Regiments haltend, verlas der Kommandeur nun ein inzwischen eingegangenes Schreiben des Prinzen von Noer, welches, an die Vorgänge in Kopenhagen und Kiel anknüpfend, die Kommandeure aufforderte, mit ihren Regimentern bezw. Bataillonen nach Rendsburg zu marschieren und sich der provisorischen Regierung zur Verfügung zu stellen.

Oberstlieutenant v. Holstein erklärte nun laut, daß er nach Kopenhagen gehen werde, es aber jedem Offizier überlasse, nach seiner eigenen Überzeugung zu handeln. Er bat um sofortige Erklärung.

Da ritt der Rittmeister v. Fürsen-Bachmann vor und erklärte: „Ich weiß, daß meine Kameraden in Rendsburg sich für die Sache des Vaterlandes erklärt haben. Das werde auch ich thun, und ich hoffe, daß meine Eskadron — (die zweite) — sich mir anschließen wird." Darauf brach ein lauter Jubel im Regiment aus.

Die 2. Schwadron machte sich sofort marschbereit, ihr folgte die erste unter Lieutenant v. Rumohr, da der Rittmeister Nissen als geborener Däne in sein Vaterland zurückkehren wollte.

Als nachmittags 3 Uhr diese beiden Schwadronen abmarschierten, kamen teils einzeln, teils in kleinen Trupps die Mannschaften der 3. und 4. Schwadron und schlossen sich den beiden ersten Schwadronen an. Mit anbrechender Dunkelheit traf das Regiment mit 4 Offizieren, 25 Unteroffizieren und 239 Mann in Rendsburg ein. In den nächsten Tagen schlossen sich noch 5 Offiziere dem Regiment an, welche teils abkommandiert gewesen, teils sich nicht sofort zu entscheiden vermochten, ob sie der provisorischen Regierung sich anschließen oder nach Dänemark gehen sollten. Daß der Begriff des Fahneneides und die gewohnte Ehrfurcht vor demselben eine Entscheidung in diesem kritischen Augenblick schwer machte, wird man von pflichttreuen, gewissenhaften Offizieren nicht anders erwarten.

Die Montierungs- und Ausrüstungsgegenstände des 1. Dragoner-Regiments folgten am andern Tage nach Rendsburg.

Jugend- und Volksspiele.

II.

Pickpahl.[1])

1.

Einige Mitteilungen über Jugendspiele in früheren Nummern unserer „Heimat" erinnern daran, wie verschieden manche Spiele in den verschiedenen Gegenden unserer Provinz gespielt werden. Dies gilt namentlich auch von einem Spiel, dem unsere männliche Jugend nach meiner Beobachtung wohl in allen Gegenden unseres Vaterlandes obliegt — dem „Pickpahl." Ich sah es spielen im Sundewitt, in Angeln, in Schwansen, im Holsteinischen bis an die Elbe, sogar an der Westküste, wo doch sonst die Stäbe der spielenden Jugend nicht gerade überreichlich zu Gebote stehen, — aber fast überall mit Abweichungen in seinem Verlauf. Am mannigfaltigsten und am meisten entwickelt schien es mir in der Gegend südlich von Kiel und dem östlichen Holstein zu sein. Hier ist sein Verlauf folgender: Die Spieler stellen sich auf einem Rasen (Dorfplatz) in einen Kreis von recht weitem Umfang, bewaffnet mit einem ½ m langen Stab von nicht zu leichtem Holz — dem Pickpahl. In der Peripherie des Kreises wählt jeder Spieler sich seinen besonderen Platz. Im Zentrum des Kreises wird gespielt und von diesem Punkte aus ein „Mal" von 40—50 Schritt Entfernung bestimmt. Die Kunst beim Spiel besteht für den ersten Spieler darin, seinen Stab durch einen kräftigen Wurf möglichst tief und fest in den Boden zu treiben, — „einzupicken." Der zweite und jeder folgende Spieler sucht nun nicht nur seinen Stab zu befestigen, sondern den Wurf so geschickt auszuführen, daß er durch denselben einen der schon befestigten Stäbe aus dem Boden hebt. Gelingt ihm das, so muß der Eigenthümer des „geworfenen," d. h. ausgehobenen Stabes zur Strafe nach dem „Mal" rennen. Er thut das mit aller Behendigkeit, die er zu entwickeln imstande ist. Denn während dieses Laufs graben die übrigen Spieler an seinem Platze soviel Rasenstücke (Soden) los, als sie in der Geschwindigkeit erhaschen können und tragen das „Geraubte" nach ihrem Platz. Was der Läufer noch vor Vergung des Raubes ergreifen kann, ist für ihn gerettet. Jetzt beginnt das unterbrochene Spiel von neuem. — Am Schlusse desselben muß jeder Spieler mit seinem „Geraubten" sein „Loch" decken, d. h. er muß die vorhandenen Rasenstücke in die Öffnung legen, welche an seinem Platze durch „Rauben" entstanden ist. Reicht sein Vorrat dazu nicht hin, so giebt ihm irgend ein Mitspieler gern ohne Entschädigung von seinem Überfluß, nur muß er das Geborgte „schippen," d. h. er muß es, auf Händen und Füßen kriechend, auf seinem Rücken an seinen Platz bringen. Alle Spieler nehmen teil am „Schippen," sie laden dem „Schipper" seine Last auf und begleiten ihn auf seinem Wege bis an sein Ziel, freilich nicht ohne Grund; denn läßt er auf dem Transport von der kunstgerechten Ladung fallen, so hat er nach Beendigung seines Weges seine Hiebe dafür zu empfangen.

Abgesehen von den mannigfachen körperlichen Bewegungen, zu denen dieses Spiel Gelegenheit giebt, ist es besonders geeignet, den Sinn für Recht und Gerechtigkeit zu schärfen und Anlaß zu geben nach dem Grundsatz: suum cuique! zu handeln. So verbietet es z. B. beim „Rauben," von dem geraubten Vorrat des andern zu nehmen. Was geraubt wird, muß erst gelöst werden. Übertretung dieser Regel gilt als Unehrlichkeit und schließt vom Spiel aus. „Ehrensache" ist es ferner, dem „Schipper" seine Last sicher aufzuladen,

[1]) Zu vergleichen: Handelmann, Volks- und Kinderspiele, S. 89, wo weitere Litteratur zu finden ist.

damit nicht durch die Schuld anderer ein Herabfallen geschehe und der „Schipper" unverschuldet Schläge erhalte. — Rechtsstreitigkeiten sind daher bei diesem Spiel nicht selten, werden aber immer mit strengster Reellität, oft unter Zuziehung Unparteiischer gelöst.

Kiel, den 15. Februar 1897. Kühl, Rektor.

2.

Ähnlich wie es im Vorstehenden von Herrn Rektor Kühl beschrieben worden ist, wurde das Pickpahlspiel vor 35—40 Jahren in der Stadt Schleswig gespielt.

Zunächst bemerke ich, daß der Name „Pickpahl" in Schleswig und meines Wissens auch in ganz Angeln — für den Südwesten dieser Landschaft ist es sicher — unbekannt ist. Hier hieß nämlich das Spiel überall „Paulstick." Ob der erste Bestandteil dieses Wortes aus „Pahl," d. h. „Pfahl" entstanden ist, oder ob der Name eine andere Bedeutung hat, ließe sich vielleicht feststellen, wenn aus anderen Gegenden noch weitere, abweichende Namen zu Tage treten würden. Der älteste bekannte Name dieses Spieles überhaupt, nämlich das griechische Wort „kyndalismos = Pflockspiel," findet sich mit einer kurzen Beschreibung bei Julius Pollux, Onomastikon, 9, 120.

Das Pickpahlspiel wurde am liebsten im Frühjahr und im Herbst gespielt, — gelegentlich auch im Sommer nach einem tüchtigen Regenguß —, weil dann das Erdreich locker war.

Die Reihenfolge der Werfenden wurde in Schleswig auf eigentümliche Weise festgestellt. Einer der Mitspieler nämlich sagte, nachdem die Bereitwilligkeit der Anwesenden zum Mitspiel ausgesprochen worden war, plötzlich mit lauter Stimme das Wort „Eerst," ein anderer „Tweet," er folgte „Drütt," „Veert" u. s. w. Hatten zwei Mitspieler gleichzeitig oder fast gleichzeitig dieselbe Zahl genannt, so wurde, falls nicht einer derselben freiwillig zurücktrat, der Streit durch die Umstehenden entschieden. Dann mußte aber der Zurückgewiesene ohne Gnade der letzte der Mitspieler werden. Denn die folgenden Plätze in der Reihe waren inzwischen längst vergeben. Auf ähnliche Weise pflegte die Reihenfolge beim „ABC-Spiel" und beim Parteiwechsel des Schlagballspiels festgesetzt zu werden.

In Schleswig entwickelte sich dann das Spiel ganz in der Weise, wie es Herr Kühl beschrieben hat, während in Angeln, sowie in der Stadt Kiel [1]) eine Laufbewegung mit dem Spiele überhaupt nicht verbunden war. Eine Laufbewegung scheint auch im Altertume nicht stattgefunden zu haben.

Vor jedem Wurf hatte der Spieler das Recht, die in der Erde steckenden Pfähle der Gegner mit seinem Pfahl auf Umwerfbarkeit zu prüfen, indem er ihnen einen leichten Schlag gab. Er suchte sich dann natürlich zum Umwerfen einen schon lose sitzenden Pfahl aus. Betrieb er jedoch seine Untersuchungen so kräftig, daß der Pfahl eines Gegners sich dadurch zu lösen drohte, so wurde Einspruch erhoben, und der Eigentümer des so gelösten Pfahles hatte das Recht, seinen Pfahl an sich zu nehmen, bis er wieder am Wurfe war.

Hatte der Werfende das Unglück, daß sein Pfahl die übrigen flach traf und nicht in die Erde eindrang, so mußte er selbst laufen. Wurde durch einen solchen Fehlwurf auch noch ein anderer Pfahl umgeworfen, so mußten beide, sowohl der Werfende als auch der Eigentümer des umgeworfenen Pfahles einen Lauf ausführen. Ein solcher Flachwurf galt, falls er absichtlich erfolgte, für unehrenhaft und wurde von allen Wohlgesinnten verurteilt.

Während beim Pflichtlauf eines Mitspielers das Loch desselben durch Ausheben der Grassoden nach Möglichkeit vergrößert wurde, mußte jeder sich wohl hüten, von ihm bei dieser Arbeit überrascht zu werden. Sobald der Laufende nämlich wieder in der Mitte der Spieler war, mußte derjenige, welcher noch Beute trug, diese nicht nur zurückgeben, sondern obendrein noch eine in Grassoden zahlbare, empfindliche Buße an den Geschädigten auskehren. Hielt sich daher jemand beim Auskratzen eines Loches zu lange auf, so ertönte manchmal vonseiten eines guten Freundes ein mahnendes „Heine, hol op!"

Jeder Mitspieler, welcher einen Überschuß an geraubten Grassoden hatte, durfte seinen Freunden aushelfen. Allerdings wurde dies von den schon im Nachteil befindlichen und für ihre Person Böses ahnenden Mitspielern übel vermerkt, konnte jedoch nicht gehindert werden. Dieser Austausch durfte aber nicht nach Schluß des Spiels geschehen.

Das Spiel war beendet, sobald jeder Mitspieler eine vorher bestimmte Anzahl Würfe mit seinem Pfahl gethan hatte.

Die Bestrafung beschränkte sich in Schleswig auf einen einzigen Mitspieler, und zwar auf denjenigen, welcher unter allen das größte unausgefüllte, d. h. durch die von ihm geraubten Grassoden ungedeckte Loch übrig behielt. Dieser Unglückliche wurde „mit dem Tode" bestraft, indem er in des Wortes wahrem Sinne ins Gras beißen mußte. Zu diesem Zwecke wurde eine dünne Grassode von kleinem Umfange an einer Stelle der Koppel, die

[1]) In Kiel hatte jeder Spieler mehrere Pfähle; wer einen Pfahl des Gegners umwarf, bekam den umgeworfenen Pfahl zum Eigentum. Die Reihenfolge wurde in Kiel durch abwechselndes Auflegen der Hände um einen Stock ermittelt.

von den Spielenden nicht betreten worden war, mit einem in der Erde blank geputzten Messer unter Aufsicht der besten Freunde des Delinquenten säuberlich ausgestochen. Auf seinen Antrag konnte dieser, falls die Mehrzahl der Mitspieler sich zustimmend verhielt, für Knöpfe, Alabaster (= Picker), kleine Geldstücke und sonstige Wertgegenstände sich einen Stellvertreter kaufen. Um dies zu ermöglichen, legten bisweilen seine Freunde ihr Vermögen zusammen; denn ein Stellvertreter war selten ohne einen ziemlich hohen Preis zu beschaffen.

Dies freiwillige Eintreten für einen in Not geratenen Freund weist deutlich auf die Rechtsverhältnisse früherer Zeiten hin. Bei bestimmten Vergehen nämlich konnte ein Angeklagter sich loskaufen, wenn er selbst oder seine Verwandten und Freunde eine bestimmte Summe aufzubringen imstande waren; bei Totschlag nannte man diese Summe das „Wergeld."

Noch will ich darauf hinweisen, daß bei der Wahl der von einem Stellvertreter zu durchbeißenden Grassode die oben beschriebene, peinliche Sauberkeit bei weitem nicht so strenge innegehalten wurde. Ein Stellvertreter wurde nämlich gering geachtet.

Zum Schluß bemerke ich, daß es wünschenswert sein dürfte, dieses Spiel, welches überall gern gespielt zu werden scheint, so zu gestalten, daß die Laufbewegung, falls sie noch nicht eingeführt ist, als ein sehr wichtiger Bestandteil des Spiels angesehen wird.

Kiel, den 7. April 1897. W. Peters, Oberlehrer.

Gruß aus der Heimat

Verrauscht ist nun des Tages lauter Schall,
Und fern und ferner führt das Eisenroß
Den Fremdling durch das weite Blachfeld hin.
Jetzt schwindet auch der Häuser bunt Gewirr,
Und nur auf Turm und Kuppel ruht der Sonne Glanz,
Und von der Höhe schauen ernsthaft die Cypressen.
Jetzt deckt die Nacht das Feld. Die Einsamkeit
Erweckt in mir die Lust an holdem Träumen.
Ich blick' zum Himmel auf. Dort steht Orion,
Dort ohne Wandel strahlt des Nordens Stern.
Ihr Himmelsfackeln habt mir oft geleuchtet,
Wenn zu der Heimat lenkte ich die Reise. —
Jetzt blitzen Lichter auf, hier nah, dort ferne.
Ist es der Schein aus wohlbekannten Hütten,
Ein Heimatgruß von Stormarns Friedensauen? —
Nun endet sich die Fahrt, und durch die Nacht
Vernehm' ich gar der Frösche biedern Sang.
So klang mir's oft von Nachbars Erlenteiche. —
Doch nein! Schlaftrunken regt sich's mir zur Seite,
Und fremde Laute treffen an mein Ohr.
Der Zauber weicht, ich bin in weiter Ferne, —
Doch von dem Himmel grüßt der Heimat Stern. **

Verwandte Bestrebungen.

Die historische Landeshalle für Schleswig-Holstein (s. Nr. 1 d. „Heimat" S. 27) hat ihr vorläufiges Unterkommen im Gebäude der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt in Kiel gefunden. Das zur Verfügung gestellte Parterrezimmer ist durch Querwände in eine Reihe von Kabinetten geteilt worden, in denen die Porträts übersichtlich geordnet sind. Die eigentlichen Wände des Zimmers sind mit Bildern, insbesondere Schlachten und Kriegsscenen darstellend, bedeckt, sonstige Erinnerungen sind in Glaskästen unter den Fenstern untergebracht worden. Man hofft, daß die Sammlung späterhin in dem geplanten Anbau zum Thaulow-Museum ein dauerndes Heim finden werde. Dort soll dann auch die Feldwache, die im verflossenen Sommer ein Hauptanziehungspunkt der Ausstellung war, wieder aufgestellt werden.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 7. Juli 1897.

Das Augustenburger Schloß.

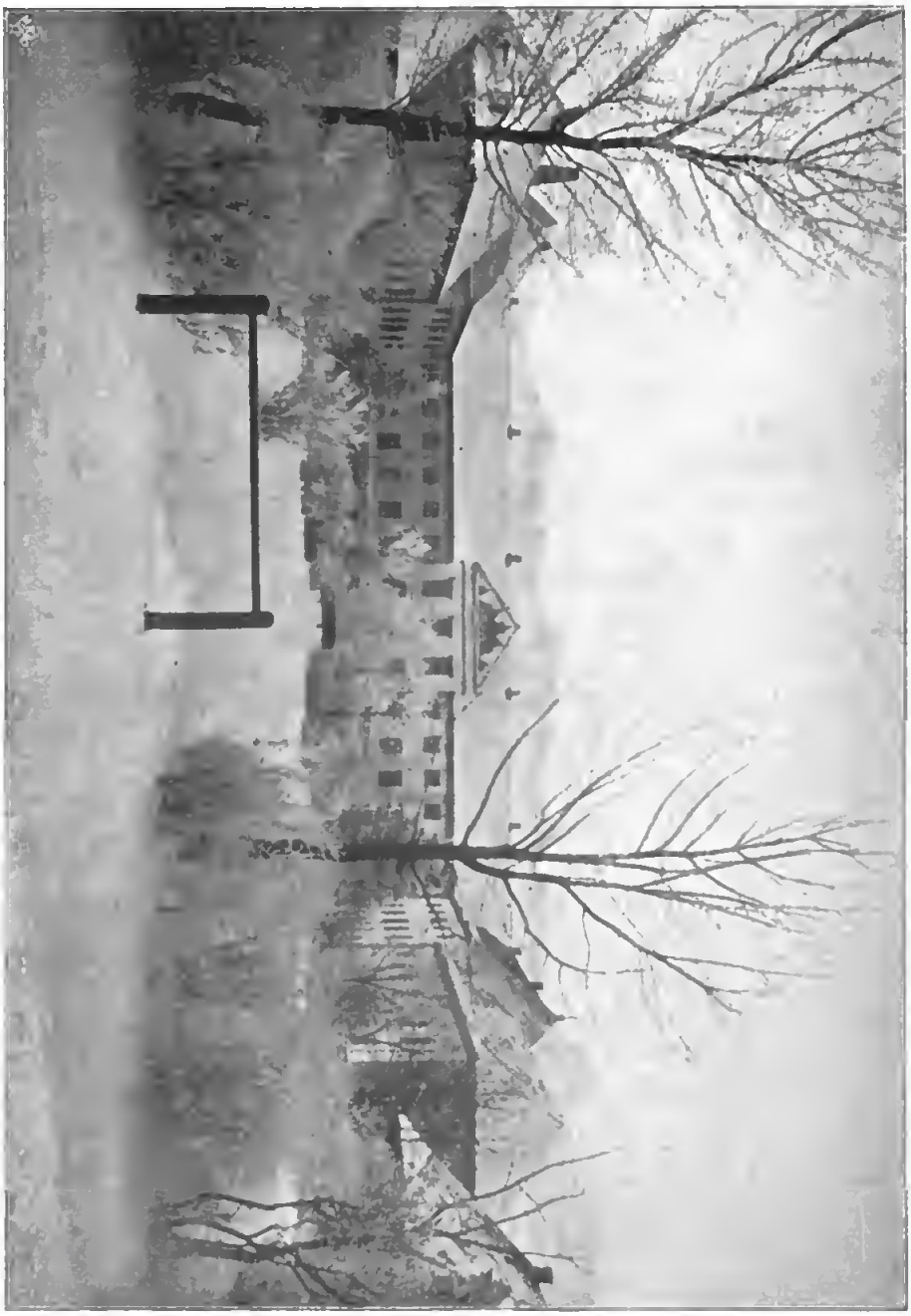
Von P. F. Bruhn.

Die „Heimat" brachte in ihrem ersten Jahrgang eine interessante Darstellung der Eroberung Alsens durch den großen Kurfürsten. Die Bestimmungen des Friedensschlusses nach jenem Kriege sind bekannt; weniger jedoch mag wohl die Kunde verbreitet sein, daß die damaligen Kriegswirren den Untergang des Fürstentums Sonderburg herbeiführten, und daß im Jahre 1660, in dem der Friede zum Abschluß kam, das Schloß Augustenburg, der Stammsitz der Ahnen unserer Kaiserin, von dem Herzog Ernst Günther erbaut wurde.

Herzog Johann der Jüngere, der Sohn des Königs Christian III., erhielt das Fürstentum Sonderburg als Erbteil und trat nach dem Tode seiner Mutter, der Königin Dorothea, 1571 in den Besitz seines Landes. Durch Ankauf und durch Hinzufügung des Erbgutes, das ihm nach dem Tode seines Oheims, des Herzogs Johann des Älteren von Hadersleben, zufiel, hatte er seine Herrschaft bedeutend erweitert. Nach seinem Tode 1622 teilten seine Söhne sich in Übereinstimmung mit den testamentarischen Bestimmungen des Vaters das Fürstentum Sonderburg und die damit verbundenen Landesteile: Norburg, Ärö, Glücksburg und Plön. Sonderburg fiel Alexander, dem drittgeborenen Sohne Johann des Jüngeren, zu. Dieser hatte schon bei Lebzeiten des Vaters eigne Hofhaltung eingerichtet und war tief in Schulden geraten. Während seiner Verwaltung des Fürstentums vermehrte sich seine Schuldenlast, da ihm des Vaters Geschick und Sparsamkeit fehlten und die Kriegswirren alle Anordnungen zur Aufbesserung seiner bedrängten Lage wirkungslos machten.

Als nach dem Tode Alexanders seine Gemahlin, die Herzogin Anna, die Regierung übernahm, wurde das Land zuerst durch schwedische, dann durch brandenburgisch-polnische Truppen besetzt und nach Art der damaligen Kriegsführung durch Kontributionen, Raub und Verwüstungen ganz und gar ausgebeutet. Die Bewohner des Landes gerieten in Armut und konnten den Verpflichtungen, welche sie ihrer Herzogin zu leisten hatten, nicht nachkommen. Diese war infolgedessen auch nicht imstande, die jährlichen Abgaben an die

Brüder ihres verstorbenen Gemahls zu leisten. Als sie nun ihrem ältesten Sohne Christian Adolf die Regierung überließ, waren die Zahlungsrückstände zu einer Höhe gestiegen, die der junge Herzog nicht begleichen konnte. Es entstanden Zwistigkeiten in der Familie über die vom Herzog zu leistenden



Das Augustenburger Schloß. (Nach einer Photographie von Reich in Augustenburg.)

Deputate, und die Inhaber von Pfandverschreibungen drangen auf Sicherung ihres Guthabens. Der König berief als Oberlehnsherr eine Kommission, der die Ordnung dieser Angelegenheiten übertragen wurde. Da eine Regelung auf gütlichem Wege nicht zu erreichen war, so mußte ein Konkursverfahren eingeleitet

werden. Die Gläubiger erhielten die Lehnsbesitzungen zu einem Taxationswert, während die andern Güter an die Meistbietenden abgelassen wurden. Das Schloß Sonderburg und seine Fähr- und Zollgerechtigkeiten bekam der König für die Summe von 22000 Thalern. Die den Söhnen des Herzogs Alexander aus dem Fürstentum zu leistenden Deputate galten als nicht erblich; ihre Nachkommen hatten also keine Ansprüche auf Apanage zu machen. Herzog Christian Adolf protestierte dagegen, daß „er samt seinem ganzen fürstlichen Hause unverschuldeter Weise und bei friedlichen Zeiten gänzlich zu Boden und zu Grunde gerichtet werden sollte."

Seine Bemühungen hatten keinen Erfolg. Da er nach geschehener Aufforderung seine Unterthanen des Huldigungseides nicht entbinden und das Schloß nicht verlassen wollte, ließ der königliche Statthalter die Thore erbrechen und das Schloß besetzen.

Der Herzog zog zunächst nach Glücksburg und von da nach Holland. 1676 vermählte er sich mit der Tochter des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, Eleonore Charlotte. Durch diese Heirat kam er in den Besitz des in Lauenburg belegenen Gutes Franzenhagen. Seine Nachkommen starben im Jahre 1709 aus.

Nachdem das Fürstentum Sonderburg einen so traurigen Untergang fand, war die Lage der Familienangehörigen des herzoglichen Hauses eine trostlose. Der Genuß von Deputaten war nur den Söhnen Alexanders zugesichert, nicht aber ihren Erben. Die fürstlichen Hoheitsrechte waren ihnen genommen; nur die Urkunde des Königs vom 26. Mai 1649, die alle Söhne Alexanders mit Namen aufführt und dieselben „zur gesamten Hand" mit dem Herzogtum Schleswig und der Insel Fehmarn belehnt, gab ihnen eine Bekräftigung ihrer Erbrechte, die dem damaligen Geschlecht jedoch aussichtslos erscheinen mußte.

Von den Söhnen Alexanders blieb allein der Herzog Ernst Günther in der Heimat. Sein königlicher Freund, Friedrich III., gab ihm, als seine Bemühungen zur Wiederherstellung eines selbständigen Fürstentums fehl schlugen, das Amt eines Gouverneurs über Alsen mit einem jährlichen Einkommen von 2000 Thalern und bedeutenden Naturalbezügen.

Die Freundschaft des Herzogs mit dem Könige stammte aus der Zeit, als dieser Statthalter des königlichen Anteils vom Herzogtum Schleswig war und in Flensburg residierte. Als gute Nachbarn traten sie in lebhaften und herzlichen Verkehr mit einander. Die Gemahlin Friedrichs, Sophie Amalie, pflegte einen intimen Umgang mit den Prinzessinnen von Glücksburg, die mit ihr in gleichem Alter standen. Vielleicht hat der Herzog am Hofe seines Freundes die Prinzessin Augusta von Glücksburg, mit der er sich am 15. Juni 1651 vermählte, kennen gelernt.

Noch in demselben Jahre erhielt er von Friedrich III., der 1648 zur Regierung gekommen war, das früher zum Schleswiger Domkapitel gehörende Dorf Stavensbüll, dazu 8 Hufen und 8 Katen vom Dorfe Sebbelau gegen eine Entschädigung von 19000 Thalern.

In den für das Fürstentum Sonderburg verhängnisvollen Jahren von

1660 an ließ der Herzog das angekaufte Dorf niederlegen und erbaute dort, in der Hoffnung, daß mit dem Frieden beſſere Zeiten kommen würden, ein Schloß, das er nach ſeiner Gemahlin Auguſtenburg nannte und zu ſeinem Wohnſitz erwählte.

Dieſes Schloß hat reichlich ein Jahrhundert dem Geſchlecht der Herzöge von Auguſtenburg als Wohnſtätte gedient. Es lag faſt an derſelben Stelle am nördlichen Ufer der Föhrde, an dem das jetzige ſteht. Damals drang das Meer tiefer ins Land hinein, vermutlich noch über das Dorf Bro (Brücke) hinaus. Die Bodenbeſchaffenheit und die bei dem genannten Dorfe noch befindliche Schwedenſchanze beſtätigen dieſe Vermutung. Dieſe Schanze kann nur unter der Vorausſetzung, daß der Meerbuſen bis zu ihr hinanreichte, für eine Verteidigung des nördlichen Teils der Inſel, auf die ihre Anlage hindeutet, als zweckdienlich angeſehen werden.

Die jetzigen Parkanlagen mit ihren drei herrlichen ſchnurgeraden, parallellaufenden Lindenalleen ſtammen aus einer ſpäteren Zeit; nur wenige Bäume haben ein Alter, das in die Zeit des Herzogs Ernſt Günther zurückreicht. Dagegen kann mit Sicherheit angenommen werden, daß der Waldbeſtand in der unmittelbaren Nähe des Schloſſes erheblich größer geweſen ſein wird.

Wie verſchiedenartig die damalige Umgebung des Schloſſes von der jetzigen auch geweſen ſein mag, ſo war ſie doch durch ihre Schönheit geeignet, ihrem Beſitzer Freude und Erquickung zu bieten in den ſorgenvollen Jahren, die er hier zu verleben hatte.

Als der Herzog Friedrich Chriſtian der Ältere, geb. 1721, geſt. 1794, ſein väterliches Schloß übernahm, war dasſelbe ſo baufällig, daß das Mauerwerk durch Stützen vor dem Umſturz geſichert werden mußte. Er ſah ſich daher genötigt, einen Neubau auszuführen. In den Jahren von 1770—1776 geſchah die Erbauung des neuen Schloſſes in der Geſtalt, in der es noch jetzt erhalten iſt. Das Baumaterial wurde zum großen Teil dem Sonderburger Schloß, von dem vier Türme und das obere Stockwerk abgebrochen wurden, entnommen. Die Bauart iſt der damaligen Zeit und dem Sinne des Erbauers entſprechend ohne jeglichen Schmuck. Das Gebäude, das in ſeinem Hauptteil aus drei Stockwerken und einem mit Wappen gezierten Giebel beſteht, bildet mit den ſich anſchließenden zweiſtöckigen Seitenflügeln ein offenes Viereck. Durch die in einer Linie mit den Seitenflügeln liegenden langen Nebengebäude wird das Viereck verlängert, und durch das Thor, das über der Einfahrt mit einem Turm verſehen iſt und mit den Seitengebäuden in Verbindung ſteht, ſchließt ſich das große Rechteck, das durch den erweiterten Schloßplatz gebildet wird.

Vom Thore an erſtreckt ſich in gerader Linie nach Oſten eine herrliche Lindenallee, die in den Weg einmündet, welcher über den 1816 errichteten Damm führt. Ein Blick von dieſer Allee aus durch das Thor über den Schloßhof auf den mittleren Teil der Frontſeite des Schloſſes iſt eigenartig ſchön. Da das Thorgebäude den Anblick des ganzen Schloſſes verſchließt und die weite Ausdehnung des Hofes den ſichtbaren Teil der Frontſeite als in

weiter Ferne liegend erscheinen läßt, so entsteht in dem Beschauer der Gedanke, daß sich ihm nach dem Eintritt auf den Schloßplatz ein besonders herrlicher Anblick eröffnen werde. In dem nördlichen Seitenflügel befindet sich die Schloßkapelle, welche zur Zeit der am schönsten ausgestaltete und sehenswürdigste Teil des Schlosses ist.

Sein letzter herzoglicher Bewohner, Christian August, der Großvater unserer Kaiserin, mußte vor Ausbruch des Krieges 1848 Augustenburg als Flüchtling verlassen. Die Dänen benutzten das Schloß zuerst als Lazarett, dann als Kaserne. Auch unter preußischer Herrschaft ist es bis zum Jahre 1876 als Kaserne gebraucht, darnach wurde es kurze Zeit als Badehotel verwendet. Seit dem Jahre 1878 ist es als Lehrerinnenseminar eingerichtet, zu welchem Zwecke es noch benutzt wird. Auf Veranlassung des Kaisers Wilhelm I. und unter Zustimmung der Volksvertretung erfolgte im Jahre 1885 die Auslieferung des Schlosses mit dem dazugehörenden Park an den jetzigen Besitzer, den Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein.

Man hoffte damals, daß das Stammschloß der herzoglichen Familie nun auch zeitweilig als Wohnsitz derselben benutzt werden würde. Das ist nicht geschehen, — Gravenstein hat den Vorzug erhalten. Eines aber gebührt u. E. doch Augustenburg, eine Zierde wird dem alten Stammschloß unserer Herzogsfamilie hoffentlich hinzugefügt werden: ein Standbild des Herzogs Friedrich, errichtet inmitten des großen Schloßplatzes.

Dann könnte man doch Fremden, die nach besonderen Erinnerungszeichen der ehemaligen Zeit jetzt vergeblich fragen, die Antwort geben: Auf dem Schloßplatz steht das Standbild des Vaters unserer Kaiserin, der in unserm Schlosse geboren ist und von sich sagen konnte: „Ohne mein Auftreten wären die Herzogtümer nicht von Dänemark getrennt worden, das weiß ich, und es wird nicht gelingen, dieses Blatt der Geschichte, das mir gehört, auszureißen!“

Sollten sich nicht deutsche Männer bereit finden, in dieser Weise dem schleswig-holsteinischen Herzogshause, „das für die Befreiung der Herzogtümer am meisten gethan und geopfert und am wenigsten Anerkennung gefunden hat,“ eine Dankesschuld abzutragen? [1])

Klaus Groth.

Von **Adolf Bartels.**

II.

An die Volkslieder anzuschließen sind manche der Kinderlieder Klaus Groths, ich nenne nur das schöne Wiegenlied „Still, min Hanne, hör mi to.“ Überhaupt stehen die Dichtungen Groths „Vær de Gærn“ einzig in unserer Litteratur da; ob sie wirkliche Lieder oder bloße Reime sind, immer ist der

[1]) Vorstehender Aufsatz, bereits vor längerer Zeit abgefaßt, war schon gesetzt, als in den Tagesblättern der Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für den Herzog Friedrich erschien. Befindet sich der Herr Verfasser auch hinsichtlich des Aufstellungsortes nicht mit jener Veröffentlichung in Übereinstimmung, so erschien es der Schriftleitung doch als selbstverständliche Pflicht, seinen Wunsch auch jetzt noch unverändert zu veröffentlichen.

ſchlichte, treuherzige, oft ſchalkhafte, ſtets zierliche Kinderton vortrefflich getroffen, ohne daß der Dichter je nötig hätte, wie die meiſten ſeiner hochdeutſchen Kollegen auf dieſem Gebiete, zu den Kindern hinabzuſteigen; er bleibt immer er ſelbſt, und die Kinderlieder, die die Freude jedes natürlichen Kindes bilden müſſen, erfüllen auch die Erwachſenen mit reinſtem Entzücken. Einzelnes, wie z. B. „Dar wahn en Mann int gröne Gras" iſt geradezu unvergleichlich; der Tieferblickende erkennt darin eine Urmelodie, etwas „Orphiſches," wie Goethe ſagen würde, eine wunderbare Symbolik des Verhältniſſes von Natur und Kultur, und doch iſt das Ganze ſo ſchlicht und einfach, daß es durchaus nicht über den Horizont des Kindes hinausgeht. Und dann — eine neue Klaſſe — die Bilder aus dem Tierleben, auch ſie meiſt jedem Kinde verſtändlich und dabei wieder ſo reich an ſchärfſter Naturbeobachtung, köſtlichſtem Humor, vollendeter Kunſt, daß die Großen ſtaunend davor ſtehen! Über ihren Wert hat ſich einmal Hebbel ausgeſprochen: „Sehen Sie," ſagte er zu einem Freunde über „Lütt Matten de Haſ'," „das iſt nicht nur eine Spitze lyriſchen Humors, das iſt Poeſie, das iſt lyriſche Erfindung, das iſt Geſtalt und Ton zugleich, dem gegenüber verhalten ſich alle Gedanken- und Erfindungsgedichte, ſie mögen ſo trefflich ſein, wie ſie wollen, wie Schatten zu Körpern, wie Bildung zu Intuition." Außer „Matten de Haſ'" ſind von Gedichten dieſer Art beſonders „Aanten int Water" und „Spatz" mit ihrer wunderbaren poetiſchen Nachahmung der Tierſtimmen zu nennen, auch „Biſpill" („De Mann de wull liggn, de Kater wull ſingn"), „Dre Vageln" und „De Wettlop twiſchn Swinegel un Matten Haſ'" gehören hierher, ſowie manches Kleinere in den „Dünjens." — Reine Naturbilder, alſo Gedichte, die weiter nichts als Naturſchilderung enthielten, ſind im „Quickborn" kaum vorhanden, es wäre hier höchſtens „Dat Moor" zu nennen, das aber auch eine ganz ſubjektive Schlußwendung hat, der Dichter hat recht wohl gewußt, daß es mit ſchildernder und beſchreibender Poeſie à la Matthiſſon und ſelbſt à la Droſte-Hülshoff nicht gethan ſei. Nichtsdeſtoweniger findet man die geſamte Natur unſeres Heimatlandes, Wald und Heide, Moor und Marſch, Acker und Öde, Meer und Watt in den Dichtungen Klaus Groths widergeſpiegelt, aber faſt ſtets in Verbindung mit dem Menſchenleben, der Menſch und die Natur gehören eben zuſammen. Hier ſind nun beſonders Gedichte wie „Aptheker int Moor," „Dagdeef," „Drees," „De Flot" zu erwähnen, auch „Hans Schander," bekanntlich eine ſelbſtändige Bearbeitung von Burns »Tam o' Shanter,« eine Verſammlung des geſamten dithmarſiſchen Geſpenſterſpukes am Rugenbarg bei Weſſeln, und der „Fiſchtog na Fiel" mit ſeiner Fülle volkstümlichen Humors und volkstümlicher Charakteriſtik. Oftmals nehmen die Bilder aus dem Volksleben, die Klaus Groth in reicher Fülle geliefert hat, auch mehr balladenartige Form an, wie der „Orgeldreier," „De Möller" und „Schitkræt," dann wieder muß man ſie als Idyllen bezeichnen („Wihnachtsabend," „De Melkdirn," „Familjenbiller"), und aus dieſen Idyllen gehen endlich die größeren epiſchen Dichtungen hervor, in denen nun nicht mehr die einzelne Geſtalt oder die Umgebung, das „Milieu," wie man heute ſagt, die Hauptſache iſt, ſondern das menſchliche

Schickſal („Peter Plumm," „Hanne ut Frankrik," „Peter Kunrad," „Ut de Marſch," auch „Unruh Hans"). Einzelnen der Dichtungen aus dem Volksleben würde man heute eine ſoziale Tendenz zuſchreiben, beiſpielsweiſe der „Krautfru," auch wohl „Rumpelkamer," für mich die ergreifendſte aller Dichtungen Klaus Groths. Dieſen das Volksleben der alten Zeit ſo vollſtändig, wie es in poetiſcher Form möglich, charakteriſierenden Dichtungen ſchließen ſich dann die eigentlichen Balladen an, teils ſagen- und geſpenſterhaften Inhalts („Wat ſik dat Volk vertellt"), von einer Gegenſtändlichkeit in der Schilderung des Grauſigen und Unheimlichen, die in der deutſchen Litteratur auch kaum noch einmal vorhanden iſt, teils („Ut de ol Krönk") von echt hiſtoriſcher Haltung. Eine ungefähr vollſtändige Überſicht des Inhalts des erſten Teils des „Quickborns" hätte ich damit gegeben — die Reichhaltigkeit iſt es aber nicht, was die Sammlung über alle ähnlichen erhebt, es iſt vor allem die relative Vollkommenheit jedes Einzelnen. Klaus Groth iſt nicht, wie die meiſten übrigen Dichter, zuerſt unreif vor ſein Volk getreten, ſondern ſofort als der große, in ſeiner Art kaum zu übertreffende Meiſter. Nach ihm haben noch manche andere ſchöne plattdeutſche Dichtungen geſchrieben, auch Landsleute wie Johann Meyer und J. H. Fehrs, aber keiner etwas, was ſich nicht irgendwie bei Klaus Groth ſchon vorweggenommen fände. Das gilt ſelbſt von den nicht zu unterſchätzenden erzählenden Dichtungen Reuters „Kein Hüſung" und „Hanne Nüte." Wir Schleswig-Holſteiner haben in dem erſten Teil des „Quickborns" geradezu eine poetiſche Encyklopädie unſeres Volkstums, wie es vor der mit der neuen Zeit eintretenden Verflachung war, ja, da Dithmarſchen in ſeiner Weltabgeſchloſſenheit gewiſſermaßen für ganz Niederſachſen typiſch war, ſo können alle Niederſachſen ſich im „Quickborn" wiederfinden und Klaus Groth ihren Dichter nennen. So reicht ſeine Bedeutung weit über ſeine Heimat hinaus.

Es hat alſo ſeine wohlbegründete Urſache, wenn man Klaus Groth immer noch den „Dichter des Quickborns" nennt — unrecht iſt es aber, wie es wohl geſchieht, damit eine tadelnde Nebenbedeutung zu verbinden, als ob er nie über ſein erſtes Werk hinausgekommen wäre und keine Entwicklung gehabt hätte. Ganz gewiß hat er die Lyrik ſeines erſten Teiles nicht übertroffen — aber iſt denn Goethe vielleicht über ſeine ſchönſten Jugendgedichte hinausgekommen? Jede Jahreszeit bringt ihr Beſonderes hervor, ſo auch jede Lebenszeit, und alles iſt in ſeiner Art ſchön und will in ſeiner Art gewürdigt werden. Im zweiten Teil des „Quickborns" hat Klaus Groth zunächſt die meiſten der oben charakteriſierten Gattungen ſeiner Dichtung um einige ſchöne Stücke vermehrt; wir finden auch hier wieder ſpezifiſche Lyrik („In Düſtern," „Opt Feld alleen," „Na'n Baden," „De Blæder fallt," „Ant Öwer," „Ünnern Flederboom," dieſe ſchon liederartig), Lieder („Summer," „Blömeken blöh," „Wer hött ſe vær de Deev," „Se löv ſo ſram," „Dat ole Leed," „To kleen," „In Evermoot," „Ei du Lütte," „An de Karkhofsport"), Kinderlieder und -reime, manche wieder aus dem Tierleben, einzelne auch ganz neue Töne anſchlagend („Dat Kind weer erſtaunt"), Bilder aus dem Natur- und Volksleben („Summerbild ut de Marſch,"

„Inn Harst," „Harstmorgen," „Levensabend," „He mugg ni mehr"), denen sich Humoristika wie „Kaptein Pött," ein nicht zu verachtendes Seitenstück zum „Fieler Fischtog", und die hochkomischen plattdeutschen Sonette vom „Kaptein Weenke" anschließen. Unser niederdeutsches Seevolk ist kaum irgendwo besser geschildert. Auch auf einige neue Balladen trifft man („De Alkenkrog," „De Hasenkrieg"), die ganz auf der Höhe der alten stehen. Eine ganz neue Gattung bedeuten die Zeitgedichte, die Lieder für Schleswig-Holstein, von denen „Bi Idstedt" („Uns twintig Bataillonen bi Idstedt, wat en Heer!") wohl das beste, das markigste ist. Auch unter den im zweiten Bande des „Quickborns" stark vertretenen Gelegenheitsgedichten findet sich manches, was als musterhaft in seiner Art bezeichnet werden muß und zur Charakteristik der liebenswürdigen Persönlichkeit des Dichters auf keinen Fall fehlen durfte. Das Schwergewicht des zweiten Bandes bilden aber doch die beiden epischen Dichtungen „De Heisterkrog" und „Rotgetermeister Lamp un sin Dochter." Man hat in Schleswig-Holstein erst in neuerer Zeit begonnen, diese Dichtungen ihrem vollen Werte nach zu würdigen; ganz besonders ist Hermann Krumm kräftig für den „Heisterkrog" eingetreten. Es unterliegt in der That keinem Zweifel, daß die beiden kleinen Epen zu dem Besten gehören, nicht bloß, was Klaus Groth geschaffen hat, sondern was die deutsche Litteratur auf diesem Gebiete besitzt; hier ist wahres Volksleben mit klarem Auge aufgefaßt, mit vollendeter Kunst dargestellt. Der „Rotgeter," der das Leben der norddeutschen Kleinstadt nicht ohne Beziehung zu dem sie umgebenden „Land," und zwar namentlich der Geest, schildert, ist in der Hauptsache reines Idyll und zeichnet sich durch die plastische Kraft seiner epischen Bilder aus, die man ohne Übertreibung „homerisch" nennen kann; der „Heisterkrog," die typische Darstellung des Marschlebens, wie er denn mit wenigen Veränderungen auch in und bei Wesselburen statt in und bei Bredstedt spielen könnte, ist eine Schicksalsgeschichte mit vorwiegend düsterer Stimmung und fast dramatischer Entwicklung. Beide Werke ergänzen sich gewissermaßen, bilden Illustrationen der beiden Seiten in Klaus Groths Natur, wie es in kleinerem Maßstabe etwa auch „Rumpelkamer" und der „Fischtog na Fiel" thun: Über der reinen, hingebenden Freude an Natur- und Menschenleben, selbst dem, was man Kleinleben nennt, hat der Dichter die Nachtseiten des Menschenlebens und der Menschennatur doch nie übersehen, seinem Wesen nach nie übersehen können. Weder der Optimismus noch der Pessimismus können ihn für sich in Anspruch nehmen, er ist eben eine jener echt nordischen Naturen, denen bei aller verstandesklaren Heiterkeit und ruhigen Kraft die tief innerliche Weichheit und Wehmut nicht fehlt.

Den poetischen Werken Klaus Groths stellen sich dann seine prosaischen würdig an die Seite. Er hat deren neun größeren und kleineren Umfangs geschaffen, alle stellen Menschen und Zustände der Heimat dar, das, was in die dichterische Form nicht rein hineinging. Auch hier ist vor allem wieder das klare Auge, mit dem sich die größte subjektive Hingabe an heimische Menschen und Dinge recht wohl verträgt, zu bewundern. Geben die beiden Bände „Quickborn"

das Heimatliche nach der reinmenschlichen Seite wieder, so thun die „Vertelln" es nach der kulturgeschichtlichen, aus der treuen Erinnerung des Dichters, und da steckt denn ihr unermeßlicher Wert für uns Schleswig-Holsteiner. Wir haben nichts, was uns so getreu in die napoleonische Zeit, in die achtundvierziger Bewegung, in die Stille der Reaktionszeit nach 1850 versetzte, uns das Traumleben unseres Nordens vor dem Anbruch der neuen Zeit so deutlich vergegenwärtigte, als Klaus Groths drei größte und beste Erzählungen „Um de Heid," „Wat en holsteenschen Jung drömt, dacht und belevt hett vær, in und na den Krieg 1848" und „Trina," und die kleineren Geschichten sind wertvolle Ergänzungen dazu, zum Teil auch von großer Bedeutung zur Erklärung der Entwicklung des Dichters. Mir ist wohl bekannt, daß man Klaus Groths schlichte Erzählungen im Vergleich mit Reuters Romanen und Storms Novellen nicht für voll gelten lassen will, es ist aber gar keine Frage, daß sie nach der Seite poetischen Gehalts im allgemeinen und zum Teil auch nach der der Menschenschilderung keinen Vergleich zu scheuen brauchen — im übrigen, eines schickt sich nicht für alle, und oberflächliches Vergleichen der Werke verschiedener Dichter führt in der Regel zu Ungerechtigkeiten. Beispielsweise: Reuters derben mecklenburgischen Humor kann Klaus Groth natürlich nicht gut haben, er hat eben den seines Volksstamms — aber der ist auch nicht zu verachten; man vergleiche, von den Gedichten ganz abgesehen, einmal den Jochen Pee in der achtundvierziger Erzählung. Was aber das Wesen der Groth'schen Erzählungen anlangt, nicht an Storm und Reuter, an die Werke des Thüringers Otto Ludwig muß man erinnern, wenn man den richtigen Vergleich ziehen will. Hier hat man den starken Erdgeruch, der auch bei Klaus Groth stets unverkennbar ist, hier den Reichtum des Details, das doch nur den unserm und allem Volk fernstehenden und durch die sogenannten guten Erzähler verwöhnten Lesern trocken und interesselos erscheinen kann. Eine so gewaltige Erzählung wie Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" hat Klaus Groth zwar nicht geschaffen, aber doch nichts, worin sich nicht das Herz eines seine Heimat über alles liebenden Mannes herrlich offenbarte, worüber nicht das klare Auge, das jedem bis ins Herz dringt, schwebte — und ich meine, das wäre genug.

Auf die hochdeutschen Gedichte Klaus Groths will ich nicht näher eingehen. nur bemerken, daß sich in ihnen doch auch spezifisch Lyrisches findet, was durchaus auf der Höhe des Besten im „Quickborn" steht, wie z. B. das „Regenlied," allein soviel wie der Band eines mittelmäßigen Lyrikers wert, und daß Klaus Groth unter den deutschen Sonettisten einer der ersten ist. Mir lag vor allem daran, den Dichter im Verhältnis zu seiner Heimat zu zeigen, und so wiederhole ich denn nun zum Schlusse aufs dringendste: Besinnt euch, Schleswig-Holsteiner, was ihr in Klaus Groth habt! Kehrt zu euch selbst, in die Heimat zurück, lernt sie, euch selbst in den Werken des Mannes, die ihr ja nun als Ganzes habt (Kiel, Lipsius & Tischer, 4 Bände) immer besser kennen, denn nirgends findet ihr euer Volkstum, die Natur eures Landes, Herz und Charakter seiner Menschen besser gespiegelt als bei ihm! Die Zeit der thörichten Über-

hebung des Heimiſchen auf Koſten des „Fremden," und ſei es noch ſo nahe verwandt, iſt freilich vorbei, muß endgiltig vorbei ſein, unſere Heimat liegt im Ring des großen Reiches, wir müſſen Deutſche ſein und bleiben, uns das große Vaterland erhalten, und ſei es unter Hingabe von Gut und Blut, aber unſere heimiſche Art, unſere Freude am Heimatlichen aufzugeben, zwingt uns doch nichts; wir können Schleswig-Holſteiner, Preußen, Deutſche zugleich, ja, werden vielleicht um ſo beſſere Deutſche ſein, je beſſere Schleswig-Holſteiner wir ſind; denn, wie geſagt, nur die Vaterlandsliebe, die in der Heimatliebe wurzelt, iſt geſund und kräftig. So vieles hat der Menſch unſerer Zeit aufgeben müſſen von dem, was ſeine Väter beglückte, ſo mancher Glaube iſt dahingeſunken, ſo manche ehrwürdige Sitte verſchwunden, ſo manche Hoffnung verweht — laßt uns wenigſtens die Heimat und die Liebe zu ihr zu bewahren ſuchen, und es wird vielleicht vieles noch gut werden. Der greiſe Dichter in Kiel aber möge jetzt die Überzeugung erhalten, daß Jung-Schleswig-Holſtein wieder zu ihm ſteht wie das Geſchlecht, dem er ſeine Werke ſchenkte, ja, ihn, den Altmeiſter, wie es die Pflicht der nachgeborenen Jugend iſt, noch um ſo inniger liebt und verehrt.

Vom Nordſeeſtrand.

Von **J. W. Kruſe** in Kiel.

II.

Der nächſte Morgen findet uns früh auf dem Marſch am Südrande der dithmarſcher Bucht. Das Meer iſt hier verhältnismäßig ruhig. Es bietet ſich uns deshalb Gelegenheit, zu beobachten, wie fleißige Menſchenhände dem Meere das einſt entriſſene Land wieder abringen. Neben den beiden „Steert"-Sommerkögen und dem Rathjensdorfer Sommerkoog dehnt ſich ein beträchtliches Stück Vorland aus, das in nicht allzuferner Zeit durch einen ſchützenden Ring dem Feſtlande angetraut werden wird. Weiter draußen ſind Arbeiter beſchäftigt, flache Gräben, ein „Spitt" tief, in Abſtänden von etwa 10 m durch das Watt zu ziehen. Die ausgehobene Erde wird in der Mitte der abgeteilten „Stücke" zu einem Rücken zuſammengeworfen. Noch manches Mal wird die Flut über denſelben hinſtreichen, aber mählich erhöht ſie die gewölbten „Stücke" durch den ſog. „Schlick." Vielleicht ſehen wir nach 10 oder 20 Jahren die jetzt noch grauen Watten in der Ferne ſchon grün ſchimmern: der Queller iſt aufgeſchoſſen und unterſtützt die Mühen der Meeresanwohner. Andere Arbeiter flechten einen Buſchdamm im ſpitzen Winkel zur rückkehrenden Strömung, beſtimmt, die Flut zu brechen und die Ablagerung zu befördern. Näher dem Deiche iſt man mit Sodenpflügen beſchäftigt. Ungefähr 10 cm dicke Erdpolſter, durch die Grasnarbe zuſammengehalten, werden herausgehoben und zum Flicken größerer ſchadhafter Stellen im Deich verwendet. Und jener einſame Mann dort? fragſt du. Lieber Freund, das iſt der moderne Rattenfänger. Seine Spezialität ſind die unterirdiſchen Wühler, die Maulwürfe, denen er ob ihres großen Schadens mittelſt

Fallen nachstellt. In der That bilden die Maulwürfe, im Bunde mit den Mäusen, eine Gefahr für die Deiche. Und wenn die „Köger" sorglos schlafen im Schutz der sichern Deiche, so verdanken sie's nicht zum wenigsten der Pflichttreue dieses Mannes.

Den Blick der Weiterwandernden fesseln jetzt drei Punkte. Ungefähr inmitten der Bucht liegt die kleine Hallig Helmsand, die ebenfalls im Sommer von einem Schäfer bewohnt ist. Rechts vor uns grüßt der Meldorfer Dom. Indem sich der Deich, unsere vorgeschriebene Marschroute, nordwärts wendet, scheint es, als richte sich der Weg direkt auf den Turm, je weiter wir aber wandern, desto mehr zieht er sich ins Land zurück: Meldorf ist längst Landstadt geworden. Der dritte Punkt, unser nächstes Ziel, liegt wieder weit ins Meer vorgeschoben am Nordrande der Einbuchtung, der Spitze des Friedrichskoogs gegenüber: Büsum. Schon jetzt erkennen wir die vorgeschobene Häusermasse in schwachen Umrissen. Doch gilt es noch ein gut Stück zu wandern, vorüber an dem Kronprinzenkoog, der 1887 sein hundertjähriges Bestehen feiern konnte, an dem Christianskoog, dem zweitjüngsten in der Reihe der süderdithmarscher Köge, auf Wöhrden zu. Freund Zufall kommt uns aber zu Hilfe und kürzt den Weg. Im Meldorfer Hafen liegt ein kleiner Dampfer zur Abfahrt bereit. Badegäste aus Büsum haben einen Ausflug gemacht und müssen mit der Flut wieder zurück. Wir nehmen die Gelegenheit wahr und bieten uns als Mitpassagiere an. Unbekümmert um die scheelen Blicke, die der Ewerführer dort seinem, gottlob noch seltenen Nebenbuhler nachsendet, stechen wir in See. Von Küste zu Küste geht die Fahrt, während hinter uns der Strand zur schmalen Linie wird, tauchen vor uns schon die Häuser von Büsum auf.

Büsum ist Badeort geworden. Durch die Eisenbahn, die hier zum ersten Male die Küste trifft, wird alljährlich ein Häuflein Großstadtmenschen an den Strand geführt. Der Ort hat von seiner Traulichkeit verloren. Doch sei ihm der Verdienst gern gegönnt, denn er ist zugleich ein Vorort werkthätiger Nächstenliebe, eine Station für die Rettung Schiffbrüchiger; manches Opfer hat der Wagemut der Büsumer der gierigen See entrissen.

Die „Meerfahrt" hat uns für erneute Fußwanderung gestärkt. Nachdem wir Büsum verlassen, nicht ohne die Stimmung Groth'scher Gedichte von Old Büsen und dem wilden Haff gefühlt zu haben, zieht sich der Deich in einem weiten Bogen der Eidermündung zu. In einer scharfen Wendung nähert sich das Bett der Eider von der eiderstedtschen Küste der dithmarsischen. Schon mehrere Jahre hindurch hat man am Wesselburner Koogsdeich durch Steinschüttungen das Ufer sichern müssen gegen das Abnagen der Strömung, ohne dem Element erfolgreich Widerstand leisten zu können. Die Nordsee ist launenhaft, sie giebt, um an anderer Stelle zu nehmen. — — —

Unterdes ist es Abend geworden. Dort steht „am Siel" ein Schäferhäuschen, fast eine Hütte nur. Wir machen hier Rast. Ein Wirtshaus stellt sich uns nicht zur Verfügung; aus der Hütte steigt der Rauch so verheißend empor: wir flehen um ein wirtlich Dach!

Der Schäfer tritt aus der breiten, niedrigen Thür seines Hauses, um seine Herde heimzuholen und sein Tagewerk zu beschließen. Wollen wir uns nicht zu ihm gesellen? Wie ruhig und natürlich giebt er sich, seine Bewegungen sind bedächtig wie seine Zunge, seine Augen reden von einem einfach herzlichen Gemüt. Und wie wir neben ihm auf der Höhe des Deiches dahin schreiten, spüren wir, daß diese Natureinsamkeit sein Wesen beeinflussen mußte. Sein Leben fließt einförmig dahin; der Umgang mit der Natur ist ihm alles. Seine Herde ist sein Reichtum, freilich ein bescheidener, denn auch ihn drückt die Ungunst der Zeit.

Über den grünen, von rundköpfigen Strandnelken durchwirkten Teppich des Vorlandes zerstreut weiden Schafe und Gänse durcheinander. Ein kurzer Pfiff — Phylax schlägt ein paar Mal an — nun ziehen sie langsam zu Deich. Innerhalb des Deiches steht der sichere Koben. Nur selten bleibt die Herde im „Außendeich." Denn das Meer ist tückisch. Oft hat eine einzige Nacht den Reichtum vernichtet, wenn der plötzlich erwachende Sturm die Flut an den Deich brachte und den arglosen Schäfer trog.

Leise ist die Nacht herabgesunken. Über Land und Meer legt sich der Nebel; wie eine dunkle Linie zieht sich der Kamm des Deiches hindurch, draußen leises Rollen der unruhigen See, drinnen tiefer Friede der Sicherheit. Der Tau benetzt unsere Füße. Stumm schreiten wir mit dem Schäfer den Deich zurück. Bald nimmt uns die Hütte auf, deren Licht wie ein Stern durch die Dunkelheit leuchtet.

Bevor wir am andern Morgen scheiden, folgen wir der Einladung des Alten zu einem Fischzug. Es soll „op'e Flot," d. h. mit kommender Flut gefischt werden. Bedingung ist, daß wir uns dem Element rückhaltlos anvertrauen. Nicht Kahn und Boot steht zur Verfügung. Schuh und Stiefel, Strümpfe und Hosen werden abgelegt. Statt der eigenen Kleider erhalten wir eine alte, abgelegte Hose und einen entsprechenden Rock. Uhr und Schmucksachen werden daheim gelassen. Los und ledig, ausgerüstet mit einer mächtigen „Büttlęd," einem zwischen zwei gabelförmig verbundenen Stangen auszubreitenden Netz, den kleinen Büttlępel in der Hand, und der „Buttskiep" auf dem Rücken ziehen wir wattein. Den nackten Füßen behagt nicht recht das scharfe Gras des Vorlandes; doch fassen wir's als Kneippkur, verbeißen den Schmerz über den Stich einer vorwitzigen Distel und folgen unserm Führer. Noch liegt das Watt frei; nur in der Hauptpriele zieht schon der Flutstrom zu Land. Nachdem wir dieselbe durchwatet haben, geht es dem offenen Wasser zu, dahin, wo der kleine Strom mit dem Eiderbett zusammen fällt. Jetzt sind wir am Ziel. Wir blicken umher. Links schaut der Kirchturm von Wesselburen über den Deich und trifft zusammen mit der Ecke des ersten Bauernhauses im Koog. Rechts liegt Tönning, vor uns Kating in Eiderstedt. Hier ist der richtige Punkt; jene Kirchtürme sind die notwendigen Wegweiser, wenn das Wasser jede Spur verwischt hat. Man muß dort gestanden haben, mitten in den Wellen, um die Situation zu ver-

Digitized by Google

stehen. Den Neuling beschleicht ein eigentümliches Gefühl. Die weite Wasserfläche wirkt schwindelerregend, wenn der Blick lange auf ihr ruht. Käme jetzt ein Nebel, wer weiß, ob wir den Weg wiederfänden. Doch das Wetter ist klar. Wir haben unsere Netze ausgestellt und — warten. Gleichmütig zieht der Alte seine „Leed," die er spielend hantiert, auf, — nichts! Es will uns zunächst nicht recht gelingen, den kunstgerechten Aufzug nachzumachen. Der Wind fällt ins Netz und spritzt uns die Tropfen ins Gesicht. Doch es geht, — auch nichts. Ein vorwitziger „Krabbel" (Krebs) wird geringschätzig wieder seinem Element überantwortet. Doch halt — mein Nebenmann scheint einen Fang gethan zu haben. Er zieht auf. Vorn auf dem Netz liegt ein breiter Butt; wie das Netz hoch kommt, überschlägt er sich ein paar Mal und fällt in den Beutel desselben. Der ist geliefert. Nun gilt es, während die rechte Hand die Stangengabel balanciert, mit der linken den Fisch kunstgerecht mit dem „Büttlepel" herauszulöffeln. Auch das gelingt, schon hat er den breiten, dicken Meeresbewohner zwischen Daumen und Zeigefinger, um ihn in die „Buttskiepe" zu befördern, — plötzlich schnellt er dem verblüfften Fischer aus der Hand, in die Flut, schießt schräg nach unten und stößt dabei gegen den nackten Fuß; entsetzt zieht ihn unser Freund in die Höhe, sofort treibt ihn die tragende Kraft des Wassers nach oben. Die Situation wird bedenklich. Mühsam erringt er das Gleichgewicht; doch der Fisch ist hin. Der Alte hat die Scene beobachtet; gutmütig tröstet er den Mißtrauischgewordenen. Nach und nach werden wir vertrauter mit der Sache. Freilich, „es fängt nicht," „dat Water is to klar," erklärt der Alte, „dat gifft hüt nix; na de Flot is beter fischen." Wir haben desto mehr Zeit, uns umzusehen. Die Eider hinauf ziehen die Fischerboote. Sie sind „draußen" hinterm „Hundsknüll" gewesen. Pfeilschnell fliegen die kleinen Segler auf Tönning zu, vorbei an den Baken und den schräggliegenden Wasserzeichen. Unsere Konkurrenten, die Möwen, stoßen aus der Höhe in die Wellen, mit gellendem Schrei die Beute suchend. Langsam und stetig steigt die Flut, wie wirs an unserm eigenen Körper messen können. Schon haben wir das Bett der Priele verlassen, vorsichtig sind wir zurückgewichen, von dem Alten gewarnt vor den „Sprauten," den Nebenflüssen, die er genau nach Lage und Richtung bestimmt. Das Wasser reicht uns bis zur Hüfte: es ist Zeit, heimzukehren. Zwar unser Fang ist nicht groß, aber „der Zweck ist erreicht," meint resigniert mein Nebenmann. Die Netze werden zusammengelegt, im Gänsemarsch, voran der Führer, streben wir der Küste zu. Es geht sich schwer im Wasser, und wir sind froh, als unsere Füße wieder festen Boden und freies Ausschreiten gewonnen haben. Ein Gewerbefischer ist noch zurückgeblieben; wie ein einsamer schwarzer Pfahl erscheint er uns vom Deiche aus. Freilich, wenn es Gewerbe ist, was uns interessante Abwechslung war — — —. Möge er jetzt und immer vor dem Schicksal manches armen Fischers bewahrt bleiben, der auszog und — nicht wiederkehrte.

Neugestärkt durch die Nachtruhe in dem traulichen Schäferhäuschen, erfrischt durch das Seebad, setzen wir unsere Wanderung fort, um die letzte Strecke

unſerer Deichtour zurückzulegen. — Nichts Neues bietet ſich dem Auge, und doch werden wir nicht müde, aufs neue das Meer zu bewundern.

Dort drüben liegt Eiderſtedt. Es erinnert uns daran, daß wir hier auf hiſtoriſchem Boden ſtehen, obgleich die zurückgelegte Deichſtrecke als jüngſter dithmarſiſcher Boden von der Geſchichte der Vorzeit nichts weiß. Hier aber an der Grenze Dithmarſchens gegen Eiderſtedt erinnern wir uns der vielfachen Reibereien zwiſchen Eiderſtedtern und Dithmarſchern in alter Zeit. Jetzt iſt's anders. Möglich, daß noch ab und zu ein Boßelkampf ausgekämpft wird, ſonſt iſt auch hier friedliche Entwicklung.

Am Ende des Karolinenkoogs führt eine Dampffähre ans jenſeitige Ufer. Wir müſſen uns den Beſuch der in mancher Hinſicht intereſſanten Halbinſel verſagen. — Noch einmal weitet ſich die Bruſt im friſchen Seewind, noch einmal umſpannt der Blick die glitzernde, wellenbedeckte Fläche, — nun ziehen wir landein. Die Chauſſee führt uns auf Lunden zu, und von dort bringt das Dampfroß die Wanderer wieder ins Alltagsleben zurück. Noch bleibt uns Zeit, den weit ins Land ſchauenden weißen Kirchturm zu beſteigen. Ein herrlicher Ausblick lohnt die Mühe. Zu Füßen der Kirchhof mit ſeinen hiſtoriſchen Gräbern, um dieſen der freundliche Ort, an den von Norden und Süden die Häuſerſtriche heranſchießen, und dort im Weſten zieht der Eiderſtrom. Er trägt unſere Gedanken zurück an die Küſte. In das Erinnern an die verlebten Tage klingt das ſehnende Wort: Das Meer, das Meer!

Unſere Tierwelt im Volksglauben und im Volksmunde.

Von **H. Eſchenburg**, Holm bei Üterſen.

I. Was man ſich in unſerer Heimat vom Kuckuck erzählt.

Betrachten wir unſere heimiſche Vogelwelt nach ihrer Stellung im Volksglauben, ſo müſſen wir unbedingt dem Frühlingsboten Kuckuck den erſten Rang einräumen. Dieſe Auszeichnung verdankt er nicht allein ſeiner mythologiſchen Stellung, ſondern auch ſeinen Eigentümlichkeiten in Körperbau und Lebensweiſe.

Über die Bedeutung der Tiere in der Mythologie leſen wir in der Monatsſchrift für Volkskunde: „Am Urdsbrunnen" I, Heft 6, S. 1: „In allen alten Mythologieen kommen vielfach Tierweſen vor, welche kurzweg als heilige bezeichnet werden, weil ſie zu gewiſſen Gottheitspotenzen in enger Beziehung ſtehen. Über die eigentliche Bedeutung dieſer ſogenannten heiligen Tiere iſt man ſich bis jetzt noch nicht klar geworden. Eine nähere Unterſuchung dieſes Gegenſtandes hat aber zur Evidenz erwieſen, daß überhaupt jede alte Gottheitspotenz männlichen oder weiblichen Geſchlechts ein gleichſam mit ihrem göttlichen Weſen verwachſenes Tier beſitzt, deſſen Geſtalt ſie je nach Umſtänden ganz oder teilweiſe anzunehmen imſtande iſt." —

Zu dieſen heiligen und göttlichen Tieren gehört auch ſeit uralter Zeit bei

den verschiedenen Völkern der Kuckuck. Bei den alten Germanen war er nach Grimm dem Donar geheiligt, nach Simrock der Vogel der Freya.

An die Unsterblichkeit dieses Göttervogels scheint noch der folgende alte Reim zu erinnern:

Harm![1]) mak Larm!
De Kuckuck will starbn,
De Hahn will leggn,
Dat dröff ick nich seggn. (Hasseldorf.)

Kraft seiner Göttlichkeit vermag der Kuckuck über die Lebensschicksale, die die Zukunft für die Menschen in ihrem Schoße birgt, Aufschluß zu geben.

Man sucht daher namentlich seine Lebensdauer von diesem Vogel zu erforschen, indem man ihn fragt:

Kuckuck vun'n (in'n) Hebn,
Wo lang schall ik leben?

Sie wird dann von ihm angegeben durch die Anzahl der nun folgenden Rufe, deren jeder ein Jahr anzeigt.

In Schleswig ergänzt man diese Frage noch weiter:

Gifft mi noch 'n Jahr Verlöv,
Büst 'n wackere Kuckuck.

Bei Kaltenkirchen lautet die mehr scherzhafte Fortsetzung:

Dree Dag un dree Nacht
Bet morgens Klock acht.

Müllenhoff[2]) teilt noch folgende Abweichungen mit:

1. Kukuk in Häwen,
Wo lang' schal ik läwen,
Sett dy in de gröne Grastyt
Un tell myn Jaerstyt.

2. In Lauenburg:

Kukuk,
Spekbuk,
Ik bir dy:
Seg my doch,
Wo väel Joer
Läw ik noch?

Als heiliger Vogel der Freya steht der Kuckuck auch zur Ehe in Beziehung, und nach Müllenhoff[3]) fragen ihn in unserer Heimat die Mädchen:

Kukuk achter de Heken!
Wo lang schall ick gaen unn bleken?

oder die jungen Burschen:

Wo lang schall myn Bruet noch gaen to bleken?

Dem fügt Müllenhoff hinzu: „Für diese Frage ist die entscheidende Antwort gegeben, sobald der Vogel zwischen seinem Rufen einmal lacht; so vielmal er bis dahin ruft, so viele Jahre dauert noch der ledige Stand."

Dieser Brauch ist nach Steiner[4]) in vielen Gegenden Deutschlands und Schwedens bekannt, aber wenn der Kuckuck mehr als zehnmal ruft, so achten

[1]) Harm ist alte Form für Hermann. Bei Wesselburen rufen die Kinder das Schaf oder Lamm mit dem Namen. Im Mittelniederdeutschen bezeichnet „Harm" das große Wiesel oder Hermelin.
[2]) Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein, S. 509.
[3]) Müllenhoff, Sagen ꝛc., S. 480.
[4]) C. Steiner, Die Tierwelt nach ihrer Stellung in Mythologie, Volksglauben ꝛc., S. 155.

die Frager nicht darauf und nehmen an, daß er auf einem verzauberten Zweige sitzt. In den mir bekannten Gebieten unserer Heimat habe ich nichts mehr darüber vorgefunden.

Auf eine Beziehung des Kuckucks zur Ehe deutet auch das folgende Lied hin, das Müllenhoff[1]) aus Marne erhalten hat:

De Kukuk op dem Tune sat,
Dat regent en Schuer und he word nat.

Do keem de blyde Sunnenschien,
Do word de Kukuk hübsch und fien.

De Kukuk breed sin Feddern ut,
Und floeg wul œwert Gollschmeds Hues.

„Guten Tag, guten Tag, lieber Goldschmied mein,
Schmied meinem Schatz ein Ringelein.

Schmied meinem Schatz einen Rosenkranz,
Einen Rosenkranz zum Abendtanz.

Der Abendtanz der dauert nicht lang,
Er dauert nur einen kleinen Sommer lang."

Gott gäve de Brud, wat ick äer wünsch,
Dat eerste Jaer enen jungen Prinz.

Dat ander Jaer enen Appel roet,
Ene junge Dochter in den Schoet.

Und dat so foert van Jaer to Jaer
Un dat bet fief und twintig Jaer.

All fief und twintig um den Disch,
Dann weet de Fru, wat Huesholen is.

Huesholen und dat is Arbeit,
Fær Dær to staen is Fulheit.

Na Danz to gaen is Lustigheit,
Na Kark to gaen is Eerbaerkeit.

Bei Kaltenkirchen hielt man früher den Kuckuck für einen Todesboten für denjenigen, der seinen Ruf schon früh am Morgen vernahm, ehe er noch Speise und Trank genossen hatte. In derselben Gegend gilt es auch für ein Unglück, wenn der Kuckuck sich auf dem Dache eines Hauses niederläßt.

Er ist auch ein Wetterprophet, der uns Regen und Gewitter ankündigt, wenn er lacht, wenn er seinen Ruf in unmittelbarer Nähe des Dorfes hören läßt, oder wenn er gar „œbern Dörp schreet." Seine Hauptbedeutung hat er jedoch als der wahre Verkünder des Lenzes. Er trifft erst gegen Ende April, nach alter Regel 9[2]) Tage vor Maitag, bei uns ein. Brehm erklärt seine späte Ankunft aus der weiten Reise, die er zu machen hat. Den zimperlichen Buben, der noch bei mildem Wetter Handschuhe oder Wintermütze trägt, neckt man: „Büst nich bang, dat di de Kuckuck daer wat rin fallen lett?" und von dem Kranken, der hoffnungslos dahinsiecht, sagt man: „De hört'n Kuckuck nich weller."

Wie lieblich klingt der erste Kuckucksruf dem Dorfjungen ins Ohr. Ist er ihm doch ein untrügliches Zeichen, daß er es jetzt ohne besondere Gefährdung seiner Gesundheit wagen darf, barfuß davonzutraben. Hei! wie lustig ist's, so leichtfüßig geworden zu sein. Der bei der Heimkehr drohende mütterliche Zorn ist bald verflogen vor der Botschaft: „De Kuckuck hett ropen."

Und nun wird das Bürschlein auch bald das erste Stück vom gutdurchräucherten Schinken erhalten.[3])

Nach alter Volksmeinung darf der Kuckuck sich nur bis zum neunten Tage nach Johannistag[4]) hören lassen, schweigt er dann noch nicht, so steht teure

[1]) Müllenhoff, Sagen ꝛc., S. 480. Zum Vergleich sind dort angeführt: Uhland I. 43, Wunderhorn I. 241.

[2]) Neun ist im Volksglauben eine heilige Zahl.

[3]) Man vergleiche auch „Heimat" 1892, Mai-Juni-Heft S. 102.

[4]) Im Sommer 1892 habe ich seinen Ruf auf den Elbsanden noch am 17. Juli vernommen.

Zeit bevor. Der Kuckucksruf verstummt ungefähr zu gleicher Zeit, da in unsern Gegenden das Siebengestirn wieder sichtbar wird. Das Volk hat daher beide zu einander in Beziehung gebracht und meint:

De Kuckuck un de Sœbensteern
De seht sik nich geern.

Man bezeichnet auch das Verhältnis zweier Menschen, die am liebsten einander aus dem Wege gehen, mit den Worten: „De staht sik as de Kuckuck un de Sœbensteern.“ In ähnlicher Weise finden wir eine Bezugnahme zwischen den beiden in einer Beschwörungsformel zur Vertreibung der englischen Krankheit, wie sie von Müllenhoff S. 513 aufgezeichnet ist:

Engelsche Krankheit verswinn,
Wie de Dau an de Sünn,
Wie de Kuckuck vœr den Sœbensteern.

An die Abreise des Kuckucks in die Ferne glaubt jedoch das Volk nicht, sondern läßt ihn sich in den beutegierigen Klemmer (Sperber — Nissus communis Cuv.) verwandeln. Als solcher durchstreift er dann, ein gewandter und frecher Räuber, Feld und Flur, und würgt manches unschuldige Vöglein, bis er endlich im Lenze wieder seinen vorigen Charakter annimmt. Mit dem Glauben an seine Unsterblichkeit war ja die Möglichkeit einer derartigen Verwandlung gegeben. Zu einer solchen Täuschung konnte man aber um so eher gelangen, da der Kuckuck bei oberflächlicher Betrachtung viele Ähnlichkeit mit dem Klemmer aufzuweisen scheint. Eine genaue und aufmerksame Beobachtung, die bald den Irrtum aufdecken würde, wird aber in den meisten Fällen durch seine große Scheu vor den Menschen verhindert.

Ehe der Kuckuck im Frühjahr wieder seinen Ruf hören lassen kann, muß er zuvor seine Kehle durch reichlichen Genuß von Eiern geschmeidig machen, und die muntere Kinderschar höhnt ihn:

Kuckuck!
Suput!
Dickbuk! (Kaltenkirchen.)

oder: Kuckuck!
Sup de Eier ut,
Legt'r ok een weller rin. (Uetersen.)

Die irrige Behauptung, daß der Kuckuck die Eier, die er im Neste vorfindet, ausschlürfe, bevor er sein Ei hineinlege, wird dadurch entstanden sein, daß Beobachter die zerbrochenen Eierschalen neben dem Neste gefunden haben. Daß das Kuckucksweibchen zuweilen Nesteier entfernt, ist jetzt mit Sicherheit bestätigt worden. Auch müssen wir zugeben, daß der junge Kuckuck den gefiederten Sängern manches Elend bereitet. Denn er ist nicht nur ein unersättlicher Fresser, der den Pflegeeltern die Erfüllung ihrer Pflichten sehr erschwert, sondern er wird auch durch sein ungestümes Wesen den Stiefgeschwistern oft gefährlich, indem er sie buchstäblich in eine bedrängte Lage bringt oder sie gar über den Rand des Nestes hinausschiebt und damit ihren Untergang herbeiführt.[1])

Auf Grund derartiger Beobachtungen und infolge der irrtümlichen Vorstellungen über den Kuckuck hat man ihn allgemein für einen argen Feind der

[1]) Man vergleiche Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins ꝛc. VIII, Heft 1, S. 33, und „Heimat“ 1893, Januar-Heft S. 21.

Singvögel gehalten. Davon zeugt auch der folgende Reim, der mit geringen Abweichungen im ganzen Lande verbreitet zu sein scheint:

De Kuckuck un de Kiwitt
De danzen upn Butendiek,
Do keem 'n ol lütte Spreen
Un wull dat Spill ansehn.
Do nehm de Kuckuck 'n Steen
Un smeet lütt Spree an't Been.
Do schree de lütte Spreen:
O weh, o weh min Been!
Du lütte Jungfer Spreen
Wat helpt die nu din Schreen?
Weerst du bi din Moder bleben,
Harst du nich den Schaden leden.

Die Singvögel vergelten ihm seine Bosheit, indem sie ihn wegen seiner Tölpelhaftigkeit verspotten:

De Kuckuck un de Nachtigal
De danzen beid up enen Saal
De Kuckuck full de Trepp hindal:
O wat lach de Nachtigal. (Verbreitet.)

Ferner: De Kuckuck un de Sparling
De set'n bi't Füer un warm sik,
De Kuckuck de verbrenn sik:
Haha! wat lach de Sparling. (Ulzburg.)

Aber wie kommt der Götterbote zu einem solch tölpelhaften Wesen? Durch die christliche Kirche ist er samt den heidnischen Göttern seiner Göttlichkeit entkleidet worden, und wie jene zu Teufeln und Unholden umgestaltet wurden, so hat er auch einen teuflischen Charakter erhalten. Ja, in einer Zeit, da das Volk so große Furcht vor dem Teufel hatte, daß es sich scheute, seinen Namen auszusprechen, mußte der Kuckuck seinen Namen dazu hergeben.[1]) Daran erinnern die noch heute gebräuchlichen Redensarten: „Schall di doch de Kuckuck haln!" — „Du büst ja wull des Kuckucks!" — „Dat weet de Kuckuck!" — „Du magst di den Kuckuck!" — Und wie die Menschen selber sich gerne über den dummen Teufel lustig machen, so lassen sie den Kuckuck zum Gespött der Vögel werden. — Auch zur Pflanzenwelt hat man den Kuckuck in Beziehung gebracht. Die hübsche Orchis latifolia L., die um die Pfingstzeit unsere Wiesen schmückt, verdankt ihm ihren Namen „Kuckucksblom," den sie vielleicht deswegen empfangen hat, weil ihre Blüthezeit mit seinem Auftreten zusammenfällt. Die Blätter der zarten Oxalis Acetosella L., die vielfach von den Kindern genascht werden, heißen in manchen Gegenden unserer Heimat „Kuckucksfur." Durch seinen Kot soll er den Stachelbeerrost erzeugen, und der Schaum an Cardamine pratensis L. („Kiwittsblom") und Coronaria flos cuculi R. Br. („Fleeschblom") ist als Kuckucksspeichel bekannt.

Das deutsche Bauernhaus.

Neben den Schöpfungen der Litteratur und der volksmäßigen Überlieferung sind es die von unseren Vorfahren hinterlassenen Denkmäler der bildenden Künste, welche von dem Leben und der Volksseele der Vergangenheit am treuesten Zeugnis ablegen. Das eigenste Wesen des Volkslebens wird hierbei weniger von den höchsten Leistungen der Kunst, als vielmehr gerade von denjenigen Kunstgebilden wiedergegeben, welche dem täglichen Leben unmittelbar dienen.

Schon seit einem Menschenalter haben die deutschen Baumeister aus Begeisterung für die malerische Gestaltung und das gesunde Baugefüge der alten Bauten sich bemüht, nicht allein die großen Dome des Mittelalters, die Rathäuser und Schlösser unserer Vor-

[1]) Steiner, Die Tierwelt ꝛc., S. 156.

fahren, sondern auch das deutsche Haus zu erforschen, das Kleid der Familie, die treueste Verkörperung des häuslichen Lebens und Schaffens. Diese Vertiefung in die alte bürgerliche Baukunst hat wieder befruchtend gewirkt und mitgeholfen, daß in vielen Gauen unseres teuren Vaterlandes nicht mehr nach einem internationalen oder gar fremden, welschen Rezepte, sondern wieder deutsch und volkstümlich gebaut wird.

Der Kern unseres deutschen Volkes war und ist noch heute selbst unter dem Zeichen eines ins Große gesteigerten Verkehrs der deutsche Bauernstand. Er steht auch jetzt dem Urzustande näher als irgend eine andere Bevölkerungsgruppe und wahrt mit seiner ruhigen Lebensauffassung, mit seiner Wurzelung an der Scholle treuer als der Städter die ihm von den Vätern überkommenen Sitten und Lebensgewohnheiten. So hat auch das deutsche Bauernhaus Jahrhunderte lang in seinen Hauptformen die ursprünglichen Eigentümlichkeiten bewahrt. Wie wohnlich dasselbe noch heute ist, hat der Städter erfahren, wenn er in der Sommerfrische, auf der Flucht vor dem aufregenden, der Natur abgewendeten Leben der Großstädte hinauszog in die Berge und an den Meeresstrand und dort mit den naturgemäßen, ungeschminkten Einrichtungen der Landbewohner, mit den kernfesten Menschen in Berührung kam. So mehrt sich jetzt auch die Zahl derer, welche an die Erforschung des deutschen Bauernhauses gegangen sind. Wir haben in den ersten Nummern dieses Jahrganges über das erfolgreiche Werk Mejborgs berichten können.

Der Verband der deutschen Architekten und Ingenieure hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, diese immer noch vereinzelten Bestrebungen zusammenzufassen und eine systematische Aufnahme der Bauernhäuser des ganzen deutschen Reiches, Deutsch-Österreichs und der Schweiz zu bearbeiten. Es ist vorgesehen, von allen ländlichen Bauten, einschließlich der Häuser der städtischen Klein- und Ackerbürger, welche die typische Ausbildung in der betreffenden Gegend besonders treu wiederspiegeln, genaue Aufnahmen zu machen und in größerem Maßstabe zur Darstellung zu bringen, daneben auch die Nebentypen, sowie durch künstlerische oder sonst bemerkenswerte Ausgestaltung sich auszeichnende Häuser darzustellen.

Der Schleswig-Holsteinische Architekten-Verein zu Kiel hat es übernommen, die Aufnahmen für unser Land vorzunehmen mit Ausnahme der Elbmarschen, die von Hamburg aus, und der nächsten Umgebung von Lübeck, welche von Lübeck aus bearbeitet werden. Der von dem Verein eingesetzte und unter dem Vorsitz des Regierungs- und Baurats Mühlke-Schleswig arbeitende Ausschuß hat das weite Gebiet nach den geschichtlich verschieden entwickelten Landstrichen und behufs Teilung der schwierigen Arbeit des Sammelns, Sichtens und Aufnehmens in kleinere Arbeitsgebiete geteilt und deren Durchforschung den nachbenannten Herren übertragen:

A. Ostseeküstenländer:

1. Architekt Voß in Kiel, Martbastraße 5. Kirchspiel Schönkirchen, Propstei, Wagrien nördlich des Selenter Sees, Kreis Oldenburg und Fehmarn.
2. Regierungsbaumeister Baltzer in Plön. Wagrien rings um Plön, südlich des Selenter Sees, westlich bis zur Kreisgrenze Bordesholm, östlich bis in den nördlichen Teil des Fürstentums Lübeck hinein, südlich bis halbwegs Segeberg.
3. Architekt Reimers in Kiel, Hohenbergstraße 1. Kreis Bordesholm, desgl. Rendsburg südlich des Kaiser Wilhelm-Kanals und östlich der Hauptbahn Neumünster-Rendsburg.
4. Baugewerkschul-Direktor Müller in Eckernförde. Dänisch Wohld, Schwansen und Amt Hütten.
5. Eisenbahn- und Betriebsinspektor Hensen in Kiel, Sophienblatt 73. Angeln, westlich begrenzt von der Straße Schleswig-Flensburg.
6. Architekt Prale in Flensburg, Hafendamm 54. Sundewitt und Insel Alsen, sowie der Mittelrücken nördlich der Linie Vidl-Jübek.
7. Kreisbauinspektor Jablonowski in Hadersleben. Die Kreise Hadersleben und Apenrade.

B. Nordseeküstenländer.

8. Architekt Voigt in Kiel, Schloßgarten 3. Eiderstedt und die friesischen Marschen um Husum nördlich bis Langenhorn, sowie die Inseln Nordstrand und Pellworm.
9. Regierungs- und Baurat Mühlke in Schleswig. Nord- und Süderdithmarschen mit Ausnahme des Gebietes nahe der Elbe.

C. Mittlere Landstriche.

10. Kreisbauinspektor Radlof in Kiel, Reventlowallee. Kreis Segeberg.
11. Kreisbauinspektor Kosidowski in Schleswig. Mittelrücken südlich der Linie Vidl-Jübek, also die Ämter Gottorp, Stapelholm und Rendsburg.

Die Besetzung weiterer Gebiete bleibt noch vorbehalten. Es wird die Aufgabe der Herren sein, das Land zu durchstreifen, die typischen Hausformen auszusuchen, deren Verbreitung festzustellen und die zeichnerischen Aufnahmen zu fertigen.

Wir bitten unsere Leser, selbst und in ihrem Bekanntenkreise für die Unterstützung dieser Arbeiten zu wirken, zunächst durch Bereitstellung geschichtlicher und sonstiger Notizen, durch Mitteilungen über interessante Bauernhäuser, Übersendung von Photographien u. dergl. Zu dem Zwecke ist jeder gebeten, sich unaufgefordert mit den genannten Architekten oder dem Vorsitzenden des Ausschusses in Verbindung zu setzen. Bei den geringen für das Werk zur Verfügung stehenden Mitteln wird auch jede sonstige Erleichterung der Arbeit, die Übernahme der Führung in den Ortschaften, die Hilfeleistung bei den Aufmessungen und die Stellung von Fuhren für die Reise mit Dank angenommen werden.

Wir bringen dem Unternehmen unsere volle Sympathie entgegen und hoffen, daß unsere Mitglieder es sich aufs eifrigste angelegen sein lassen werden, dasselbe zu fördern. Wir Schleswig-Holsteiner müssen es als eine Ehrensache ansehen, daß unser Land in der weitausschauenden Veröffentlichung entsprechend der Wichtigkeit seiner Bauwerke gut und vollständig vertreten ist. Es wird sich dann zeigen, ein wie großer Schatz alter Volkskunst gerade in unserem Lande noch ungehoben ist. Eine weitere fruchtbringende Wirkung wird auch nicht ausbleiben. Es ist zu hoffen, daß mancher der Mitarbeiter sich so in sein Arbeitsfeld vertiefen wird, daß er dasselbe zum Gegenstande einer Sonderabhandlung macht, welche auch die Hausfleißarbeiten und die Einrichtungsstücke der Häuser mit einschließt. Es wird sich dann ein klares, zusammenhängendes Bild ergeben, wie tief dereinst die Kunst und die künstlerische Thätigkeit in die breitesten Schichten unseres Volkes gedrungen war.

Wir werden nicht verfehlen, über den Fortschritt der Arbeiten seiner Zeit weiter zu berichten.

Mitteilungen und Fragen.

Zur Naturgeschichte der Salzwasserfische. Schon vor der Sturmflut 1872 war das Windebyer Noor durch einen Damm vom Eckernförder Hafen getrennt. In diesem Damm war ein Tunnel, der den Abfluß des Noorwassers vermittelte. Bei höherem Wasserstand im Hafen wurde der Tunnel geschlossen, trotzdem kam aber doch eine recht bedeutende Menge Salzwasser ins Noor hinein, und so war dasselbe durchweg salzig. — In damaliger Zeit kam eine große Menge Salzwasserfische ins Noor, und sie gediehen hier sehr gut. Nach der Sturmflut wurde ein neuer, festerer und fast ganz undurchlässiger Damm gebaut. Die Schleusenthüren schließen sich jetzt von selbst, wenn das Wasser im Hafen höher steigt, und es kommt somit höchstens ein sehr unbedeutendes Quantum Salzwasser ins Noor. Jetzt gedeihen hier fast alle Süßwasserfische, wie Karpfen, Brachsen, Hechte, Barsche u. s. w. ganz vorzüglich. Es sind hier schon Karpfen von 15—16 Pfund und Hechte bis zu 33 Pfund schwer gefangen worden. — Von den Salzwasserfischen haben sich aber auch zwei Arten an das fast ganz süße Wasser gewöhnt. Der Hering und der Flunder (der sog. Struffbutt) leben noch jetzt im Noor. An Güte haben sie allerdings sehr eingebüßt. Da nun seit reichlich 20 Jahren kein Fischzuzug aus dem Hafen mehr stattfinden kann, ist es da nicht anzunehmen, daß diese beiden Fischarten noch immer im Noor laichen? Th. Lund.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 8. August 1897.

Die Schlacht bei Sehestedt am 10. Dezember 1813.

Nach deutschen und dänischen Quellen zusammengestellt von H. Oldekop, Gutsbesitzer zu Grünhorst.

Friedrich VI., König von Dänemark, Regent von Schleswig-Holstein, versuchte zur Zeit der Napoleonischen Kriege vergebens seine Neutralität aufrecht zu erhalten. England sowohl wie Frankreich verlangten im Ringen mit einander den Anschluß Dänemarks.

Um solcher Forderung Nachdruck zu geben, erschien ein englisches Geschwader vor Kopenhagen und verlangte Übergabe der Flotte. Als nun Friedrich sich weigerte, eröffneten die Engländer ein furchtbares Bombardement (2. bis 5. September 1807) und erzwangen eine Kapitulation, welche ihnen die dänischen Kriegsschiffe in die Hände lieferte.

Diese rücksichtslose Handlungsweise veranlaßte die dänische Regierung, sich in die Arme Frankreichs zu werfen; sie trat dem sog. Kontinentalsystem bei, bekriegte England und Schweden und hielt, wenn auch nicht ohne Schwankungen, am französischen Bündnis fest.

Die Folge war, daß im Jahre 1813 eine alliierte Armee unter dem Kronprinzen von Schweden heranrückte und nach einigen Gefechten fast ganz Schleswig-Holstein okkupierte.

Eines dieser „Gefechte" wurde bei Sehestedt geliefert; die Bezeichnung „Gefecht bei Sehestedt" mag nach dem Maßstabe damaliger Zeit, wo gewaltige Heeresmassen der Großmächte mit einander in heißen Schlachten rangen, am Platze gewesen sein; gleichwohl war der Zusammenstoß ein ungewöhnlich blutiger und überdies für Dänemark von ganz besonderer Bedeutung: die siegreiche Behauptung des Schlachtfeldes bei Sehestedt sicherte der dänischen Armee die Rückzugslinie auf ihre Festung Rendsburg und bewahrte sie vor der sonst unabweisbaren Kapitulation in freiem Felde vor der Übermacht des Feindes.

Nach obigen einleitenden Bemerkungen wolle der geneigte Leser sich nunmehr den der Schlacht unmittelbar vorausgehenden Ereignissen sowie dem Verlaufe derselben zuwenden.

Die alte Hansastadt Lübeck mußte abermals im Sommer des Jahres 1810 eine französische Okkupation über sich ergehen lassen, und zwar waren es vorzugsweise dänische Truppen, welche die Stadt besetzt hielten; dieselben standen unter dem Oberbefehl des Landgrafen Prinz Friedrich von Hessen, sowie einiger französischer Offiziere, von welchen General de Lallemand der bedeutendste war und in hohem Ansehen bei den Soldaten stand.

Beim Herannahen einer bedeutenden russisch-schwedischen Heeresmacht unter dem Kronprinzen von Schweden und den Generalen Vegesack und Skiöldebrand mußte die dänische Armee auf ihren Rückzug bedacht sein. Prinz Friedrich von Hessen erklärte sich bereit, am 5. Dezember die Stadt unter der Bedingung zu verlassen, daß eine Verfolgung seiner abrückenden Truppen vor dem 6. Dezember nicht stattfinden dürfe.

So zog denn das dänische Korps davon und richtete den Marsch auf Oldesloe und Segeberg, verfolgt von der in Eilmärschen eingetroffenen schwedischen Armee und lieferte der letzteren noch ein Arrièregardegefecht bei Bornhöved. Weiter ging es auf Kiel zu, woselbst Prinz Friedrich am 7. und 8. Dezember seine Truppen konzentrierte, mit der Absicht, am folgenden Tage aufzubrechen, um die Festung Rendsburg zu gewinnen, da er sich zu schwach fühlte, den von allen Seiten anrückenden Feinden die Spitze zu bieten oder den Weitermarsch nach Dänemark zu bewerkstelligen.

Die Lage des dänischen Oberbefehlshabers war in der That eine kritische:

Der feindliche General Graf Wallmoden stand mit der russisch-deutsch-englischen Legion in der Umgegend von Neumünster und beabsichtigte sich gegen Rendsburg zu wenden, während ein detachiertes Korps unter General von Dörnberg bereits bei Kluvenfiek den Eiderkanal passiert und südlich von Eckernförde Stellung genommen hatte, um den Dänen den Weg nach Norden hin zu verlegen; die Schweden saßen ihm unmittelbar auf den Fersen.

Unter solchen Umständen mußte Unentschlossenheit und Langsamkeit ins sichere Verderben führen; nur zielbewußtes energisches Handeln konnte das drohende Verhängnis abwenden.

Das gesamte Korps bestand aus 14 Bataillonen Infanterie — davon 10 aus Schleswig-Holstein und Oldenburg, die anderen dänische Garde und Jüten —, 12 Schwadronen Kavallerie — davon mehrere aus Schleswig-Holstein, die anderen dänischer und polnischer Nationalität —, 34 Kanonen und einem Artillerie- und Bagagepark von nicht weniger als 500 „Voituren" jeder Art, zu dessen Bedeckung 6 Kompanien Infanterie und 1 Schwadron fühnische Dragoner kommandiert waren.

Die Zahl der Kombattanten wird vom Oberbefehlshaber auf 9000 angegeben.

An der Spitze der Armee marschierte die „leichte Brigade" unter dem französischen General Baron v. Lallemand, bestehend aus 4 Bataillonen Infanterie, 2 Schwadronen polnischer Lanciers und 8 6pf. Geschützen unter

Major v. Gerstenberg; die 2. Brigade von fast gleicher Stärke wurde vom General Graf v. Schulenburg befehligt, die 3. vom Oberst v. Abercron; Chef der Artillerie war Oberst d'Aubert. Der Oberstkommandierende, Prinz Friedrich von Hessen, war zweifelsohne ein tüchtiger Offizier, der bei der Armee in hohem Ansehen stand, andererseits erfreute sich der französische General Baron de Lallemand allseitigen Vertrauens und großer Beliebtheit.

Der dänische Kapitän v. Hoegh jun. zollt demselben ein überschwängliches Lob: „Lallemand besitzt alle Eigenschaften eines guten Anführers in hohem Grade, er ist entschlossen, unermüdet und weiß jede Sache beim rechten Ende anzufassen; seine vielseitige wissenschaftliche Bildung, besonders aber eine 22jährige Militärpraxis unter allen Zonen kommt ihm hierbei vorzüglich zu statten." Diese Charakteristik wird in gleicher Weise weiter ausgeführt in bezug auf die vortreffliche Gesinnung des Generals, sein einnehmendes Äußere und seine feinen Manieren; schließlich bemerkt Kapitän v. Hoegh, daß Lallemand mit Vorliebe lateinische und griechische Autoren in französischer Übersetzung gelesen habe, wie überhaupt Bücher der größte Teil seiner Bagage gewesen seien. Die Soldaten hätten oft gesagt, „es könne nichts fehlschlagen, wenn der nur mit ihnen wäre." Jedenfalls geht aus den ausführlichen Mitteilungen des dänischen Kapitäns hervor, daß der Prinz sowohl wie General Lallemand hervorragende Offiziere gewesen sind, welche sich der schwierigen Lage, in welcher sie sich befanden, in vollem Maße gewachsen zeigten.

Wie es in dieser Beziehung auf gegnerischer Seite stand ist nicht mit Sicherheit zu erkennen; von dem Kronprinzen von Schweden und seinen Generalen wissen wir nichts Näheres, es scheint aber, als ob zwischen diesem nebst seinen Generalen Vegesack und Skiöldebrand und andererseits dem Befehlshaber der russisch-deutsch-englischen Legion, dem General Graf Wallmoden, ein rechtes Einverständnis nicht bestanden hat, andernfalls hätte die schwedische Armee größere Energie zeigen und den Alliierten bei Sehestedt thatkräftiger zu Hilfe kommen müssen.

Der nach Eckernförde detachierte General v. Dörnberg hatte — ob mit oder ohne eigene Schuld — seine Aufgabe nicht richtig erfaßt, sich vielmehr in der Meinung festgebissen, der Feind würde nach Norden vorzudringen suchen, um seinen Rückzug nach Dänemark zu bewirken; sogar der anhaltende Kanonendonner am 10. Dezember vom Süden her bewog ihn nicht, nunmehr nach dorthin sein Augenmerk zu richten.

Wenn General v. Dörnberg rechtzeitig dem General Wallmoden zu Hilfe gekommen wäre oder seine Stellung zwischen dem Wittensee und dem Schirnauer See genommen hätte, wo ein verhältnismäßig schmales Defilé den Weg nach Rendsburg zu öffnet, so wäre der Untergang des kleinen dänischen Korps unvermeidlich gewesen.

In dieser Beziehung herrscht in den Darstellungen aus deutscher und

dänischer Feder volle Übereinstimmung, nämlich daß in den oben angeführten Ursachen: der Lauigkeit der schwedischen Truppen und dem Verhalten des Korps Dörnberg der für die alliierte Armee unglückliche Ausgang der Affäre bei Seheſtedt zu suchen sei.

Es wird für den Leser von Interesse sein, noch einiges über die „russisch-deutsch-englische Legion" zu erfahren.

Dieselbe war im Jahre 1811 auf Anregung des aus seinem Lande vertriebenen Herzogs Peter von Oldenburg vom russischen Kaiser Alexander I. ins Leben gerufen worden, um bei dem bevorstehenden Kriege gegen Frankreich namentlich auch deutschen Elementen einen Sammelpunkt zu bieten. Oberst v. Arenschild war mit der Formation derselben beauftragt; sie bestand aus 8 Bataillonen Infanterie, 1 Kompanie Jäger, 2 Husaren-Regimentern und 2 reitenden Batterien und zählte reichlich 9000 Kombattanten. Im Jahre 1813 konnten zunächst 5000 Mann aus Rußland nach dem Kriegsschauplatze abgehen. Im Juli übernahm laut Vertrag England die Verpflegung der Truppen und erwarb dadurch das Recht, deren Verwendung zu bestimmen. General Graf Wallmoden erhielt den Oberbefehl; derselbe war 1769 zu Wien geboren, sein Vater großbrittanischer Gesandter daselbst. Wallmoden hatte in hannoverschen, preußischen und österreichischen Kriegsdiensten gestanden und sich u. a. in der Schlacht bei Wagram ausgezeichnet; im Jahre 1813 trat er in russische Kriegsdienste und wurde Befehlshaber der Legion, führte diese nach Mecklenburg und Hannover, schlug die französische Division Pecheux in der Göhrde und drang von da nach Schleswig-Holstein vor. Wallmoden starb 1862 hochbetagt. —

Nunmehr nehmen wir den Faden der Darstellung wieder auf und erinnern uns, daß die dänische Armee am 9. Dezember von Kiel aufbrach, um die Festung Rendsburg zu erreichen und in derselben Aufnahme zu finden.

In 3 Kolonnen wurde der Übergang über die Eider bei Knoop, Levensau und Landwehr bewerkstelligt, die Brücken niedergebrannt, 2 Kanonen, welche erst ankamen, als die Brücke bei Levensau bereits brannte, in den Eiderkanal geworfen, ein leichter Angriff der schwedischen Vorhut bei Knoop abgeschlagen; ohne Aufenthalt ging es vorwärts auf Gettorf zu, dem Knotenpunkt der Kiel-Eckernförder und der Friedrichsort-Rendsburger Landstraße. —

Wir folgen nun weiter der Schilderung des Majors Grafen Danneskiöld-Löwendal, welcher auf dänischer Seite mitgekämpft hat; dieser schreibt:

„Wir näherten uns dem Dorfe Revensdorf (½ Stunde westlich von Gettorf an der Friedrichsort-Rendsburger Landstraße gelegen); die Wege waren grundlos und wir auf das höchste ermattet, mehr aber als die Menschen litten die Pferde; Soldaten zogen die Kanonen.

Wenn man den Aufenthalt in einem kleinen Dorfe, wo weder Lebensmittel noch Fourage zu haben war, „Ruhe" nennen kann, so „ruhten"

wir bis gegen 2 Uhr morgens; dann bezogen wir ein Biwak außerhalb desſelben. Unter den Truppen wurde etwas Brot und Branntwein verteilt, der Gott weiß woher kam, und der Genuß desſelben war doppelt erquickend, weil ſich ein ſtrenger Froſt während der Nacht eingeſtellt hatte. Gegen 6 Uhr morgens brachen wir auf. Mit der erſten Morgendämmerung trafen die Truppen bei Holtſee ein, einem Dorfe ½ Meile öſtlich von Seheſtedt gelegen. Eine Patrouille von 3 Mann bewegte ſich übers Feld in kurzer Entfernung von uns. Oberſt v. Waldeck, der ſie für eine Patrouille von unſeren leichten Truppen hielt, rief ihr auf deutſch zu: „Kommt nur zur Kolonne!“ — Aber wie groß war das Erſtaunen derſelben, als ſie ſich mitten in einem Haufen däniſcher Truppen ſah. Von ihr erfuhren wir, daß der General Wallmoden auf dem Marſche von Kluvenſiek begriffen ſei und die Avantgarde im Begriff ſtände, Holtſee zu okkupieren.

In raſchem Anlaufe ging es daher durch Holtſee, und da wir den Feind, der uns bei weitem nicht ſo nahe glaubte, jenſeits des Dorfes trafen, ſo gelang es uns nicht allein, die feindliche Avantgarde zu zerſtreuen, ſondern ihr in einem Augenblick mehrere Offiziere und gegen 60 Gefangene abzunehmen; ein ernſter Zuſammenſtoß der Armeeen war ſomit unvermeidlich.“ —

Der däniſche Offizier ſchildert nun in folgendem die Vorbereitungen zum Kampfe: Die rechte Flanke nach dem Dorfe Haby zu, wo Vortruppen des Dörnbergſchen Korps ſtanden, wird durch vorgeſchobene Abteilungen geſichert, die linke Seite, welche von feindlichen im Kluvenſieker und Seheſtedter Gehölz aufgeſtellten Schützen bedroht iſt, muß durch detachierte Infanterie geſchützt werden, die Wege von Harzhof und Grünhorſt werden durch polniſche Lanciers abgeſperrt, Batterien vor der Holtſeeer Mühle links und rechts von der Landſtraße aufgefahren, um durch ihr Feuer auf Seheſtedt den Angriff vorzubereiten. Seheſtedt iſt ein größeres adliges Gut und zugleich Dorfſchaft. Der alte Eiderkanal liegt etwa 3 km in ſüdlicher Richtung entfernt; der Weg dahin von Seheſtedt berührt das adlige Gut Oſterrade und führt, nachdem die „Kluvenſieker Schleuſe“ paſſiert iſt, zu dem unmittelbar dahinter liegenden adligen Gute gleichen Namens.

Faſſen wir nun die Terrainverhältniſſe, auf welche es ankommt, noch einmal kurz zuſammen:

Die Örtlichkeit, wo das Treffen geliefert wurde, befand ſich im erſten Stadium desſelben rechts und links ſeitlich des Weges, welcher von Holtſee nach Seheſtedt führt; im weiteren Verlaufe wurde der Kampf in Seheſtedt ſelbſt und ſeiner Umgebung geführt und endete auf dem Nebenwege nach nach Kluvenſiek, reſp. ſeitlich desſelben, welcher in Seheſtedt von jener größeren nach Rendsburg führenden Landſtraße abzweigt.

Major Graf Danneſkiöld-Löwendal fährt ſodann in ſeiner Darſtellung fort etwa wie folgt:

„Gegen 12 Uhr mittags waren die Truppen größtenteils versammelt, und der Prinz befahl den Angriff auf Sehestedt. Tirailleurs drangen mit lebhaftem Angriff vor. Die deutsche Armee zog sich nach Sehestedt hinein, von wo aus ein lebhaftes Feuer auf unsere anrückende Kolonne gerichtet wurde. 2½ Bataillone vom Regiment Oldenburg stürmten darauf das Dorf; der Feind, der die Wichtigkeit dieses seines Stützpunktes vollständig erkannte, wehrte sich hartnäckig und brachte sogar die Sturmkolonne zum Weichen; aber der General Schulenburg versammelte bald die Truppen wieder, setzte sich selbst an die Spitze, und das Dorf wurde nach einem langen und kraftvollen Angriffe genommen. Von gegnerischer Seite rücken aber frische Bataillone vor und suchten die Ortschaft von unserer linken Flanke aus wieder in ihre Gewalt zu bringen; es gelang ihnen einige Kompanien zurückzudrängen und eine Haubitze zu nehmen. Nunmehr trat aber von unserer Seite das Fühnensche Dragoner-Regiment in Aktion, setzte über Hecken und Erdwälle, hieb die feindliche Infanterie nieder, machte 500 Gefangene und erbeutete 3 Kanonen."

Dieser wohlgelungene Angriff scheint das Schicksal des Tages entschieden zu haben; zwar versuchten die Fußtruppen der Legion noch wieder festen Fuß zu fassen, vermochten sich aber nicht zu behaupten. Zuletzt unternahmen die mecklenburgischen reitenden Jäger unter Führung ihres Prinzen noch einen tollkühnen Vorstoß gegen die siegreiche dänische Armee:

„In wütender Attaque stürzten sie sich auf den Feind, und es gelang ihnen, auf dem schmalen Wege von Osterrade nach Sehestedt vorzudringen."

Nun aber ereilte sie das Verhängnis.

Aufgelöst wie sie waren, umringt von dänischen Truppen, blieb ihnen nichts anderes übrig, als wieder auf ihren Rückzug Bedacht zu nehmen. Ein feindliches Bataillon, gebildet aus dem Fühnenschen und Schleswigschen Infanterie-Regiment, hatte sich hinter den Knicken aufgestellt, ein paar ebendaselbst aufgepflanzte Kanonen kartätschten auf die kühnen Reiter, so daß das stolze Korps in wenigen Minuten vernichtet war. Der Prinz wurde verwundet, eine Kugel traf den Siegelring und trieb diesen in Finger und Hand; man führte den kühnen Jüngling nach dem Herrenhause zu Sehestedt. Ein anderer von den Reitern hatte das Ende des Weges kurz vor dem Dorfe erreicht, als eine Abteilung Infanterie ihm entgegentritt und ihn auffordert sich zu ergeben. Statt jeder Antwort drückt der Reiter seinem Pferde die Sporen in die Flanke und setzt über die Bajonette hinweg. Alsdann wird das Pferd getötet, der Jäger sucht gleichwohl, indem er den Mantel und die Hände über den Kopf hält, zu entkommen, wird aber am Kopfe und den Händen jämmerlich zugerichtet und für tot nach dem Dorfe Bovenau (bei Osterrade) gebracht. Er kam aber mit dem Leben davon, wurde später Major und trat in preußische Kriegsdienste.

„Der Name des mutigen Mannes ist Forstner."

Damit war der letzte Widerstand der Legion gebrochen; Wallmoden

mußte über den Eiderkanal zurück, und der Weg nach Rendsburg ſtand der däniſchen Armee offen.

General Lallemand, der das Treffen eingeleitet hatte, wurde nun wieder mit der Deckung des Weitermarſches betraut, er bezog mit ſeiner Brigade ein Biwak auf dem Mühlenberge jenſeits Seheſtedt und folgte erſt am andern Tage der Hauptarmee nach. Noch am Abend des Schlachttages traf ein ſchwediſcher Parlamentär unweit Schirnau (1 Meile diesſeits Rendsburg) — der Major Forſelles — im däniſchen Hauptquartier ein, um die Übereinkunft zu treffen, daß folgenden tags die Verwundeten nachgeholt werden ſollten.

Nunmehr konnte Prinz Friedrich ungehindert mit ſeinem Korps noch nachts in Rendsburg einrücken, wo die Truppen mit Jubel empfangen wurden.

Der weitere Verlauf des Krieges im Norden iſt mit wenigen Worten erzählt.

Die Schweden hatten die Belagerung der Städte Friedrichſtadt und Glückſtadt ins Werk geſetzt und beide Plätze fielen —, und zwar hatte Friedrichſtadt ſich, wie es heißt, ohne Not ergeben. General Wallmoden konzentrierte ſeine Truppen in der Nähe von Rendsburg, um dieſe Feſtung zu belagern.

Inzwiſchen wurde ſeitens der Verbündeten mit der däniſchen Regierung ein Waffenſtillſtand auf 14 Tage abgeſchloſſen, welcher am 16. Januar 1814 zum Abſchluß des Friedens zu Kiel führte.

Somit machten ſich denn auch auf dem nördlichen Kriegsſchauplatz die Folgen der großen Völkerſchlacht bei Leipzig geltend; die franzöſiſche Macht war — leider nur einſtweilen — gebrochen.

Die Truppen der Verbündeten zogen ab; General Wallmoden ging mit ſeiner ruſſiſch-deutſchen Legion über die mit Eis bedeckte Elbe nach Hannover hinein und kämpfte dann in Flandern.

Später hieß die Legion die „deutſche Legion“ und wurde nach der Landung Napoleons auf Elba in den Verband der preußiſchen Armee aufgenommen. —

Wie es gekommen, daß die Affaire bei Seheſtedt den nicht ruhmvollen Verlauf für die Alliierten genommen hatte, iſt bereits auseinandergeſetzt worden: die Schweden hielten zurück und überließen die Legion ihrem Schickſale, andererſeits hatten die Patrouillen des Generals von Dörnberg nicht ihre Schuldigkeit gethan, und dieſer ſelbſt war vielleicht nicht die Perſönlichkeit, um die Sachlage zu durchſchauen und dem General Wallmoden rechtzeitig zu Hilfe zu eilen oder aber aus eigener Entſchließung der däniſchen Armee den Weg nach Rendsburg zu verlegen.

Es darf aber auch nicht verkannt werden, daß die däniſche Armee vorzüglich geführt worden iſt und ſich ausgezeichnet geſchlagen hat; viele Schleswig-Holſteiner haben in ihren Reihen gefochten, wie die Namen der-

jenigen erkennen lassen, von welchen mitgeteilt wird, daß sie sich ausgezeichnet hätten, u. a.: Der 16jähr. Lieutenant v. Abercron, Major Scharffenberg, Kapitän Wilster, die Lieutenants Cropp, Zehmann, Wasmer, Brodersen, Sosten. Die dänischen Seeoffiziere Holsten, Flor, Ascherhoup machten die Attacke zum Vergnügen mit und feuerten durch ihr keckes Beispiel sehr an.

Von Mannschaften zeichneten sich aus: Musketier Wiebens, welcher zum Offizier vorgeschlagen wurde, aber bat, nur zum Unteroffizier avancieren zu dürfen; die Kommandiersergeanten Herberg, Wosgraff, Wulff, welch letzterer beim Sturme blieb; die Unteroffiziere Sachau, Rehder, Braasch, Ramm; die Grenadiere Hansen, Schlohbohm, Sievers, Köpke, Nachtigall, Buhmann, Winter, Hagemann, Greve; die Musketiere Kreutzfeld, Osbahr, Kühl, Martens, Stender, Eichhorn. Dieses Regiment war seit 1806 viel gebraucht worden und hatte sich stets ausgezeichnet, weshalb der verstorbene General Ewald demselben den Namen „schwarze Garde" gegeben hatte.

Eine gute Disziplin scheint in der dänischen Armee geherrscht zu haben, während diese in der buntscheckigen Legion Wallmodens wohl nicht die beste gewesen ist. Ein interessantes Schriftstück giebt hierüber Aufschluß; es ist dies der Tagesbefehl des Oberbefehlshabers General Wallmoden, welchen dieser nach der Schlacht verfaßt hatte; ob derselbe seiner Legion bekannt gegeben ist, wissen wir nicht; er wurde in der Brieftasche eines Offiziers gefunden, welche durch einen Zufall in dänischen Besitz gelangte. Dieser Tagesbefehl ist sehr weit entfernt von der lapidaren Kürze napoleonischer Kundgebungen (z. B. „Batterie der tapfern Männer"), spricht vielmehr in der schwülstigsten Weise von dem Mangel an Disziplin bei einem Teil der Truppen, welche bei dem Angriffe der Fühnenschen Dragoner nicht standgehalten, sondern „die Waffen geworfen und in wilder Eile davongelaufen wären"; er — General Wallmoden — hätte nicht geglaubt, daß „so wenig Ordnung und Disziplin in einem Korps sein könne u. s. w." Hieran anknüpfend werden strenge Vorschriften erteilt, um der Wiederkehr solcher Vorkommnisse vorzubeugen. Man erkennt aus dem sehr langen Schriftstück, wie schmerzlich General Wallmoden von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht betroffen gewesen ist.

Recht buntscheckig scheint das Korps allerdings gewesen zu sein, wenn man in Betracht zieht, daß aus 23 verschiedenen Regimentern Gefangene eingebracht sind; da waren Bataillone und Schwadronen der „Legion," von Anhalt-Dessau, Bremen, Verden, Lauenburg, Lüneburg, Mecklenburg, sodann Schillsche, Nörnensche und Langesche Husaren u. s. w.

Folgende Offiziere waren von den Dänen gefangen genommen worden:

Die deutschen Offiziere Major Prinz Gustav von Mecklenburg, Oberst v. d. Golz, Ritter v. Schimmelpfennig, Ramm, Ritter v. d. Horst, Meydell, v. Holtzermann, v. Henrici, v. Rönne, v. Haase, v. Schenk, Hinze, v. Greulich, v. Enzler, v. Braunbehrens, v. Papen-Imhoff, die Fähnriche v. Simons,

v. Kronatzky, v. Schmidt; die russischen Offiziere Bechtold, Bennigsen, Notz, v. Praendel, Suckow.

Der sonstige Verlust der Alliierten wird nach zuverlässig erscheinender Quelle angegeben wie folgt: Mehrere hundert Tote, eine erhebliche Zahl Versprengter, 1400 Verwundete, von welchen 600 dem Hospital zu Neumünster, 800 dem zu Lübeck überwiesen wurden. Der General Arenschild, welcher in Deutsch-Nienhof im Quatier gelegen, hat den erlittenen Gesamtverlust auf 4000 Mann beziffert. General v. Wallmoden selbst hat sich in großer Gefahr befunden, gefangen genommen zu werden; er vermochte sich nur durch Preisgabe seines Mantels an den angreifenden Reiter zu retten, während sein Adjutant zu Hilfe eilte und jenen feindlichen Dragoner niederhieb. —

Der Verlust der Dänen wird angegeben auf 17 verwundete Offiziere und 513 tote und verwundete Soldaten; von diesen sind viele im Lazarett zu Rendsburg gestorben; in der ersten Zeit sind täglich 14, 16 und 20 beerdigt worden.

General Lallemand hatte 2 Pferde unter dem Leibe verloren.

Es erscheint somit nicht unberechtigt, wenn die Dänen noch immer mit einem gewissen Stolze auf ihren Sieg bei Sehestedt zurückblicken, von welchem das hübsche Denkmal noch heute Kunde giebt: Ein Obelisk ruht auf einem Postament, welches die Namen der Generale und Truppenkörper trägt, die am 10. Dezember 1813 in ruhmvoller Weise bei Sehestedt gekämpft haben.

Erst vor wenigen Jahren ist das Denkmal auf Veranlassung und Kosten der dänischen Regierung einer gründlichen Renovierung unterzogen worden. —

Das adlige Gut resp. die Ortschaft Sehestedt wird in neuerer Zeit vielfach genannt und ist in weiteren Kreisen dadurch bekannt geworden, daß der Nord-Ostsee-Kanal seinen Lauf da hindurch genommen und den Ort in zwei Hälften geteilt hat. — Tempora mutantur!

Ein Rückblick in frühere Zeiten.

Von Geheimrat **W. H. Bokelmann** in Kiel.

I.

Wer im Sommer durch die Fluren unserer heimatlichen Provinz geht und sich die sauberen Wohnungen der Landbewohner, die wohlbestellten Äcker und Wiesen mit ihren hübschen Einfriedigungen betrachtet, dem wird es sicherlich schwer werden, sich die Veränderungen zu vergegenwärtigen, die im Laufe der Jahrtausende durch Menschenhand hervorgebracht sind, und sich eine Vorstellung zu machen vom Urzustande,

der zu der Zeit herrschte, als unsere Vorfahren die Kjökkenmöddinge bei ihren Wohnungen aufhäuften. Leider hatte man damals die Photographie noch nicht erfunden, um Bilder anzufertigen, die uns von einer fernen Vergangenheit Kunde geben könnten.

Wenn wir in Ermangelung von Abbildungen versuchen wollen, uns ein Bild längst vergangener Zustände zu machen, so sind wir genötigt, aus historischen Überlieferungen Schlüsse zu ziehen, zugleich aber auch die gegenwärtigen Zustände ins Auge zu fassen, um zu ermitteln, wie sie sich allmählich herausgebildet haben. Zweck dieser Zeilen ist aber nicht, eine umfassende Darstellung zu geben, vielmehr liegt uns nur daran, einige Beobachtungen und Betrachtungen mitzuteilen.

Wir sehen jetzt den Pflug über größere Flächen hinweggehen, ohne daß er auf Hindernisse stößt. Bäume oder deren Stümpfe und Wurzeln, sowie Steine stehen der Bestellung nicht mehr im Wege. Nur hin und wieder und insbesondere, wenn man bei der Brachbestellung etwas tiefer greift, trifft man auf kleinere oder größere Steine, Findlinge, und nach der Meinung mancher Leute steigen diese allmählich in die Höhe. Vor tausend oder zweitausend Jahren war der Zustand ein ganz anderer. Allerdings giebt es Landstriche, die frei von Steinen sind, Alluvionen, die durch den Niederschlag sandiger und thoniger Massen aus dem Wasser entstanden sind. Aber überall, wo man Geschiebethon oder Geschiebesand findet, also in dem größten Teil der Provinz, fehlt es nicht an Steinen. Steine und Holz waren der Jagd nicht hinderlich, trugen sogar zum Schutze des Wildes bei; solange daher unsere Vorfahren von der Jagd lebten, räumte man die Steine nicht fort. Auch die Viehzucht einer niederen Kulturstufe sah in den Steinen und zerstreutem Baumwuchs kein Hindernis. Sobald aber der Ackerbau eingeführt wurde und Verbreitung gewann, verlangte man größere Flächen, und um diese zu erlangen, sah man sich genötigt, die Steine zu entfernen und die Bäume zu schlagen und auszuroden. Auch mußten kleinere Steine, wie es noch heutzutage geschieht, abgesammelt werden, wo sie in größerer Menge vorhanden waren, weil in dem Raum, den sie einnehmen, kein nutzbarer Boden für die Pflanzen vorhanden ist, der Pflanzenwuchs also durch zahlreiche Steine beeinträchtigt wird.

Nun ist aber vor zweitausend Jahren der Ackerbau nicht von der Bedeutung gewesen, die er heute beanspruchen kann. Die Viehzucht, wenn auch auf einer niedrigeren Stufe, stand im Vordergrunde. Das Rindvieh weidete auf der Gemeinweide, und die ausgedehnten Waldungen dienten zur Schweinemast. Noch zu Ende des 16. Jahrhunderts konnte man darauf rechnen, daß in einzelnen Landschaften der Provinz 10—20000 Schweine alljährlich mit dem Ertrage der Buchen und Eichen gemästet werden konnten. Wenn die Mast in den Wäldern heutzutage nur sehr nebensächliche Bedeutung hat, so liegt dies daran, daß die Wälder zu Gunsten einer intensiveren Bewirtschaftung des Grundes und Bodens sehr eingeschränkt

worden sind; vielleicht auch daran, daß sie, da von ihnen nur genommen, ihnen aber nichts zurückgegeben wird, allmählich die Tragfähigkeit, die sie früher besessen, verloren haben.

Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß gerade die besseren Bodenarten zu der Zeit, als der Ackerbau in Aufnahme kam und weitere Verbreitung fand, sowohl mit Bäumen als auch mit Steinen übersäet gewesen sind. Denn wenn die feineren Bestandteile des Bodens, Sand und Thon, im Laufe der Jahrtausende in die tiefer liegenden Gelände geschwemmt wurden, so blieben doch die Steine an ihrem Platze. Die Bäume, die man beseitigte, dienten zum Bauen und zum Brennen. Der Ertrag, den sie zu solchen Zwecken gewährten, bezahlte die Arbeit, die auf ihre Beseitigung verwendet werden mußte. Anders mit den Steinen. Wozu konnten die benutzt werden? Wir finden sie wohl in den Hünengräbern dazu verwandt, um Kammern für die Beizusetzenden herzurichten. Sicherlich mögen sie auch schon in frühester Zeit zu Fundamenten für Wohnungen gedient haben. Aber ihre Verwendung machte erhebliche Schwierigkeiten, sobald ihre Form verändert werden sollte; und die Geräte der frühesten Zeit reichten für diese Arbeit nicht aus; die Mühe machte sich nicht bezahlt. Es kam also bei der zu beseitigenden Masse darauf an, sie mit einem Minimum von Arbeit los zu werden. Die größeren zu beseitigen, wurde wohl erst möglich, als man gelernt hatte, sie mit Pulver zu sprengen. Das einfachste Mittel, sich der weniger schweren zu entledigen, bestand nun darin, daß man sie in Reihen neben dem zu pflügenden Lande hinlegte; wo sie sehr reichlich vorhanden waren, bildeten sich auf diese Weise ansehnliche Wälle von Feldsteinen. Gab man auf solche Art einiges Land preis, so empfahl sich doch dieses Verfahren, weil dabei die Steine nicht weit transportiert zu werden brauchten. Derartige Wälle von ansehnlicher Höhe und Breite erinnert sich Schreiber dieses vor etwa 25 Jahren auf einer Reise durch Jütland gesehen zu haben; in einer Gegend, wo es noch an aller Verwendung für die Steinmassen fehlte und die von den Transportgelegenheiten der neueren Zeit weit abseits lag. Das Verfahren ist so rationell, daß es ohne Zweifel auch hier zu Lande früher in Anwendung gebracht sein wird. Kam es in frühester Zeit nur darauf an, die Steinmassen zu beseitigen, das Hindernis, das sie bildeten, aus dem Wege zu räumen, so kamen später andere Gesichtspunkte hinzu. Einesteils nahmen die breiten Steinwälle mehr Land Anspruch, als erwünscht war, sobald der Wert von Grund und Boden stieg. Andernteils wollte man, als die Viehzucht größere Bedeutung gewann, sichere Grenzen für die Herden herstellen, und da lag denn nichts näher, als die in breiten Streifen liegenden Steine unter Benutzung von Erdreich auf einander zu setzen, vielleicht in doppelten Reihen, wo es viel Steine gab, Erdreich darauf und dazwischen zu schütten und allerlei Buschwerk — Dorn, Buchen, Haselnüsse — darauf zu pflanzen. Auf diese Weise legte man zur Erreichung verschiedener Zwecke die Steinwälle an, die sich

noch hie und da finden. Vor 50 Jahren waren sie viel verbreiteter, aber die starke Nachfrage nach Steinen, verbunden mit den verbesserten Transportmitteln, macht ihrem Dasein allmählich ein Ende, und bald wird man sie nur noch vom Hörensagen kennen. Eisenbahnen, Chausseeen, Hafenbauten verschlingen ungeheure Mengen Steine; das Straßenpflaster unserer Städte wird aus Steinen aus Schweden und aus dem Harz hergestellt, und doch liegt die Zeit nicht so fern, wo man auf den Gütern die in der Brache gefundenen Steine, um sie loszuwerden, in die Mergelgruben warf.

Fehlt es an direkten Überlieferungen aus der Vergangenheit, so thut man gut, wenn man sich eine Vorstellung bilden will, zunächst in die nächste Vergangenheit zurückzublicken. Da der Provinz Berge fehlen, die uns mit Steinmassen versorgen könnten, so waren wir stets auf die Findlinge angewiesen. In gegenwärtiger Zeit sind wir arm an Steinen, vor 1000 Jahren aber sind wir ohne Zweifel steinreich gewesen. Wir werden wohl immer mehr in die Lage kommen, uns dies Material von außen heranzuholen, weil es zu kostspielig sein würde, es in der Tiefe des Erdbodens, wo noch genug davon vorhanden sein mag, aufzusuchen. Wenn man auf der Eisenbahn von Kiel nach Neumünster fährt, kann man sich an verschiedenen Stellen davon überzeugen, welche Anstrengungen gemacht werden, Steinmaterial zu gewinnen, indem ganze Koppeln abgetragen und durchgesiebt werden; ein Zeichen, daß der Mangel an Steinen den Preis derselben in die Höhe getrieben hat. Mit dem Glauben, daß die Steine in die Höhe wachsen, ist es nichts. Nicht die Steine nähern sich der Oberfläche, sondern die Oberfläche des Erdbodens nähert sich den tiefer liegenden Steinen, wenn Steine von den Feldstücken entfernt werden. Wenn man eine Sand- oder Mergelgrube mit dem umliegenden Terrain ausfüllt, so wird dieses sich senken und ebenso, wenn der Raum, den die weggeschafften Steine eingenommen haben, ohne Zufuhr von außen ausgefüllt wird. Entfernt man von einer Koppel einen Stein von 1 cbm Inhalt und nimmt zur Ausfüllung des dadurch entstehenden Lochs 100 qm Fläche in Anspruch, so wird das Niveau derselben um 1 cm fallen. Wiederholte sich der Vorgang 100 Jahre, so würde die Fläche 1 m gesunken sein, und wer nicht gewohnt ist, allmählich sich vollziehende Änderungen mit aufmerksamem Blicke wahrzunehmen, könnte zu dem Glauben kommen, die noch in dem Boden vorhandenen Steine hätten sich um 1 m gehoben.

Haben wir Ursache, anzunehmen, daß vormals — vielleicht vor 2000 Jahren — die Menge der Steine dem Ackerbau schwere Hindernisse bereitet hat, so ist auf dem besseren Boden der Provinz der Waldbestand nicht minder störend gewesen. Wir dürfen uns nun aber nicht die Vorstellung machen, als habe es damals Hochwald gegeben, wie wir ihn heutigen Tages kennen. Denn wo sich ein größerer Bestand gleichalteriger Bäume findet, da können wir sicher sein, daß Menschenhände thätig gewesen sind. Wo die Naturkräfte sich überlassen bleiben, findet sich hohes

und niedriges, altes und junges Holz durcheinander. Bald stehen die Bäume dichter, bald weiter von einander oder vereinzelt. Je weniger Menschen das Land zu ernähren hat, desto verbreiteter und dichter mag der Wald gewesen sein. So lange Jagd und Fischfang die einzigen Mittel der Ernährung waren, konnte der Urwald einigermaßen unangetastet bleiben, weil wohl alljährlich so viel nachwachsen konnte, als zum Brennen und zur Herstellung elender Wohnungen und Geräte erforderlich war. Erst die Viehhaltung ist dem Walde gefährlich geworden. Weniger die Schweine, die sich von Buchnüssen, Eicheln, Wurzeln und dergl. ernähren; weit mehr dagegen das Rindvieh, das die jungen Triebe des nachwachsenden Holzes abbeißt und dadurch die Wälder verwüstet. Dies ist ein sehr wichtiger Umstand. Denn als die Bevölkerung zunahm und sich durch Jagd und Fischfang nicht mehr ernähren konnte, gewann die Viehzucht größere Bedeutung; in dem Maße aber, als sie zunahm, verschlechterte sich der Wald, denn Wald und Weide waren durchaus nicht scharf gegen einander abgegrenzt, sie gingen in einander über. Beide waren ursprünglich Gemeindeeigentum und dienten der Ernährung des Nutzviehes. Als später der Staat einen großen Teil des Waldes beanspruchte und den Gemeinden nur noch gewisse Nutzungsrechte einräumte, erreichte die Waldverwüstung einen solchen Umfang, daß, um den noch vorhandenen Rest zu retten, eine Auseinandersetzung mit den Gemeinden und die Aufteilung gesetzlich angeordnet werden mußte. Es war der Wald zum Schiffsbau, zum Kohlenbrennen, zur Versorgung der größeren Städte in der Nachbarschaft so scharf mitgenommen worden, daß, abgesehen von den Gutsdistrikten, in denen wohlhabende Besitzer Schonung übten, die völlige Zerstörung des Waldes in der Provinz in Aussicht stand.

Wodurch sich der jetzige Zustand in unserer gesegneten Heimat von dem früheren wesentlich unterscheidet, insbesondere für das Auge, das ist die Begrenzung und Trennung der Feldstücke — Koppeln — durch die Knicke. Überblickt man das Land von einem höheren Punkte aus, so sieht man es durch grünende Bänder in anmutigen Linien durchzogen, und in der Ebene, auf den Wegen hemmen die Knicke den Blick, als wenn wir uns in einer waldreichen Gegend befänden. Diese lebenden Einfriedigungen sind von Menschenhänden errichtet worden; in alter Zeit war nichts Derartiges vorhanden. Zuerst mögen die den Dörfern zunächstliegenden Feldstücke eingefriedigt gewesen sein, auch waren Einfriedigungen da, wo die Feldmarken an einander stießen, notwendig, um Überschreitungen der Grenzen durch das Vieh zu verhindern. Als aber die Feldgemeinschaft aufhörte und alles Land Privateigentum einzelner Besitzer wurde, war es unerläßlich, dichte Einfriedigungen herzustellen. Bis dahin war alles Vieh der Gemeinde auf der Gemeindeweide durch einen Gemeindehirten gehütet und nachts in die Ställe zurückgeführt, vielleicht auch zu Zeiten in Buchten untergebracht worden. Dem einzelnen Besitzer kam es zu teuer, einen Hirten zu halten,

das Vieh mußte draußen bleiben und die Koppel umzäunt werden, damit sich die Tiere nicht verliefen oder in der Nachbarschaft Schaden anrichteten.

In der Regel läßt sich für Einrichtungen, die man vorfindet, ein vernünftiger Entstehungsgrund nachweisen, was aber nicht ausschließt, daß das, was ursprünglich rationell war, mit der Zeit irrationell wird, weil sich die maßgebenden Verhältnisse geändert haben. Die Zunahme der Bevölkerung, die durch Jagd und Fischfang sich nicht mehr ernähren konnte, führte in einem Lande, dessen graswüchsiges Klima die Möglichkeit bot, mit Notwendigkeit zur Ausdehnung der Viehzucht. Das Rindvieh aber drängte den Wald immer mehr zurück, indem es alle Flächen, die zur Weide geeignet waren, aufsuchte und den Nachwuchs der Bäume verhinderte. Den noch vorhandenen Wald zu retten, war ein öffentliches Interesse, dessen sich der Staat annahm, indem er die Gerechtsame der Bauern durch Teilung und Abfindung befriedigte. Zur selben Zeit hatte man aber auch erkannt, daß die wachsende Bevölkerung nicht wohl zu ernähren sein würde, wenn man die Feldgemeinschaft, die Gemeinweiden und die bisher üblichen Fruchtfolgen festhielte und daß ein weit höherer Ertrag aus Grund und Boden zu machen sei, wenn ausschließliches Privateigentum eingeführt würde. Um dies zu ermöglichen, wurden die Verkoppelungsgesetze im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts erlassen.

Gebräuche aus dem Kirchspiel Grömitz bei Neustadt i. H.

Von Pastor Jessen in Trittau.

1. Ringreiten.

In Grömitz bei Neustadt i. H. wurde in früheren Zeiten alljährlich in der Pflugstzeit oder kurz vor oder nach derselben ein Ringreiten abgehalten. Die Knechte des Dorfes sammelten sich auf reich bekränzten Pferden unter voraufziehender Musik zu einem Umzug durch das Dorf. Zunächst wurde von der Schar der König des letzten Ringreitens abgeholt, welcher sich an die Spitze derselben stellte, mit seinem Gefolge im Dorf umherritt und auf jeder größeren Hofstelle um Gaben ansprach. Hierbei sagte er vom Pferde herab folgenden herkömmlichen Vers auf:

„Guten Tag, guten Tag in dieses Haus.
Ist der Herr ein oder ist er aus?
Wir kommen nun angeritten.
Hätten wir keine Pferde gehabt,
So wären wir geschritten.
Nun aber haben wir uns anders bedacht
Und all' unsere Kameraden mitgebracht.
Wir bitten nun um ein gut Glas Bier
Oder um ein kleines Doneür (Douceur).
Wird's uns gewährt, wird der König kommandieren,
Daß seine Truppen in Frieden abmarschieren.
Geben Sie uns aber kein Geschenk,
So seien Sie dessen eingedenk:
Der König wird seine Truppen kommandieren,
Daß sie Pütt und Paun' (Pfannen) und alles ruinieren.
Schließlich bitten wir die Herrschaft, hinzugehen
Und unser Vergnügen mit anzusehen.
Und hab' ich meine Sache nicht gut gemacht,
So hab' ich sie doch zu Ende gebracht."

Sobald der Umzug vollendet war, begann auf dem Marktplatz das Ringreiten. Bei dieſem galt es für die Reiter, im Galopp einen eiſernen Ring mit einem eiſernen Stift zu durchſtechen und mit ſich zu führen. Der Ring hing in einer Klammer an einem zwiſchen 2 hohen Pfählen ausgeſpannten Seil, unter welchem die Reiter hindurchgaloppierten. Der erſte, welchem dies 3mal gelang, wurde König, der zweite erſter und der dritte zweiter Miniſter. Während des Reitens verkauften die zum Tanz geladenen Mädchen Blumenſträuße. Aus dem Erlös derſelben und den von den Knechten eingeſammelten Beträgen, ſowie aus eigenen Beiträgen wurden die Gewinne gekauft. Meiſtens beſtanden dieſe in Kleidung, z. B. in einem Beinkleid, einer Weſte, einem bunten Halstuch u. a. Dem König wurde eine mit bunten Bändern und Flittergold verzierte Krone auf die Mütze genäht. Ein Tanz beſchloß die Feier.

2. Austreiben der Kühe im Monat Mai.

Bei dem Austreiben der Kühe im Mai trug der Stier einen Kranz von Butterblumen, welche auf der Wieſe wuchſen. Es wurden hierbei möglichſt viele Zuſchauer gewünſcht. Je mehr Zuſchauer, je mehr Segen.

Am Mittage dieſes Tages, wenn die Herrſchaft bei Tiſche ſaß, erſchien das älteſte Meiereimädchen mit einem Teller voll von Blumenſträußen. Zuerſt präſentierte ſie dieſe dem Hausherrn, dann der Hausfrau und den übrigen Gäſten. Beim Überreichen des Straußes an den Hausherrn wurde folgender Vers hergeſagt:

„Wir verehren dem Herrn ein Sträußelein
Von goldenem Kraut und Blümelein.
Wir haben's gebunden, wir haben's gemacht
Und haben dabei unſrer Herrſchaft gedacht.
Heute freilich iſt der Strauß nur klein,
Künftig Jahr ſoll er größer und beſſer ſein."

3. Schluß der Ernte.

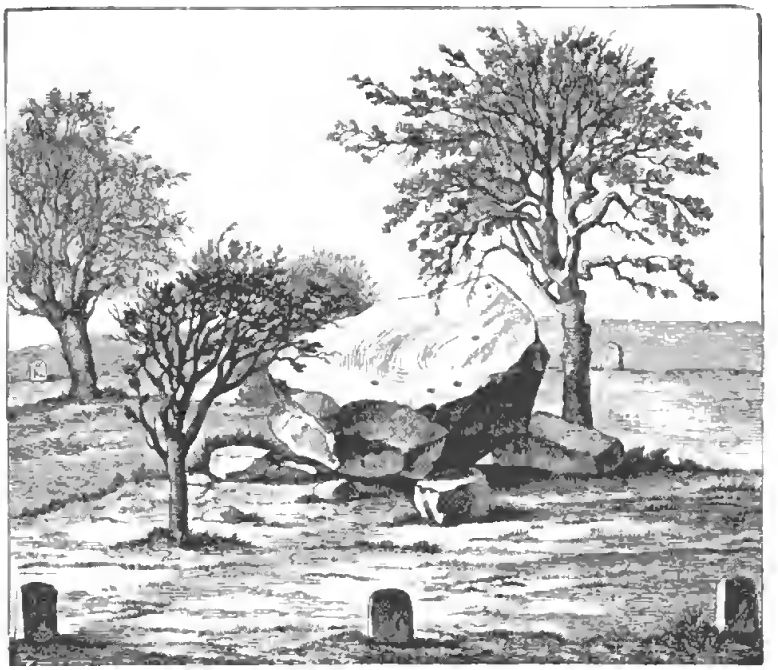
Beim Einbringen des letzten Fuders wurde von der Frau des Vogts oder erſten Arbeiters der Erntekranz mit folgender Anſprache überreicht:

„Wir bringen hier den Erntekranz,
Dafür giebt der Herr uns einen luſtigen Tanz.
Dieſes Jahr hab' ich gebunden mit meinen Kollegen Diſtel und Dorn,
Künftig Jahr wünſch' ich dem Herrn reines Korn,
So manches Glas, ſo manche Laſt,
Die Scheune voll bis in die Faſt (Firſt).
Dann wünſch' ich dem Herrn einen güldenen Tiſch,
An allen Ecken einen gebratenen Fiſch.
Der Tochter wünſchen wir eine güldene Kann'
Und künftig Jahr einen jungen Mann.
Der Hausfrau wünſchen wir die Äpfel rot,
In Küche und Keller Fleiſch und Brot.
Dieſes Jahr iſt der Kranz nur klein,
Künftig Jahr ſoll er größer und beſſer ſein.
Dies thun wir Ihnen alles zu Ehren,
Dieſen Kranz wollen wir dem Hauſe verehren."

Der Poppoſtein oder Taufſtein bei Poppholz.

Der in unſerer Abbildung dargeſtellte Poppoſtein oder Taufſtein liegt auf der Koppel Arnhøi an der Chauſſee von Schleswig nach Flensburg am Hilligbek. An ihm taufte der Sage nach der Biſchof Poppo die bekehrten Heiden, und hier ſoll auch die Taufe des däniſchen Königs Harald Blauzahn geſchehen ſein. Der Stein bildet den Verſchluß einer Grabkammer des Steinalters und ruht auf

mehreren Trägern, die nur wenig aus der Erde hervorragen. Auf der geneigten, ziemlich ebenen Oberfläche befinden sich fünf eingeriebene schalenförmige Vertiefungen von der Größe eines Uhrglases, Schälchen, die einem religiösen Brauch der Vorzeit ihren Ursprung verdanken.



Der Poppostein bei Hilligbek.

Das für die Landesherrschaft zugleich mit dem Poppostein 1858 angekaufte anliegende Stückchen Land ist mit sechs Grenzsteinen eingefriedigt, welche den Namenszug des Königs Friedrich VII. tragen. Sagen über den Bischof Poppo, seine Taufen, den Stein und den Hilligbek finden sich bei Müllenhoff, 127 u. 536. S.

Kleine Kulturbilder aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.

2. Wirtschaftliches Leben.

1. Verpflichtung, vor Schluß der Ehe Bäume anzupflanzen. Die Verpflichtung, „daß eine Mannsperson aus den Holzgegenden, welche sich verheiraten will, einen obrigkeitlichen Schein einliefern müsse, daß sie eine gewisse Anzahl Bäume gepflanzt habe," hat nach den Prov.-Ber. auch in Schleswig-Holstein bestanden. Sie ist erst durch die Jagd- und Forstordnung vom 2. Juli 1784 stillschweigend aufgehoben worden, und damit hat auch die Obliegenheit der Prediger, sich darnach vor der Trauung zu erkundigen, aufgehört.

(Prov.-Ber. 1787, S. 410 f.)

2. Kartoffelbau im nördlichen Schleswig. „Der Kartoffelbau liegt in der Gegend, wo meine Hütte steht, noch immer in der Kindheit. So hin und wieder bepflanzt wohl der eine oder der andere Hausmann ein kleines Fleckchen Erde, aber ehe diese wenigen Früchte halb zu ihrem Wachstum gekommen sind, werden sie schon verzehrt. Öfters habe ich schon mit manchem sonst ganz gutartigen

Mann über den Kartoffelbau gesprochen und ihm solchen angeraten; wenn er die Frucht auch nicht zu seinem Gebrauch anwenden, sondern lieber bei seiner Grütze bleiben wollte, könnte er dennoch bei ihrem Bau bei der Mästung seiner Schweine, Hühner und andern Federviehs viele Tonnen Korn ersparen. Er mag die Kartoffeln auch essen; doch bleibt ihm der Bau dieser Frucht mühsam und er kann sich platterdings nicht dazu entschließen. Überhaupt kommen außer seinem grasartigen grünen Kohl wenig oder gar keine Gartenfrüchte in seinen sogenannten Garten, und die Liebe zur Grütze beherrschet Tag auf Tag seinen Magen."

(Prov.-Ber. 1790, S. 318.)

3. Kaffeetrinken auf dem Lande. (Groß-Flintbek.) „Das Kaffeetrinken hat neuerlich auch sehr zugenommen. Fast jeder Bauer trinkt ihn. Vor etwa 20 Jahren soll dies Getränk hier wenig bekannt gewesen und nur etwa 4 Pfund jährlich verbraucht sein. Jetzt wohnen hier zwei Krämer, und die haben im verwichenen Jahre 200 Pfund lotweise im Dorfe verkauft. Außerdem kaufen die Wohlhabenden bei ganzen und halben Pfunden in Kiel."

(Ber. d. Organ. Rixen in Groß-Flintbek, Prov.-Ber. 1787, S. 111.)

Allerhand Geschichten ut de Kriegstiden 1848/50.

Von F. v. Levetzow, Kais. Postdirektor in Hildesheim.

2. De drütte April 1849 bi Atzbüll un woans de blinnen Hessen sik in de Netteln setten.

Den 2. April 1849 abends harr ik mi mit Kameraden, de ik in Apenrad draben harr, en bęten lang bi de Buttels ophollen. As ik int Quartier keem, leeg dar en Order för mi. Ik weer kummandeert as Ordonnanzoffzeer to den Oberst von St. Paul, Kummandör vun de 1. Infanterie-Brigad, de bi Gravensteen stunn; ik schull mi gliks mell'n, denn an den 3. April weer man sik all en Angriff vun de Dänen vun Alsen ut vermoden.

Min Hans Jochen pack un sadel also, un noch in de Nacht reden wi davun, denn wi harrn noch en lange Tour, un mit möde Pęr int Gefecht to kam' is ok nix.

As wi mit Dagward'n in Gravensteen ankeemen, heet dat, de Vörposten stünnen bi Atzbüll, un de Oberst weer mit Generalstabsoffzeers op Rekognoszierung vær de Postenlinj — also vörwarts nah Atzbüll.

Wenn een vun de Lesers mal in de Gegend west is, ward he mi bistimmen: 't is dat Paradis vun unsʼ gesęgent Land!

Sacht anstigende Bargen, mit dat schönste Bökenholt bekränzt un umsümt, wesseln mit Feld, Wisch un Sprangholt, as wenn de eerste Landschaftsgarner vun de Welt hier en grotartigen Park anleggt harr, — un darto de schöne blage See! All'ns in hellsten Sünnenschin, de hüt den letzten Herrgottsgruß för so männig tru Soldatenhart bringen schull. 't weer to schön, — ik müßt en Ogenblick anholn, üm dat Bild, dat mi noch hüt so lęwig vær Ogen steiht, in mi optonęm'!

Wohen man seeg, blitzen in de Morgensünn de Bangenetten. An'n Strand, achter de Bargen ut entwickeln sik in Lopschritt de dänschen Batteljons; ut jeden Holt, ut jeden Busch bröken parwis dänsche Jägers un sleeken æwer't Feld an de hogen Knicks, as se hier un in ganz Angeln to sinnen sünd; jede Koppel is ja en lütt Festung.

De 3. April 1849 wörd en Ehrendag för de 1. Infanterie-Brigad. Weer ehr Füerdöp ok man en Rekognoszierungsgefecht, — se güng so scharp un snidig

wær, dat de Dänen de ganze Macht, de se vun Alsen ut an't Land smęten harrn, opwisen müssen. Dat weer ja de ganze Zweck vun't Gefecht, un de Rüggtog wörd eerst recht en Staat!

As dat Gefecht afbraken wörd, un de drütten Jägers, de scharp in't Füer west weern, an uns wærbitreckten as op'n Exzierplatz un darto lustig „Sleswig-Holsteen" sungen, do säd de Oberst St. Paul vergnögt wær sik hen: „Mit den Leuten läßt sich Ehre einlegen!" — un dat hett he redlich dahn, so lang uns' Herrgott em dat Leben leet.

As wi den eersten Anprall bi Atzbüll afholen harrn, wörden wi wær Sundewitt weller vun de grote Reichsarmee aflöst un schulln nu op Kolding to marscheern, wohen de Avantgardenbrigad all afgahn weer.

Nah't Gefecht bi Atzbüll weer uns' Stabsquarteer in Rinkenis in'n Buernhus, un wi kunnen vun uns' Finstern ut sehn, wat op de Dörpstrat, de na'n Strand dal föhr, passieren ded. Wi seeten just to fröhstücken, do keem de Strat lang en frisch importeertes Batteljon Hessen un marscheer lustig dal na de Chaussee, de langs den Straud na Gravensteen geit.

Na, — dat harr nett ward'n kunnt! In'n widen Bagen bet in't Nübelnoor wær Gravensteen harrn de Dänen dar Kanonenbooten opstellt, de mit ehr kappten Masten un dalleggten Schösteens so unschüllig utseegen, dat de Landrotten se wahrschienli för grote Fischkastens estermeert harrn, denn se leegen so wid af, dat se mit gewöhnliche Sößpünner nich to recken weern. Ut Langwoil smeeten de Rackers all Bomben ut ehr 64pünnigen Schippsmörser na jeden enkelten Mann, de sik op de Chaussee sehn leet, un vun dat Heßsche Batteljon weern sacht nich veel in Gravensteen ankam, wenn de Oberst St. Paul, de datt Spillwark ut't Finster wis wörd, mi nich forts nahjagd harr, dat ik de Gesellschaft t'rügg hal'n un op den Kolonnenweg, den wi achter de Bargen anleggt harrn, bringen schull.

Wo de Chaussee na den Strand ümbögt, kreeg ik se eben noch fat. De Oberst vun de Hessen mök frielich en bęten spöttsch Gesicht, wat woll seggen schull: „'t weer woll nich so schlimm, un he kenn so wat ok," — awer he drei doch üm un leet sik mit sin Batteljon vun mi op den sękern Kolonnenweg bringen. Na, — wahrschugt weer he, — he weer awer een vun de Nęgenkloken, un bi de Art helpt dat nich, — de mut sik eerst sülben de Näs stöten, un dat glück em ja ok.

As ik min Opdrag utricht harr, jag' ik ok den Kolonnenweg lang; ik müß noch na Treppe, en lütt Nest kort wær Gravensteen un dicht an'n Strand. Dar harrn wi noch so'n lütten verlur'n Posten, de ut de Finstern de Bewegungen op See beobachten kunn, awer blot to Nachttid aflöst wörd, darmit de dänschen Kanonenböd dat Hus nich in Grund scheten deden, wenn se marken, dat wi dat Hus besett hölln. Den Posten schull ik beordern, dat he sik æwer den Kolonnenweg mit Düsterward'n t'rügg trecken schull, wenn de Hessen æwer Treppe wegmascheert weern.

Na, — de Lüd harrn wiß lustige Geschichten to vertellen! Linker Hand vun Treppe wær't Gravensteener Holt liggt op en hogen Barg 'ne grote Koppel mit en wunnerschöne Utsicht æwer't Nübelnoor na Düppel un ganz Sundewitt un op de Flensborger Bucht.

De Oberst vun de Hessen, de ja woll en groten Naturfründ weer, „un dat ja alles sülben kennen ded," söch sik düssen Platz to'n Opmarscheern un Aftaken ut; he leet de Gewehrn tosam'setten, Gepäck afleggen, un as dütt Geschäft besorgt weer, leepen de Landrotten denn ja nu all wærn an den Rand vun de Koppel, üm vun baben dal de blage See to sehn, de sik in hellen Sünnenschien mit de bökenbekränzten Öwer dar ok wunnerschön utnęmen ded.

Leider leegen op't Nübelnoor ok so'n paar vun de verdreihten groten Fisch-

kastens. Hægten de Hessen sik baben œwer de schöne Utsicht, so hægte sik Hannemann unnen œwer de Anstalten vun de frömmen Landrotten baben op de Koppel. He töw' so lang, bet dat ganze Batteljon glücklich vun de Gewehrn aflopen weer, un mök sik dunn den nüdlichen Spaß un smeet — baff! — sin groten Bomben op den Rum twischen de Naturfrünn un ehr Gewehrn un Kakketels.

De Hessen, de sik so'ne Niederträchtigkeit vun de olen Fischkastens gar nich vermoden weern, treckten Pahl un störten as en opschüchert Hamelheerd to Holt an, un in „grauenvoller Einsamkeit" stünnen Gewehrn un Kakketels baben op de Koppel. Na — dat weer weller en nüdlich milletärisch Bild!

As de Voß üm den Höhnerhoff sleeken de hungerigen Hessen üm ehr Gewehrn un Kakketels; so drad se sik sehn leeten, weer Hannemann mit sin Bomben bi de Hand, un wenn de Oberst œwer sin Unvœrsichtigkeit nich sin halw Batteljon verleern wull, müß he sik bet Düsterward'n ahn Gewehrn un Afkaken behelpen.

So seeten de Hessen denn richtig in de Netteln, — mi awer ded dat hellisch ketteln, dat den Obersten dat spöttisch Gesicht so inremst wörd.

Die junge Frau.

Ein wohlig Haus im Blattgerank,
Im Garten Äpfel, Birn' und Lauben,
Im Schatten eine Ruhebank.
Viel Blumen rings in duft'gen Hauben;
Und drinnen jeder kleinste Raum
Voll Schmuck und Zier und voll Behagen,
Mit Polstersitz und Schrank und Schragen:
Die Sorge floh, ich kenn' sie kaum.

Das ist mein Heim, und der mir's bot,
Umfaßt mich warm und ist mein eigen,
Mein Sonnenschein, mein Morgenrot,
Ihm muß mein Herz sich ewig neigen.
Und noch ein Kleinod nenn' ich mein:
Ein Knäblein ist's mit lichten Locken,
Hör ich sein Stimmlein, hell wie Glocken,
Durchdringt es mich wie Sonnenschein.

Viel größer, als ich je gehofft,
Ist Gut und Glück, das mir beschieden.
Nur ein Gedanke schreckt mich oft:
Dringt auch der Gram in diesen Frieden?
O treuer Gott, erhalte du
Mein Heim, mein Kind und meinen Gatten,
Laß wohnen uns in deinem Schatten
Beseligt bis zur Grabesruh!

J. H. Fehrs.

Mitteilungen und Anregungen.

1. Ein fremdländischer Schädling. Die Erscheinung, daß Schädlinge bei uns aus entfernten Gegenden eingeschleppt werden, ist nicht selten. Eine ganze Anzahl gefährlicher Feinde unter den Insekten sind in Deutschland teils erst im Laufe der letzten 50 Jahre heimisch geworden, Insekten, deren Vaterland meistens die Vereinigten Staaten von Nordamerika bilden. Andererseits wurden auch dorthin Missethäter aus der europäischen Fauna verpflanzt, welche sich auch dort nach wenigen Jahren zu einer gefürchteten Landplage entwickelten. — Einen besonders interessanten Fall lernte ich kürzlich kennen. Herr Gärtner Lorenzen hier fing in einem seiner Treibhäuser mit dem bekannten Fliegenpapier, welches er gegen jenes Ungeziefer ausgelegt hatte, gleichzeitig einige fremdartige Locustiden, von deren Dasein bisher garnichts bemerkt worden war. Am Tage verborgen, pflegten sie, wie ihre Verwandten, erst gegen Abend auf Pflanzennahrung auszugehen. Namentlich an den Wänden ließen sie sich dann leicht auffinden, zu ihrem Verderben, denn da ein Nutzen von ihrer Anwesenheit nicht zu erwarten war, fielen sie der Fliegenklappe zum Opfer. Übrigens

zeigten sie sich, wie Herr Lorenzen ebenfalls erzählte, sehr lichtscheu; sobald das Licht der Laterne sie direkt traf, hüpften sie schleunigst in die Dunkelheit davon. Einzelne der Tiere sind in jenem Treibhause noch immer zu finden. Die Bestimmung ergab nun, daß es sich um eine japanisch-chinesische Art handelt: Diestrammena marmorata de Haan. Höchst wahrscheinlich wurden die Eier mit den Erdballen von Pflanzen aus Japan verschleppt, vielleicht zuerst nach Holland, von wo Herr Lorenzen Ballenpflanzen ostasiatischer Herkunft bezieht. — Ich bemerke noch, daß ich stets gern bereit bin, bei Zusendung entsprechenden, möglichst reichhaltigen Materials das Bestimmen von Schädlingen zu übernehmen und geeignete Maßregeln, welche stets auf die Beobachtung der Lebensweise zu stützen sind, zu ihrer Vertilgung bekannt zu geben. Dr. Chr. Schröder.

2. Kreuzotter und Frosch. An einem warmen Frühlingsmittage, erzählte mir ein alter schlichter Arbeiter, saß ich allein auf dem Moor und aß mein Mittagsbrot in dem Schatten eines spärlich ergrünten Eichenkrattbusches. Kein Laut ringsum. Nur ab und zu trommelte die Bekassine in der blauen Höhe. Plötzlich vernahm ich ein Geschrei, das offenbar Angst andeutete, und bemerkte, wie es von einem Frosch herrührte, der mehrfach Luftsprünge machte, um dann fast ohnmächtig auf seinen Sitzplatz zurück zu taumeln. Eine Kreuzotter schlängelte sich gierig hinzu, und willenlos ward der Frosch ihre Beute. Zehnmal hätte er entschlüpfen können, aber die Angst hemmte seinen Fuß. In kurzer Zeit war der Frosch hinabgewürgt. Deutlich sah ich den Klumpen sich in der Schlange abwärts bewegen. Ich hatte meinen scharfen Torfschneider zur Hand, zerschnitt die Otter eben oberhalb des Frosches; allein der Frosch war nicht mehr zu retten. Ich drückte ihn mit dem Fuße tot heraus. L. Frahm.

3. Der Galgen für die Uggelharde[1]) bei Öwersee. Wenn man auf der Chaussee, welche von Flensburg nach Schleswig führt, vom erstgenannten Orte aus eine Stunde nach Süden wandert, gelangt man nach dem Schlachtfelde bei Öwersee. Auf einem ziemlich frei liegenden Hügel erhebt sich hier das den gefallenen Österreichern von ihren Kameraden errichtete Denkmal. Ungefähr an derselben Stelle sah man zu Anfang dieses Jahrhunderts noch einige alte eingegrabene Balken. Reste eines Galgens für die Uggelharde, die erst im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts dem Zahne der Zeit erlagen. Von diesem Galgen wußten die Leute jener Gegend, welche in ihrer Jugendzeit diese Trümmer noch gesehen hatten, folgende Geschichte zu erzählen. Der letzte, der hier durch die Hand des Henkers seinen Tod fand, war ein Kätner aus dem Dorfe Sieverstedt, das anderthalb Stunden weiter südlich an der Chaussee liegt. Dort fand der Küster, als er eines Morgens nach der außerhalb des Dorfes liegenden Kirche kam, die Thür derselben erbrochen. Vor der Thür lag der Hund eines in der Nähe wohnenden Kätners. Einige Nachbarn wurden herbeigerufen; man ging in die Kirche hinein und fand hier den Armenblock erbrochen und seines Inhaltes beraubt. Neben ihm lagen ein Keil und ein Hammer. Man erkannte sofort, daß dieselben dem Kätner gehörten, dessen Hund der Küster an der Kirchenthür angetroffen hatte. Der Mann war also stark verdächtig. Er wurde gefänglich eingezogen und peinlich vernommen. Unter den Qualen der Folter gestand er ein, die That vollführt zu haben. Der Tod durch den Strang ward des Kirchenräubers Lohn. — Etliche Jahre später lief bei dem Prediger in Sieverstedt ein Brief aus Amerika ein. In demselben teilte ihm ein Amtsbruder die letzte Beichte eines Verstorbenen dem Willen desselben gemäß mit. Der Verstorbene war der Sohn eines ehemaligen Küsters in Sieverstedt. Von der Universität wegen schlechter Streiche vertrieben, hatte er sich die Mittel zur Flucht nach Amerika aus der Kirche seiner Heimat geholt und dem gehenkten Kätner zuvor Keil und Hammer gestohlen, um sie bei seinem Verbrechen zu gebrauchen. H.

4. Bindebriefe in Angeln. In früheren Jahren war es auf dem Lande, besonders in Angeln, wohl meistens unter den Dienstboten, aber auch in allen Ständen. Sitte, jemanden an seinem Namenstage zu binden. Man machte in einen seidenen Faden recht viele feste Knoten und übersandte ihn an dem Tage, an dem der Name des betreffenden Bekannten im Kalender stand. Dies geschah in Briefen, in Paketen, in Fidibussen u. s. w. Wurden die Faden gelöst, so war der Empfänger frei; gelang es nicht, so mußte er sich durch eine Bowle Punsch, durch Kaffee und Kuchen u. dergl. m. lösen. Gewöhnlich lösten sich mehrere miteinander bei einem Freunde; doch geschah es auch oftmals im Hause der Dienstherrschaft. Ein Tänzchen beschloß dann die gemütliche Abendfeier. — An Quatembertagen konnte jeder gebunden werden, dessen Name nicht im Kalender stand. (Mitteilung von J. C. Helmer in Flensburg.) Weiß jemand etwas Näheres über den Ursprung dieses Brauchs? Von befreundeter Seite ist darauf hingewiesen worden, daß auch in England sich eine ähnliche Sitte vorfinden soll.

[1]) Uggelharde = die Kirchspiele Öwersee, Groß- und Klein-Solt, Sieverstedt, Eggebek und Jörl.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 9. September 1897.

Schleswig-holsteinische Herzoge im Dienste der Hohenzollern.

Von Oberlehrer Dr. Herting in Flensburg.

Als Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1894 den großen Manövern in Ostpreußen beiwohnte, verlieh er den neu erbauten Forts der Festung Königsberg eigene Namen, und eines derselben erhielt den Namen „Fort Herzog von Holstein." Dies geschah, wie kurz nachher in einem von Seiner Majestät an den Herzog Ernst Günther gerichteten Schreiben ausgesprochen wurde, um die treuen Dienste zu ehren, welche des letzteren Vorfahren dem hohenzollerschen Herrscherhause geleistet haben. Über die Thätigkeit der schleswig-holsteinischen Herzoge — oder, wie die gewöhnliche Bezeichnung lautet, der Herzoge von Holstein — im Dienste der Hohenzollern ist hierzulande verhältnismäßig wenig bekannt, weshalb es sich verlohnen dürfte, einige Angaben über dieselben zu veröffentlichen.*)

Eine kurze Darstellung der genealogischen Verhältnisse des schleswig-holsteinischen Fürstenhauses, soweit sie hier in Betracht kommen, möge vorausgeschickt werden.

Im Jahre 1533 starb Friedrich I., König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holstein. Das letztere Land ward nach seinem Tode unter seine drei Söhne geteilt. Der jüngste, Adolf, erhielt z. B. die Städte resp. Ämter und Landschaften Schleswig, Husum, Eiderstedt, Apenrade, Kiel, Oldenburg u. a. Er residierte auf Gottorp — wonach dieser Teil der Gottorper genannt wird — und seine Nachkommen, das Gottorpsche Haus, haben bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts über denselben geherrscht. Der zweite Sohn, Johann, bekam Hadersleben, Tondern und Fehmarn; er hinterließ keine Nachkommen, und seine Besitzungen wurden

*) Diese entstammen zumeist dem im vorigen Jahrhundert in Berlin erschienenen „Biographischen Lexikon sämtlicher Helden und Militärpersonen, die in brandenburg-preußischen Diensten sich berühmt gemacht." Einige Ergänzungen hat Krogh beigebracht in den „Beiträgen zur älteren Geschichte des Hauses Holstein-Sonderburg." Berlin 1877. Etliches ist aus Hansens „Nachricht von den Plönschen Landen" entnommen, anderes aus dem „Soldatenfreund," Jahrgang 1889.

1581 den beiden andern Teilen zugelegt. Dem ältesten, Christian III., fielen u. a. Alsen, Sundewitt, Flensburg, Segeberg, Plön, Itzehoe zu. Dieser Teil heißt der Königliche, weil der in ihm regierende Herzog zugleich König von Dänemark war. Nach Christians Tode ging dieser Teil fast ganz auf dessen ältesten Sohn, König Friedrich II., über, doch mußte letzterer seinem Bruder Johann „dem Jüngeren" eine „Abteilung" zugestehen, welche im wesentlichen die Inseln Alsen und Arrö, die Halbinsel Sundewitt, das Ruhekloster (Glücksburg), die Städte Sonderburg und Plön, sowie einige Ämter in Holstein umfaßte. Nach Johanns Tode 1622 wurde weiter geteilt: der älteste Sohn Alexander erhielt Sonderburg, der zweite, Friedrich, Norburg, Philipp Glücksburg, Joachim Ernst Plön. Von diesen vier Linien sind die letzten drei im Laufe der Zeit ausgestorben, während die erste noch blüht, weshalb alle jetzt lebenden Glieder des schleswig-holsteinischen Herzogshauses Schleswig-Holstein-Sonderburg heißen. —

Die zahlreichen männlichen Nachkommen der genannten Herzoge ergriffen zum größten Teil den Kriegerberuf: man trifft sie, zum Teil in hervorragenden Stellungen, in fast allen europäischen Heeren. Und so kann es denn nicht Wunder nehmen, daß die Armee des Großen Kurfürsten, dessen Ruhm damals ganz Europa erfüllte, eine besondere Anziehung auf sie ausübte.

Am meisten tritt der zweite Sohn desjenigen Herzogs hervor, dem Plön als Erbteil zugefallen war. Er hieß August und war 1635 geboren. Wir finden ihn zuerst 1664 als General-Lieutenant in brandenburgischen Diensten. Damals wurde der Kaiser von den Türken hart bedrängt, und der Große Kurfürst schickte ihm daher drei Regimenter brandenburgischer Hülfstruppen, deren Kommando er dem Herzog August von Holstein-Plön übertrug. Und in der entscheidenden Schlacht, in der des Kaisers Feldherr Montecuculi die Türken bei St. Gotthard schlug, trug er mit seinen Brandenburgern wesentlich zum Siege bei. Bei Neustadt und Linz kämpfte er „mit solcher Tapferkeit, daß der Kaiser ihn selbst mit einem ruhmvollen Handschreiben beehrte." Der Kurfürst ernannte ihn zum General der Infanterie und Gouverneur von Magdeburg, und etwa ein Jahr später erhielt er „wegen seiner wider die Türken bewiesenen Tapferkeit die Anwartschaft auf die Statthalterschaft im Fürstentum Minden." Er hat dann hauptsächlich in Magdeburg gewohnt und 1674 die damals höchste militärische Würde eines Feldzeugmeisters erhalten. Das war um die Zeit, wo der Große Kurfürst den Franzosen am Rheine entgegentrat. Ob der Herzog seinen Kriegsherrn dorthin begleitete, ist nicht ersichtlich. Als dieser aber im nächsten Jahre die Schweden bei Fehrbellin aufs Haupt geschlagen hatte und sie dann nach Pommern hinein verfolgte, „führte Herzog August heldenmütig die brandenburgischen und lüneburgischen Völker und half die Festungen Wolgast, Anklam, Demmin, Greifswald

und Stettin erobern." Noch während dieses Feldzuges schenkte der Große Kurfürst ihm „wegen seiner treuen, tapferen Konduite und aufrichtigen Eifers zur Beförderung des kurfürstlichen Dienstes und Interesses, so er bei allen vorfallenden Gelegenheiten, insonderheit aber bei den damaligen schweren Kriegsläuften, spüren lassen," die Insel Usedom — für die er später freilich mit einer bedeutenden Geldentschädigung abgefunden wurde. Nach dem Tode des Großen Kurfürsten quittierte er den Dienst und lebte meist in Norburg, das inzwischen durch Erbschaft auf ihn übergegangen war. Doch durfte er seinem geliebten Kriegsherrn noch die letzte Ehre erweisen und den Beisetzungsfeierlichkeiten beiwohnen. — Bei dieser Gelegenheit begegnen wir auch seinem ältesten Sohn, Joachim Friedrich. Ihm wurde die besondere Ehre zu teil, bei den Bestattungsfeierlichkeiten die junge Kurfürstin, die Gemahlin Friedrichs III., führen zu dürfen. Er war damals 20 Jahre alt und in Magdeburg geboren. Im nächsten Jahre befand er sich bei den Truppen, die der Kurfürst seinem Freunde Wilhelm von Oranien zur Verfügung stellte, als dieser nach England ging, um den König Jakob II. zu verjagen. Er war damals Generalmajor. Auch später nahm er noch an Kriegen Teil, so besonders in den Niederlanden gegen Ludwig XIV. Als sein Vater, der Feldzeugmeister, 1699 starb, übernahm er die Regierung von Norburg-Plön. — An den Kämpfen gegen Frankreich beteiligte sich auch sein jüngerer Bruder Christian Karl, der 1697 Oberst war, aber schon 1706, gegen 30 Jahre alt, an den Blattern starb. — Als dessen Sohn Friedrich Karl, der keine Kriegsdienste nahm, einst den König Friedrich Wilhelm I. von Preußen besuchte, genoß er „viele Gnade und Aufmerkung, wie denn ihre Königliche Majestät sich öfters der Dienste erinnerten, welche seine in Gott ruhenden Vorfahren dem kurbrandenburgischen Hause geleistet." —

Stärker als die Plöner Linie ist das Haus Sonderburg unter den preußischen Generalen vertreten. Dieses spaltete sich nach dem Tode des ersten Herzogs, Alexanders, wieder. Der ältere seiner beiden Söhne erhielt das Schloß Augustenburg, und von ihm stammen unsere jetzigen „Augustenburger" ab. Von Angehörigen dieses Hauses hat zu jener Zeit nur einer, Philipp Ernst, im brandenburgisch-preußischen Heere gedient, und zwar als Rittmeister. Er kämpfte zugleich mit dem Generalfeldzeugmeister unter dem Großen Kurfürsten in Pommern und fiel, erst 22 Jahre alt, vor Stettin, als diese Stadt 1677 von den Brandenburgern belagert wurde. — Der jüngere Sohn Herzog Alexanders kaufte die Herrschaft Beck in Westfalen und nannte sich nach derselben; seit dem Jahre 1825 jedoch, wo König Friedrich VI. von Dänemark den Herzog Paul Leopold mit dem Schlosse Glücksburg belehnte, führt diese Linie den Namen Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Die beiden Söhne des ersten Herzogs von Holstein-Beck traten in das Heer des Großen Kurfürsten ein. Der älteste, August, wurde von dessen Nachfolger Friedrich III.

noch im ersten Jahre seiner Regierung am Weihnachtsabend zum Generalmajor ernannt und rückte im folgenden Jahre mit ihm ins Feld gegen Ludwig XIV. Doch sollte seine Soldatenlaufbahn nur kurz sein. Noch in demselben Jahre ereilte ihn vor der Stadt Bonn, die von den Franzosen besetzt war und von den Brandenburgern belagert wurde, der Tod. — Um so länger durfte sein jüngerer Bruder Ludwig Friedrich dem erwählten Herrn dienen. Er trat schon 1671, 17 Jahre alt, als Reuter in das brandenburgische Regiment von Eller zu Pferde ein, wurde für Auszeichnung im Feldzuge 1672—73 gegen Frankreich zum Rittmeister ernannt und focht als solcher bei Fehrbellin. 1676 erhielt er als Oberst ein Dragonerregiment, welches er in diesem und dem folgenden Jahre in Pommern gegen die Schweden führte. Vor Stettin wurde er schwer verwundet. Doch stand er 1679 schon wieder im Felde gegen Frankreich. Am 11. Juni verteidigte er mit vier Dragonerregimentern den Paß der Porta Westfalika gegen 12000 Franzosen fünf Stunden lang, mußte aber endlich der Übermacht weichen und sich nach Minden zurückziehen. Noch unter dem großen Kurfürsten avancierte er zum Generalmajor, unter Friedrich III. zum General der Infanterie und Kavallerie und nahm 1688 an dem Kriege gegen Frankreich und an der Belagerung von Bonn teil. Als der Kurfürst am Tage vor seiner Königskrönung den Hohen Orden vom Schwarzen Adler stiftete, war er einer von denjenigen, welchen derselbe sofort verliehen wurde. Bei der Krönungsfeier waren ihm sowie seiner Gemahlin hervorragende Rollen zugeteilt; so hatte letztere die Krone auf dem Haupte der jungen Königin zu befestigen. Bald darauf erhielt Ludwig Friedrich den Posten eines Statthalters in Preußen und Gouverneurs von Königsberg. 1713 wurde er auch zum Feldmarschall ernannt. Er starb, nachdem er 57 Jahre in brandenburgisch-preußischen Diensten gestanden hatte, 74 Jahre alt zu Königsberg. — Inzwischen war sein Sohn Friedrich Wilhelm in seine Fußstapfen getreten. Nachdem er zu seiner Ausbildung verschiedene Reisen gemacht und auf der neu gegründeten Universität Halle studiert hatte, trat er 1699 in die preußische Armee ein, ward 1704 Oberstlieutenant, machte den spanischen Erbfolgekrieg mit und wurde nach Beendigung desselben von König Friedrich Wilhelm I. zum Oberst befördert. Bald nachher griff dieser in den Nordischen Krieg ein und belagerte Stralsund. Bei dieser Belagerung hat sich Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck besonders hervorgethan. Bald darauf ernannte ihn der König zum Amtshauptmann von Riesenburg in Ostpreußen und machte ihm verschiedene wertvolle Schenkungen als Beweis seiner Erkenntlichkeit. Schließlich ernannte er ihn zum Gouverneur von Spandau. Als Friedrich der Große den Thron bestieg, wurde er General der Infanterie. Freilich zog er sich bald darauf die Unzufriedenheit des Königs zu. Während des ersten Schlesischen Krieges hatte er den Auftrag erhalten, dem in Schlesien stehenden König ein Reserveheer von 10000

Mann zuzuführen und bei dem Orte Strehlen unweit Breslau zum Hauptheere zu stoßen. Er war pünktlich zur Stelle. Der König war aber inzwischen bei Mollwitz in eine blutige Schlacht verwickelt worden. Anstatt nun dem Schlachtendonner, der von dem wenige Meilen entfernten Schlachtfelde zu ihm herüberschallte, zu folgen und in den Kampf einzugreifen, hielt sich der Herzog streng an dem ihm gewordenen Befehl und blieb bei Strehlen stehen. Glücklicherweise errang Friedrich auch ohne seine Unterstützung einen glänzenden Sieg. Aber Friedrich Wilhelms Verhalten trug ihm doch einen so herben Tadel ein, daß er sofort die Armee verließ und nach Spandau zurückreiste. Indes war des Königs Zorn bald verraucht. Schon nach drei Monaten ernannte er den Herzog zum Generalfeldmarschall. Dieser nahm dann an Friedrichs Einzug in Breslau teil, eroberte auch in demselben Jahre die kleine Festung Namslau in Schlesien. Bald darauf nahm er jedoch dauernd seinen Wohnsitz in Königsberg, stand aber zu dem König in den besten Beziehungen. Er war oft dessen Gast in Potsdam, wurde Gouverneur von Breslau und endlich zum Gouverneur von Berlin ernannt, welchen Posten er freilich wegen Kränklichkeit nicht antreten konnte. Er wurde in Königsberg bei der Tafel von einem Blutsturz befallen, an dessen Folgen er, 63 Jahre alt, 1749 starb. — Er hinterließ einen fünfundzwanzigjährigen Sohn, der gleichfalls Friedrich Wilhelm hieß und auch preußischer Offizier war. Doch schon im zweiten Jahre des Siebenjährigen Krieges starb er den Soldatentod. Er fiel, 33 Jahre alt, in der Schlacht bei Prag, an der er als Oberst und Regimentskommandeur teilnahm. — Ein gleiches Schicksal ereilte einen Vetter von ihm, Namens Karl Anton, einen Sohn seines Vaterbruders. Er war fast gleichaltrig mit Friedrich Wilhelm, Major und wie dieser Regimentskommandeur. Er ward 1759 bei Kunersdorf von einer Kugel getroffen und erlag seiner Verwundung etwa einen Monat später. (Schluß folgt.)

Ein Rückblick in frühere Zeiten.

Von Geheimrat **W. H. Bokelmann** in Kiel.

II.

Das äußere Gepräge unserer Provinz ist nicht allein durch die Beseitigung der Steine, die Beschränkung des Waldes, Zunahme und Einfriedigung der Weiden und des Ackerlandes verändert worden; es kommt noch eins hinzu, was ebenfalls mit der Vermehrung des Viehbestandes im Zusammenhange steht. Die Ernährung des Viehs im Sommer war durch Wald und Weide gesichert, aber auch der erforderliche Vorrat an Winterfutter mußte gesichert werden; die Heugewinnung war um so wichtiger, so lange der Ackerbau weniger ausgedehnt, mithin der Strohertrag nicht

ausreichend war. Wohl gab es Thäler und Niederungen mit reichem Graswuchs; aber so lange für die Korrektion der Flüsse und Bäche nichts geschehen war, blieb sicherlich der Heugewinn recht precär; bald staute sich das Wasser im Frühjahr auf und unterdrückte zu lange das Wachstum, bald traten während der Ernte Überschwemmungen ein, die den Ertrag schmälerten oder zu Grunde richteten. Zahlreiche Wassermühlen, oft mit weitgehenden Gerechtsamen versehen, standen dem Interesse der Landwirte entgegen. Unzählige Vertiefungen in der Hügelgegend des Landes bildeten Seeen und Teiche, die jetzt nach Durchstechung der den Abfluß hindernden Erdmassen verschwunden sind.

Auch heutigen Tages noch ist die Provinz reich an Fischen. Die Nähe der Nord- und der Ostsee giebt Gelegenheit, dem Seefischfang obzuliegen, und im Innern des Landes ernähren zahlreiche Seeen und Teiche Süßwasserfische, dazu die vielen Bäche und Flüsse, die den Aufstieg der Seefische und das Laichen an geschützten Orten ermöglichen. Aber von dem Reichtum an Fischen aller Art, wie er vor 300 Jahren vorhanden war und wie Heinrich von Rantzau seiner Zeit ihn uns schildert, macht man sich nur schwer eine Vorstellung. Liest man die Schilderungen dieses Berichterstatters in seiner Beschreibung der zimbrischen Halbinsel, so wird man es nicht mehr für eine Legende halten, daß es in verschiedenen Städten verboten wurde, den Dienstboten mehr als zweimal in der Woche Lachs zu geben. Solchem Überfluß gegenüber muß die jetzige Ausstattung mit Fischnahrung ärmlich erscheinen. Auch diese Veränderung hängt vielfach mit der Ausdehnung der Viehwirtschaft zusammen.

Die Jagd, die ebenfalls in früheren Jahrhunderten eine weit größere Bedeutung hatte, als heutigen Tages, mußte mit dem Wachsen der Bevölkerung zurücktreten. Die größeren Raubtiere, Bären, Wölfe, Luchse mußten zum Schutze des Viehes vertilgt werden; aber auch das eßbare Hochwild mußte eine Einschränkung erfahren, damit genügend Nahrung für das Vieh übrig bleibe. Wurde der Waldbestand geringer, so ging damit auch für das Wild die Gelegenheit, sich zu verbergen, verloren. In gleicher Weise wurden die Fische durch den Fortschritt in der Bewirtschaftung benachteiligt. Wollten die Landwirte besseres und mehr Heu erzielen und die Ernte sichern, so mußten die Wiesen zu rechter Zeit von der Feuchtigkeit profitieren und zu rechter Zeit trocken bleiben. Die Wiesen, welche die besondere Eigenschaft haben, viel gutes Gras zu erzeugen, verdanken dies der im Boden vorhandenen Feuchtigkeit. Sie nehmen deshalb überall die Niederungen ein, falls nicht etwa durch künstliche Vorrichtungen für Wasserzufluß gesorgt wird. Um nun zu verhüten, daß Übermaß an Wasser das Wachstum zur Unzeit hindert oder das gewachsene Gras verdirbt, ist dafür zu sorgen, daß das Wasser zur rechten Zeit entfernt werden kann. Wenn nun zu diesem Zweck Flüsse und Bäche reguliert werden, so beschränkt man den Fischen ihr Gebiet und, was das Schlimmste

ist, gerade dasjenige Gebiet, in dem viele Fischarten ihre Eier ablegen. Haben sich doch die Regierungen schon veranlaßt gesehen, Maßregeln zu ergreifen, um durch Anlegung von Schonrevieren der Verminderung der Fische vorzubeugen. Aber auch viele Landseeen und Teiche, die in früherer Zeit menschliche Nahrung in Gestalt von Fischen hervorbrachten, sind eingegangen; man hat Durchstiche gemacht, um das Wasser zu entfernen und die feuchten Gründe als Wiesenland zu benutzen. Die Teiche, die oft durch künstliche Aufstauung des Wassers entstanden waren, dienten aber zugleich dazu, Wassermühlen zu treiben; überall, wo das nötige Gefälle vorhanden war, traf man Korn-, Kupfer- und Messingmühlen; die Großindustrie, die mit Dampf arbeitet, hat diesen Betrieben eine vernichtende Konkurrenz gemacht. Nur wo über größere Wassermassen verfügt wird, findet man noch gedeihliche Werke, und auch diese werden in der Regel durch Dampfkraft unterstützt. Die Kornmühlen waren ursprünglich segensreiche Veranstaltungen, indem sie der umwohnenden Bevölkerung die schwere Arbeit, das Getreide mit der Hand zu mahlen, abnahmen. Wollte man diese wichtige Arbeit der Gegend sichern, so mußte den Mühlen das Bannrecht erteilt werden. Was aber einstmals eine Wohlthat gewesen war, verwandelte sich in eine Last, als die Bevölkerung sich gemehrt und der Großbetrieb billiger zu arbeiten gelernt hatte und die verbesserten Kommunikationsmittel den Bezug aller Waren aus weiterer Ferne möglich machten. Nun wollte man vom Mühlenzwang und Bannrecht nichts mehr wissen und betrachtete die Mühlen auch deshalb als Feinde, weil ihre Stauberechtigungen der rationellen Behandlung und Pflege der Wiesen im Wege standen. Seit mehreren Jahrhunderten ist man im Interesse der Viehzucht bestrebt gewesen, Wiesen anzulegen und sie zu höherem Ertrage zu bringen. Die Wasserwirtschaft hat darunter leiden müssen. Wo hat man die 400 Teiche zu suchen, die vormals das Kloster Ahrensbök besessen haben soll? In gegenwärtiger Zeit mag ein Stillstand eingetreten sein. Nachdem sich der unendliche Reichtum an Fischen beträchtlich vermindert hat, kann der Preis der Fische so sehr steigen, daß es vorteilhafter ist, gewisse Niederungen wieder der Fischzucht zuzuwenden. Schon jetzt giebt es Gründe, die bald zur Heugewinnung, bald zur Karpfenzucht verwandt werden, und wenn die Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht ferner im Preise sinken sollten, weil neu erschlossene Gebiete unheilvolle Konkurrenz machen, so kann die Fischzucht vielleicht wieder größere Bedeutung gewinnen.

Jedenfalls boten die Teiche, Seeen und Flüsse in früheren Jahrhunderten ein anderes Bild als heutzutage. Die Wasserflächen waren größer und zahlreicher, die Flüsse und Bäche flossen ungebändigt dahin und richteten zur Zeit der Schneeschmelze und in regenreichen Zeiten viel Unheil an. Jetzt zeigt man ihnen die Wege und wendet durch Korrektionen Beschädigungen ab. Das Rauhe und Wilde in der Natur, wie es die Vorzeit

bot, ist im Laufe der Jahrhunderte durch menschliche Arbeit mehr und mehr beseitigt worden. Einzelne Flächen im Moor und in der Heide sträuben sich noch, der Kultur sich zu fügen. Es leidet aber keinen Zweifel, daß auch diese letzten Reste der Unkultur den Anstrengungen, die auf ihre Gewinnung verwandt werden, bald weichen müssen. Viele Mittel stehen uns jetzt zu Gebote, die den Erfolg sichern, und nachdem in den letzten 50 Jahren so große Fortschritte gemacht sind, dürfen wir nicht zweifeln, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die heimische Provinz einem großen Garten gleichen wird. Sie ist durch Boden, Lage und Klima besonders günstig von der Vorsehung bedacht worden und hat in allen Perioden ihrer geschichtlichen Entwicklung ihre Bewohner gut ernähren können; in der Vorzeit durch Überfluß an Wild und Fischen, in den späteren Jahrhunderten mit den Produkten des Ackers, der Weiden und der Wiesen.

Sitten und Bräuche aus vergangenen Tagen.*)

De Klemm und de Stock. Bekanntlich versammelten sich in alten Zeiten die Dorfbewohner zur Beratung ihrer Gemeindeangelegenheiten unter freiem Himmel und wurden durch Herumsendung eines Stockes (dänisch „Bystock" = Dorfstock) zur Versammlung berufen. Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre wurden in einem Dorfe südlich von Schleswig diese Versammlungen bei dem „Bauervogt" in dessen sächsischem Hause abgehalten. Die Ansage geschah durch einen zusammengefalteten Zettel, an der Spitze eines etwa 30 cm langen Haselstockes durch eine Spalte befestigt. Dies war „de Klemm," der unaufgehalten von Haus zu Haus befördert werden mußte.

Mitte der 40er Jahre mußten in unserm Dorfe in Angeln die Bewohner der Reihe nach bei eintretendem Todesfall das Läuten, Herstellen des Grabes, Fahren und Tragen des Sarges u. s. w. besorgen. Zur Aufrechterhaltung dieser Ordnung diente ein alter, etwa 20 cm langer, an einem Bande hängender geschnitzter Stock, der bei jedem Sterbefall ins Wandern kam. Wer ihn hatte, mußte läuten und ihn dann als Ansage zu den folgenden Pflichten weiter schicken.

Anfang der 50er Jahre wurden in einem Dorfe bei Flensburg die Dorfsversammlungen noch unter freiem Himmel, auf dem Platze vor dem Kirchhofe — (bei Unwetter wohl in der anliegenden Schule) — abgehalten. Angesagt wurde durch rasches Umtragen des „Stockes," eines etwa 20—30 cm langen, reichlich fingerdicken geschmiedeten Eisenstückes mit einem Ringe an dem einen Ende. An diesen Stock wurde durch Bindfaden ein Zettel mit Angabe der Zeit und des Gegenstandes der Verhandlung befestigt. — Ob's noch so ist, weiß ich nicht.

An andern Orten in Angeln wurde damals ein Zettel als Ansagemittel umhergetragen. Jedes Haus mußte aber überall sofort weiter schicken und vom letzten Hause mußte Stock rc. zur Versammlung mitgebracht werden. — Das war „Nachbarsgerechtigkeit." J. J. Callsen.

*) Herrn Thiessens Wunsch in No. 4 (S. 87) scheint auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Es liegen bereits zahlreiche kleinere und größere Mitteilungen älterer Leute über frühere Sitten und Bräuche vor, so daß ihre Vereinigung unter obiger Gesamtüberschrift gerechtfertigt erscheint. Es steht zu hoffen, daß das gute Beispiel zu weiterer Nachfolge anregen werde. Die Schriftleitung.

Ein solcher Dorfstock ist mir auch aus Kochendorf bei Eckernförde bekannt. Es ist ein runder Stock mit einem Lederriemen. Um diesen „Dingstock" wurden die Bekanntmachungen der Gutsobrigkeit gewickelt, wenn sie im Dorfe zirkulierten. Der Ausdruck „Dingstock" ist auch in Gettorf für solche Zirkulare gebräuchlich, wenigstens habe ich ihn noch vor einigen Jahren gehört; der dazu gehörige Stock war aber wohl nicht mehr vorhanden. Das Ansagen zum Herstellen des Grabes, zum Fahren der Leiche und zum Läuten soll in Angeln an manchen Orten, wie mir mitgeteilt worden ist, durch Herumschicken kleiner geschnitzter Gegenstände, z. B. eines Spatens, eines Wagens usw. geschehen sein. Nähere Mitteilungen darüber, wie auch über das Vorkommen des Dingstockes wären erwünscht. Ld.

Die Braut bittet um Federn zum Brautbett. Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre war es in den Dörfern westlich und südlich von Schleswig Sitte, daß eine (doch wohl nur wenig bemittelte) Braut umher ging, Federn zum Brautbett zu erbitten. Irgend eine alte Frau übernahm als „Brautmutter" in solchem Falle die Begleitung und die Wortführung. Sie erschien dann mit einer Kissenbüre zur Aufnahme der Federn, stellte die Braut vor und sprach in stereotyper Form ihre Bitte aus. Nach einigen, oft scherzenden und derben Fragen an die Braut wurde stets die Bitte bewilligt, entweder durch Verabreichung einer Handvoll Bettfedern oder einiger Schillinge. — Nicht selten machte die Alte mit ihrer sonntäglich gekleideten Braut die Runde durch mehrere Dörfer. — Hoffentlich ist diese, für ein junges Mädchen recht peinliche Sitte, jetzt längst aufgehoben. J. J. Callsen.

Herstellung von Kirchenlichtern in Gettorf. (In den dreißiger Jahren.) Alljährlich im Herbst wurden neue Wachslichter für die Kirche hergestellt. Dazu mußten alle Kirchenjuraten (Karkswars = Kirchengeschworenen), 14 an der Zahl, aus jedem Dorfe einer, in der Küsterschule zusammenkommen. Für uns Kinder gab es also einen freien Schultag. — Dann machte man Wachs heiß und drehte aus Baumwollenfäden die Dochte. Durch die Ösen derselben steckte man einen Stock, tauchte sie in die Wachsmasse, hob sie wieder heraus, ließ das Wachs erkalten, tauchte wieder ein und setzte diese Arbeit so lange fort, bis durch immer neue Wachsschichten die Lichter die erforderliche Dicke erreicht hatten. Dann legte man sie auf einen Tisch und rollte sie mit den Händen so lange, bis sie ungefähr glatt und rund waren. Die Männer bekamen für diese Arbeit ein Mittagessen, das aus der Kirchenkasse bezahlt wurde. Von den Lichtern kamen 3 auf den Altar, eins auf die Kanzel, 6 an den alten Marienleuchter („Mutter Maria") und 3 auf die Orgel. Allerdings reichten diese für die große Kirche nicht aus; wem es dann aber bei der Frühpredigt am Weihnachtsmorgen nicht hell genug war, der mußte sich ein Talglicht mitbringen. Wir Kinder saßen vor dem Altar, um zu singen; wir brauchten kein Licht, denn Choräle und Lieder wußten wir auswendig, und Noten kannten wir nicht. Aber wir haben doch andächtig gesungen. Doris Lund.

Urnehöved.

Von G. Scheer in Tondern.

Reichlich eine Meile südwestlich von Apenrade liegt eine kleine von dem Kirchdorfe Uck ausgebaute Landstelle, Urnehöved, im Volksmund Hvornhoi genannt. Nördlich von dieser Stelle, etwa zwischen den Dörfern Bollersleben, Rübel und dem Hofe Totstedt, liegt ein hochgelegener Landstrich, der ebenfalls von alten Zeiten her Urnehöved heißt. Hier, in der Nähe des alten „Ochsenweges," wurden

im Mittelalter die schleswigschen oder südjütischen Landthinge öffentlich unter freiem Himmel abgehalten, die Fürsten des Landes erwählt, Gesetze angenommen oder verworfen.

Die Lage der „Thinghöhe" ist unbekannt; sie wird auf verschiedenen Stellen gesucht, so z. B. von einigen in der Gemarkung des Dorfes Torp, welches mit seinem früheren Namen „Urnethorp" an Urnehöved erinnert. Andere nehmen an, daß sie in der Nähe des Hofes Tolstedt (= Zollstätte, von dem früher hier erhobenen Ochsenzoll genannt) im Kirchspiel Jordkirch gelegen habe. Noch andere meinen, daß die Thinge in unmittelbarer Nähe des noch jetzt Urnehöved geheißenen Bauernhofes abgehalten worden seien. Auch die Anhöhe Lögpold (vormals Lovhoi, d. i. Gesetzeshöhe) in der Gemeinde Bollersleben, von wo aus Waldemar II. „Jütscher Lov" bekannt gemacht sein soll, wird als Thinghöhe bezeichnet.

Urnehöved wird schon früh genannt. In dem Verlehnungsbriefe Christophs I. an den Herzog Waldemar 1254 ist die Rede davon, daß man bei Rechtssprüchen vom Urnae-Landthing und dem Herzog an das Reich appellieren könne. In einer Urkunde von 1283 wird ein Wald in Urnae genannt. In einem Vergleich, den König Erich Menved und Herzog Waldemar IV. 1306 abschlossen, verspricht der Herzog, daß den königlichen Bauern auf dem Urnething Recht gesprochen werden sollte, falls ihnen Unrecht geschähe. In der Handfeste, die König Christian I. den 4. April 1460 zu Kiel den schleswig-holsteinischen Ständen ausstellte, versichert er, alljährlich eine Zusammenkunft mit ihnen zu Bornhöved und Urnehöved halten zu wollen:

„Ok willen wy unde unse nakomelinge alle jar eens de manschup uthe deme lande to Holsten uppe dat viirte to Bornehovede vorboden, wen des nod is unde desgelikes an deme hertichdome to Urnehovede."

In alten Chroniken wird Urnehöved bezeichnet als Urnense placitum, Urnensis und Urnica concio. Ein Weg in der Gegend heißt Aielveien (Adelsweg), ein erhöhter Platz Staatsryggen.

Im Jahre 1076 sank König Sven Estrithson, als er hier einen Thing hielt, ohnmächtig von seinem Sitz und starb den 29. April 1076 auf dem nahen Schlosse Sudathorp, in der Nähe des Dorfes Söderup, wo die Könige Pachtbauern (coloni) hatten, und wo sie wahrscheinlich während der Thinge residierten.

Nach dem Tode des Königs Niels 1134 wurde der Herzog Harald Kesja zu Urnehöved zum Könige ausgerufen.

Sven Aagesen und andere dänische Chronisten berichten, daß der König Erich Emund hier bei Gelegenheit eines Things von dem Edelmann Sorteploug am 18. September 1137 erschlagen sei, weil er den Bruder des Ritters hatte hinrichten lassen. Hierauf bezieht sich ein alter Volksreim, der den König sagen läßt:

„Paa Urnehovit, Jydlands Thing,
som jeg blandt Volkit stod i Ring,
mig slog der Ploug hin Sorte!"

(Auf Urnehöved, Jütlands Thing,
als ich zwischen dem Volk im Kreise stand,
erschlug mich Ploug, jener Schwarze!)

Jedoch ist es sehr zweifelhaft, ob die Ermordung Erich Emunds wirklich zu Urnehöved stattgefunden hat. Es ist eher anzunehmen, daß diese That auf der bereits im 12. Jahrhundert bekannten Thingstätte von Hvidding (Hwythyng) geschehen ist; denn in einer alten Chronik wird gesagt, daß der König auf einem Thing in der Nähe von Ribe erschlagen sei; die Leiche wurde nach der Riber Domkirche geführt.

1182 huldigten die Schleswiger zu Urnehöved dem jungen Knud VI., Waldemars des Großen Sohn. Derselbe König hielt zu Urnehöved gerade einen Thing ab, als ihm Absalon, Erzbischof von Lund, einen Bericht über die Unruhen in Schonen und deren Ausgang durch seinen Bruder Esbern Snare übersandte.

Digitized by Google

Auf einem Landthing 1393 überließ Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg den Grafen Nikolaus und Albrecht von Holstein und dem Herzog Gerhard von Schleswig alle Rechte und Gerechtsame, auf die er in den Landen Anspruch machen könne.

Bis ins 16. Jahrhundert hinein wurden zu Urnehöved Thinge abgehalten. Auf einem der letzten Thinge, 1524, war es, wo der Hardesvogt der Sluxharde, Nis Hinrichsen von Haistrupgaard, den vom Adel begünstigten König Friedrich I. den Bauern, welche den landflüchtigen Christian II. zurückwünschten, gegenüber verteidigte. Die ergrimmten Bauern beschossen ihn mit Pfeilen und verfolgten ihn, doch rettete ihn die Schnelle seines Pferdes. Die Pfeile der Bauern wurden von seinem roten Mantel aufgefangen. Diesen hängte er zum Andenken in die Bülderuper Kirche, wo er noch 1786 hing. Zum Lohne gab Friedrich I. dem Hof des Hardesvogtes diejenigen Rechte, welche er bis in die neuere Zeit hatte.

In Bollersleben war früher eine Freihufe, Königshaus genannt, dessen Besitzer den auf dem Thing erscheinenden fürstlichen Personen Stallraum für die Pferde und Unterkommen für sich und das Gefolge gewähren mußten. Dafür war die Hufe von allen Abgaben befreit.

Wieder daheim!

Ach, endlich daheim! Im fernen Westen
Seh ich die Sonn' in die Fluten tauchen
Und seh von den Wiesen und Watten und Deichen
Die Nebel zum Abendhimmel rauchen.

Die Wogen zum Strand sich langsam schleppen,
Vom Kirchturm leise die Glocken klingen,
Und von den Wiesen, den blumenreichen,
Die Störche sich heim zum Neste schwingen.

Die Kinder barfuß und bloßen Hauptes
Spielen im schimmernden Meeressande,
Jauchzen der kommenden Flut entgegen,
Suchen sich Muscheln am Dünenrande.

Die Menschen geputzt und frohen Auges
Lachen und singen, wie einst sie sangen. —
An brandender Nordsee du goldige Heimat,
Heimat, o Heimat, laß dich umfangen!

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Mitteilungen und Fragen.

1. Der in No. 4 d. Bl. von Herrn Pastor Jessen aus Grömitz mitgeteilte dortige Fastnachtsbrauch findet sich auch hier in Flensburg. — Tags vorher werden die mit buntem Papier geschmückten Ruten („Opstufrohre") angefertigt, oder von handelnden Kindern und Frauen gekauft. Fastnachtsmontag gehen die Kinder damit zu Eltern, Verwandten und Bekannten, auch wohl vor die Thüren der Nachbaren, singen unter begleitendem Schlagen mit der Rute folgenden Vers:

Stuf op, stuf op min Hedewig
Von Osten un von Westen.
De groten sind de Besten,
Un sind se denn man kleen,
So gift et twee før een,
Un sind se wat to grot,
So hett dat ok keen Not.

J. J. Callsen-Flensburg.

2. „Worüm de Duv so'n flech Neſt bug'n deit." a. Das von Juſtus Schmidt in Hamburg in derſelben Nummer erzählte Märchen „Worüm de Duv so'n flecht Neſt bug'n deit" habe ich in meinen Kinderjahren (vor reichlich 60 Jahren) von meiner Mutter (die aus Angeln ſtammte) erzählen hören; aber auch anderswo nie.

J. J. Callſen, Flensburg.

b. Auf die Anfrage des Herrn Juſtus Schmidt in Hamburg, ob die von ihm mitgeteilte Tierſage: „Worüm de Duv so'n flecht Neſt bug'n deit" in weiteren Kreiſen bekannt ſei, kann ich mitteilen, daß ich dieſelbe Sage während meines Ferienaufenthaltes auf dem Lande einem alten Landmanne in Lottorf bei Schleswig (Amtsbezirk Haddeby), der dieſelbe nebſt anderen, ſpäter vielleicht noch mitzuteilenden ähnlichen Geſchichten aus dem Tierreiche ſeinen Enkeln und Enkelinnen zu erzählen pflegt, ablauſchte. An einer Stelle weicht der Inhalt der Erzählung von der in Heft 4 (April 1897) unſerer „Heimat" mitgeteilten Faſſung ab.

„— — — De Duv lett den Heiſter dat Neſt ruhig toenn bug'n, mark ſik genau, woanns de Telgen krüzwis toſamen und öberenanner leggt warrn. Eben harr de Heiſter den letzten Twieg ant Wark leggt, dor ſeggt de Duv: „Nu kann ik dat ok, dat is ja gar keen Kunſt. Min Koh krigſt ni." De Heiſter wer en Schlauberger. „Weetſt, ſo weetſt!" flög und fidel ſo lang mit den Stert up und dal, bet he dat Neſt werer entwei har. De Duv wer liker klok. As ſe ſik doran mak, ok en Neſt to bugen, kunn ſe dor doch nich mit togang kamen. — — —" Von der anderweitig erwähnten Deutung des Girrens der Taube war dem Erzähler nichts bekannt.

Auguſt 1897. Barſod, Kiel.

3. Im Anſchluß an den Artikel über den Kuckuck in No. 7 der „Heimat" von Herrn Eſchenburg in Holm teile ich folgendes mit. Als ich im Sommer 1895 noch nach Mitte Juli den Kuckuck rufen hörte, ſchrieb ich mir jeden Tag an, an welchem ich den Ruf noch ferner vernahm. Ich hörte ihn faſt jeden Tag und zwar zuletzt am 25. Juli. Der Kuckuck fand damals reichliche Nahrung, denn unſere Gärten wurden in der Zeit von einer wahren Raupenplage heimgeſucht. C. Eckmann, Wöhrden.

4. Bindebriefe in Angeln. Zu der Mitteilung in Nr. 8 der „Heimat" über die Bindebriefe in Angeln erlaube ich mir einige Notizen zu ſenden. Ich bin geſpannt darauf, ob jemand über den Urſprung dieſes Brauches etwas mitzuteilen weiß. In England verſendet man am Morgen des St. Valentinstages Liebesknoten, Liebesſchleifen, genannt true lovers-knots. Zwiſchen beiden Bräuchen beſteht große Ähnlichkeit. Es iſt ja nicht unmöglich, daß ſie in Beziehungen zu einander ſtehen, daß der eine von dem andern entlehnt und im Laufe der Zeit verändert worden iſt, oder daß beide einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben. Übrigens wollte ich nur beſtätigen, was bereits mitgeteilt worden iſt.

Walter, Lehrer em. in Bergedorf.

5. Verpflichtung Bäume anzupflanzen. (Vgl. „Heimat" 1897, S. 164.) „Wir von Gottes Gnaden Carl Friederich ꝛc. fügen denen ſämbtlichen Predigern aufm Lande Unſeres Herzogthums Hollſtein hiemit zu wißen, welchergeſtalt Wir mißfällig vernehmen müßen, wie daß Unſerer unterm 15ten December 1722 revidirten Holzordnung darinnen nicht gelebet werde, daß von euch zur Copulation Leuthe abgekündiget oder auch wohl gar copuliret werden, obgleich inſo ferne ſie vom Lande ſind, nach dem 10ten Articul beſagter Ordnung von ihnen noch nicht beygebracht worden, daß ſie die in der Ordnung specificirte Anzahl Bäume gepflanzet und fortgeholffen. Wir aber ſothaner zur Wohlfahrt des Landes wohlbedächtlich abgegebene Conſtitution auch in dieſem punct nachgelebet wißen wollen. Alß befohlen wir Euch hiemit gnädigſt wollende, daß da nach vorberegter revidirten Holz-Ordnung und zwar der Art: 10mi die Knechte ſo ſich copuliren laßen wollen, vorhero aus der Ambts Stube und von dem Forſt-Bedienten zulängliche Attestata, daß ſie die darinnen verordnete Anzahl Bäume würklich gepflanzet und zum Wachßthum befodert haben, beyzubringen, oder in Entſtehung deßen vor jedem Baum, ſo ſie nicht alß ſelbſt zugezogen, produciren können, 1 Rthlr. ins Ambt Regiſter zu erlegen, ſchuldig ſeyn, ihr euch darnach richtet und bevor ein oder anderes geſchehen, Keine Knechte copuliret, auch nicht einmahl zur Copulation abkündiget. Geben . . . . . Kiel den 6. Octobr. 1727."

Aus dem Altrahlſtedter Pfarrarchiv. Propſt Chalybaeus.

6. Mitteilungen über Baſtardtiere. Herr Suchetes in Château d'Auteville, par Bréauté, Seine inférieure, Frankreich, arbeitet über Baſtardtiere (Inſekten, Fiſche und Reptilien). (Der erſte Band: Baſtardvögel, iſt ſoeben bei Friedländer & Sohn in Berlin erſchienen.) Er bittet, ihm alle Kreuzungsfälle zur Kenntnis zu bringen. Sollten die Leſer der „Heimat" hier und da auch etwas darüber wiſſen, ſo bittet Herr Prof. Dr. H. Haas, durch den dieſe Aufforderung an uns herantritt, ſolche Mitteilungen direkt an Herrn Suchetes ſenden zu wollen.

Druck von A. F. Jenſen in Kiel, Vorſtadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 10. Oktober 1897.

Schleswig-holsteinische Herzoge im Dienste der Hohenzollern.

Von Oberlehrer Dr. **Herting** in Flensburg.

(Schluß.)

Hervorragendern Anteil am Siebenjährigen Kriege nahm Herzog Georg Ludwig aus dem Hause Gottorp. Er war der Enkel Christian Albrechts, des Stifters der Kieler Universität, und der Sohn Herzog Friedrichs IV., der mit der Schwester Karls XII. vermählt war und in der Schlacht bei Klissow 1702 fiel. Seine Gemahlin war die Tochter des alten Generalfeldmarschalls, Herzogs Friedrich Wilhelm von Holstein-Beck, der sich bei Mollwitz allzu gewissenhaft gezeigt hatte. Nachdem er ursprünglich ins sächsische Heer eingetreten war, verließ er dieses bald nach der Thronbesteigung Friedrichs II. und wurde kurz vor Beendigung des ersten Schlesischen Krieges, 23 Jahre alt, Oberstlieutenant bei einem preußischen Kürassierregiment. Im nächsten Jahre wurde er Kommandeur eines Dragonerregiments und bald darauf Generalmajor. Als solcher machte er unter Leopold von Dessau den zweiten Schlesischen Krieg mit und nahm an der Schlacht bei Kesselsdorf teil. Als der Siebenjährige Krieg ausbrach, blieb er zunächst mit seinem Regiment bei der Armee, die unter Feldmarschall Lehwaldt die Provinz Ostpreußen gegen die Russen zu verteidigen hatte. In der gegen diese gelieferten Schlacht bei Groß-Jägerndorf soll er sich besonders hevorgethan haben. Als bald nachher die Lehwaldtsche Armee sich gegen die Schweden wandte, nahm Georg Ludwig an ihren militärischen Erfolgen in Pommern und Mecklenburg hervorragenden Anteil. Er wurde mit dem Schwarzen Adlerorden dafür dekoriert. Im folgenden Jahre wurde er der sogen. Alliierten Armee zugeteilt, die unter Herzog Ferdinand von Braunschweig den Franzosen entgegentrat. In der erfolgreichen Schlacht bei Krefeld am 23. Juli trug er als Befehlshaber des linken preußischen Flügels wesentlich zum Siege bei. Nach den beiden unglücklichen Gefechten bei Kassel und Bergen 1759 wurde ihm jedesmal der Befehl über die Arriere-Garde zu teil, und beide Male deckte er den Rückzug mit dem besten Erfolge. Auch in der sieg-

reichen Schlacht bei Minden, am 1. Auguſt, hat er ſich mit ſeiner preußiſchen Kavallerie „ohngemein hervorgethan und dadurch einen großen Teil zu dem erhaltenen, ſo glorieuſen Siege beigetragen.“ Im nächſten Jahre berief ihn der König von der Alliierten Armee ab, und er kämpfte von da ab bei dem Heere Friedrichs. Die erſte größere Unternehmung, an der er teilnahm, war die Belagerung von Dresden. Während der König auf der linken Seite der Elbe den Oberbefehl hatte, kommandierte der Herzog auf der rechten. Als er hier von einem weit überlegenen Heere Dauns angegriffen wurde, zog er ſich auf des Königs Befehl über die Elbe zurück, was er auf ſo geſchickte Weiſe ausführte, daß er keine Verluſte hatte. Vier Monate ſpäter finden wir ihn in der Schlacht bei Torgau. Ihm war in dieſer das Kommando über die geſamte Reiterei übertragen, welche auf dem linken Flügel eine weite Umgehung zu machen hatte. Da der Weg meiſt durch Wald und ungünſtiges Gelände führte, kam er erſt ſpät auf dem Schlachtfelde im Rücken der Feinde an, doch gerade noch früh genug, um den Kampf zum Stehen zu bringen und den König zu unterſtützen, ſo daß ein entſcheidender Sieg errungen wurde. Bald darauf ſchied er aus dem preußiſchen Heere aus. Sein Neffe, der bis dahin regierender Herzog im Gottorpſchen Teil geweſen war, beſtieg nämlich als Peter III. den ruſſiſchen Kaiſerthron, und Georg Ludwig wurde alsdann zum Statthalter des genannten Teiles von Holſtein[1]) ernannt. Er nahm als ſolcher ſeinen Wohnſitz in Kiel und iſt in Bordesholm begraben.

Am Schluß des Siebenjährigen Krieges war alſo kein ſchleswig-holſteiniſcher Herzog mehr in preußiſchen Dienſten. Vierzehn Jahre ſpäter trat wieder einer in das Heer Friedrichs des Großen ein. Er hieß Friedrich Karl Ludwig und war ein Sohn jenes Karl Anton von Holſtein-Beck, der in der Schlacht bei Kunersdorf die Todeswunde empfing. Als dieſes Ereignis eintrat, war der junge Prinz erſt 2 Jahre alt. Im Hauſe ſeiner Großmutter zu Königsberg wuchs er auf, und auf König Friedrichs dringenden Wunſch trat er mit 20 Jahren als Major ins preußiſche Heer ein, obgleich der ruſſiſche Kaiſer ihn ſchon als Kind zum Sekond-Lieutenant ernannt hatte. Er beteiligte ſich als Kommandeur eines Grenadier-Bataillons am Bayriſchen Erbfolgekriege, nahm jedoch nach vierjähriger militäriſcher Thätigkeit aus unbekannten Gründen ſeinen Abſchied. Bis zum Tode Friedrichs des Großen lebte er auf einem ihm gehörigen Gute in Oſtpreußen. Als aber Friedrich Wilhelm II. den Thron beſtieg, wurde er zum Oberſt befördert und bald nachher General und Brigadekommandeur. Als ſolcher vollbrachte er auch ſeine erſte größere Waffenthat, indem er in den Kämpfen in Polen den General Grabowsky bei Pionki am Narew zur Übergabe zwang und dabei 3 Generale, 83 Offiziere und 1600 Mann zu Gefangenen machte, ſowie 17 Kanonen, viel Munition und Bagage

[1]) Der Gottorpſche Teil von Schleswig war ſchon 1721 mit Dänemark vereinigt worden.

erbeutete. Auch später blieb er in den neu erworbenen polnischen Landesteilen und war Prinzipal-Kommissar bei der Grenzregulierung. Nach Erledigung dieser Angelegenheiten kehrte er nach Königsberg zurück, wo er seinen Aufenthalt nahm. Als später der Kaiser von Rußland ihn durch außerordentlich verlockende Anerbietungen an seinen Hof zu ziehen suchte, erbat er sich 1797 seinen Abschied, der ihm von König Friedrich Wilhelm III. mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken des Bedauerns gewährt wurde. Er blieb jedoch nur kurze Zeit in Rußland. Seine letzten Lebensjahre hat er auf dem Gute Wellingsbüttel in Holstein verbracht, wo er im Jahre 1818 gestorben ist. Er ist der Großvater des jetzigen Königs von Dänemark.

In dem gegenwärtigen Jahrhundert hat nur Prinz Heinrich Karl Waldemar von Augustenburg eine längere militärische Laufbahn im preußischen Heere zurückgelegt. Er trat, 19 Jahre alt, bei dem Kürassierregiment No. 9 ein, stand 1844—50 als Rittmeister und Major beim Regiment Garde du Corps. Als 1848 in den Elbherzogtümern der Freiheitskampf begann, trat er mit Genehmigung des Königs in die schleswig-holsteinische Armee ein und übernahm das Kommando der Kavallerie-Brigade. Er ist in diesem Kriege besonders durch eine größere Rekognoszierung gegen Hadersleben, die vom 9. bis 13. Juni 1848 stattfand, bekannt geworden. Später war er Kommandant verschiedener preußischer Festungen und zuletzt Gouverneur von Mainz, wo er im Jahre 1871 als General der Kavallerie starb.

So haben zwölf Söhne unseres schleswig-holsteinischen Fürstenhauses im Dienste der Hohenzollern ihre Lebensaufgabe gesucht und gefunden. Vier von ihnen sind auf dem Schlachtfelde den Heldentod gestorben, während die übrigen die höchsten militärischen Ehrenstellen bekleideten. Und wenn sie auch nicht als Schlachtenlenker ersten Ranges sich weltgeschichtlichen Ruhm errangen, so wird doch überall von ihren obersten Kriegsherren ihrer treuen und erfolgreichen Pflichterfüllung die ehrenvollste Anerkennung gezollt, und an der Stelle, die sie auszufüllen hatten, haben auch sie alle ihr Teil beigetragen zur Erreichung des hohen Zieles, das Preußens Könige sich gesteckt haben.

Nachtrag zum Artikel „Die Schlacht bei Schestedt" in Nr. 8 d. Bl.

Von **H. Oldekop**, Gutsbesitzer zu Grünhorst.

„Ein alter Schleswig-Holsteiner" nimmt Veranlassung, auf obigen Artikel etwas näher einzugehen, und bemerkt u. a., daß die Angabe: Friedrichstadt sei von den Schweden eingenommen worden — auf einem Irrtum beruhen müsse, Friedrichstadt sei niemals Festung gewesen. Dagegen habe Friedrichsort derzeit kapituliert. Es müsse aber bezweifelt werden, daß „dieses nicht notwendig gewesen sei," wie in dem Artikel gesagt wird. Die kleine Festung sei eben kaum wider-

ſtandsfähig geweſen und habe nur eine Beſatzung von 250 Mann gehabt. Allerdings ſei — ſoweit Einſender ſich erinnere, gehört zu haben — der derzeitige Kommandant mit einer Strafe belegt worden.

Obige mutmaßlich zutreffende Richtigſtellung wird mit Dank entgegengenommen; bemerken möchte ich nur noch, daß meine anſcheinend falſche Angabe entnommen iſt aus dem Buche:

„Der Feldzug in Mecklenburg und Holſtein im Jahre 1813. Ein Beitrag zur Kriegsgeſchichte dieſes Jahres. Berlin 1817, bei G. Reimer.“ (Verfaſſer iſt nicht genannt.)

Es heißt darin: „Friedrichſtadt war ganz unwirkſam von der ſchwediſchen Feldartillerie beſchoſſen worden und hatte ſich ohne Not ergeben. Nun ſollte die in dieſen beiden Plätzen (Friedrichſtadt und Glückſtadt) eroberte Artillerie vor Rendsburg dienen, ſie war aber ganz außer ſtande, mußte ohne Laſetten auf Schlitten herbeigeſchafft werden u. ſ. w.“

Es hat alſo nicht Friedrichſtadt, ſondern Friedrichsort heißen ſollen.

Einige weitere Mitteilungen des Herrn Einſenders, welche derſelbe ſeiner Erinnerung entnimmt, dürften den einen oder anderen Leſer der „Heimat“ intereſſieren:

Bei dem Rückzuge der däniſchen Armee unter dem Prinzen Friedrich von Heſſen von Lübeck nach Schleswig-Holſtein (ſ. S. 150 gen. Artik. Abſ. 2 u. 3) hatte (nach der Erzählung des Vaters des Herrn Einſenders) eine Eskadron der Plöner Dragoner unter Rittmeiſter von Fries, welche die Landesgrenze bei Stockelsdorf decken ſollte, den Anſchluß verfehlt und war der Gefangennahme ausgeſetzt, was dem tapferen Reiterführer durchaus nicht gefiel.

Alſo vorwärts! lautete die Parole. Die Mäntel feſt zugeknöpft, Kragen hoch, trabte die Eskadron in der Winternacht mitten durch Wallmodens Truppen; gute Deutſche beiderſeits, unerkannt und unbeläſtigt — vereinigten ſich die holſteiniſchen Dragoner mit der Armee vor Rendsburg.

Sodann: Der Einmarſch der Alliierten in Kiel (S. 150, Abſ. 3) vollzog ſich nach der Erzählung einer längſt heimgegangenen alten Dame — damals ein junges Mädchen, Frl. Lorentzen — in der Weiſe, daß zuerſt 3 Lützower Huſaren hereinſprengten, die Piſtolen in der rechten Hand. Den Wenigen, welche damals die Situation begriffen, hüpfte das Herz vor Freude; die große Menge aber hatte nicht ſolche Gefühle, denn man fühlte ſich als Angehörige des däniſchen Geſamtſtaates und haßte die Schweden, welche es nur auf die Eroberung Norwegens abgeſehen hatten, aber mehr noch die Flottenräuber — die Engländer.

Ferner: In der Schlacht bei Seheſtedt wurde der mecklenburgiſche Prinz (S. 154 unten) von einem Itzehoer Dragoner gefangen genommen und eskortiert. Der Prinz war an der einen Hand verwundet — mit der andern reichte er dem Dragoner die Börſe, wohl um ſeine Freilaſſung zu bewirken, wozu der Dragoner ganz trocken bemerkt haben ſoll: „De is all ſo min“; den bisherigen Eigentümer nahm er aber doch mit.

Auf Cluvenſieck ſoll damals eine Scheune abgebrannt und ein darin liegendes ganzes Bataillon Mecklenburgiſcher Jäger umgekommen ſein; nur ganz wenige Mannſchaften, welche an den Enden lagen, konnten ſich retten.

Ferner: Nach mündlichen Überlieferungen hatte der General Lallemand nach dem Einzuge in Rendsburg (S. 155, Abſ. 3) große Luſt, folgendentags aus der Feſtung hervorzubrechen und die Schweden vom Schlachtfelde zu verjagen; aber er erhielt hierfür nicht die Genehmigung des Oberſtkommandierenden, Prinzen Friedrich von Heſſen, der ſeine „armen Leute“ nicht an das Abenteuer wenden wollte; Lallemand ſoll Thränen vergoſſen haben.

Soweit die Mitteilungen des Herrn Einsenders.

Sollte der eine oder andere Leser der „Heimat" wünschen, noch weitere Details über die Schlacht bei Seheſtedt zu erfahren, ſo bittet der Unterzeichnete um gefällige Kundgebung ſolches event. Wunſches; es ſollen, wie mir mitgeteilt iſt, in einem ſtädtiſchen Archiv noch Aufzeichnungen vorhanden ſein, in welche Einblick zu nehmen ich gern verſuchen würde.

Aus den Briefen eines däniſchen Offiziers[1]).

Kopenhagen, den 7. Auguſt 1807.

Die engliſche Flotte iſt durch den Sund gegangen, nachdem ſie, 26 Schiffe ſtark, beim Kronenborger Kommandanten vorgefragt, ob er den Gruß beantworten wolle. Dies wurde bejaht. Vorher hatte man ſich durch einen Schnellſegler erkundigt, ob man den Durchgang hindern werde, welches verneint wurde.

Selsmark, den 11. Auguſt.

Bei Helſingör liegt jetzt die 2. Diviſion der engliſchen Flotte, die aus ungefähr 30 Segeln beſtehen ſoll; täglich reiten Fouriere und Staffetten, auch engliſche Offiziere dahin durch Hirſchholm.

Vorgeſtern ging die Ordre an den Admiral durch, zur Eröffnung der geheimen Inſtruktion. Einige hegen Bedenken darüber, daß dieſe Eröffnung hier an unſerer Küſte geſchehen ſoll. Doch bei uns iſt alles ruhig.

Später. Dieſen Morgen kam ein Befehl an die Beurlaubten vom Regiment des Königs, von der Artillerie und Seeländiſchem Reiterregiment, ſich unverzüglich zu ihren Korps zu begeben. Was das wohl bedeuten mag! Auch ſogar die Landwehr iſt beordert, ſich in marſchfertigem Stande zu halten.

12. Auguſt. Eben kommt der Bauer, der geſtern die Leute anſagen mußte und auch in Hirſchholm auf der Amtsſtube war. Es ſind engliſche Fahrzeuge geſehen an der Küſte, die ſelbige aufnehmen. Das nordiſche Leibregiment und die Artillerie ſind nach Helſingör beordert und die Reiter zum Strande. Geſtern Mittag ſoll der Kronprinz in Kopenhagen angekommen ſein. Die 1. Diviſion der engliſchen Flotte liegt bei Kiöge und die 2. von Helſingör bis Rongſtedt. Zuſammen mit den kleinen Fahrzeugen liegen über 200 Schiffe bei Helſingör. Ihr Anblick gewährt ein ſchönes, aber fürchterliches Schauſpiel.

In Helſingör iſt noch alles ruhig. Die engliſchen Offiziere fahren ab und zu und werden als Freunde behandelt. Die Flotte iſt mit friſchem Waſſer und mit Lebensmitteln verſehen. Die Propoſitionen, die man uns gemacht haben ſoll, beſtehen in der Räumung von Kronenborg und des daran ſtoßenden Teils von Seeland, welches der Kronprinz verweigert hat und darauf mit dem König und der Regierung nach Kolding abgegangen iſt. Auch die Übergabe unſerer Flotte war eine Forderung. Die Interims-Regierung beſteht in Peymann, Steen-Bille und mehreren anderen. Der Kronprinz hat eine kurze aber kräftige, nachdrückliche Pro-

[1]) In der Einleitung zum Artikel über die Schlacht bei Seheſtedt, den die Auguſt-Nummer gebracht hat, iſt die politiſche Situation geſchildert worden, die zur Beſchießung von Kopenhagen durch die Engländer am 2.—5. Sept. 1807 und zur Übergabe der däniſchen Flotte geführt hat. Die nachfolgenden Briefe, die ein Schleswig-Holſteiner, der ſpätere Major v. Gleiß, an ſeine Braut geſchrieben hat, behandeln in anſchaulichſter Weiſe jenes Ereignis, das bei der damaligen Verbindung Schleswig-Holſteins mit Dänemark auch für unſere Heimat die verhängnisvollſten Folgen hatte. Die Briefe ſind uns von der Tochter des Verfaſſers, der Frau Richter Klugkiſt in Bremen, freundlichſt zur Verfügung geſtellt worden.

Die Schriftleitung.

klamation an die Nation erlassen, zur Verteidigung des Landes, während er alle Mittel zur friedlichen Beilegung versuchen und dann zur Armee abgehen will. Schweden vereinigt sich mit England. Die eine englische Division bildet eine Telegraphenkette von Kopenhagen nach Stralsund. Man glaubt, der morgende Tag sei zur Landung bestimmt.

Kopenhagen, den 14. August.

Ein Hoffnungsstrahl des Friedens schimmert noch. Gestern ist der englische Minister Jackson hierher gekommen, und man hofft, daß er den Frieden erhält. Ich habe meine Karten in Hirschholm abgeliefert, wir werden uns bei der Kammer melden.

Die Küstenmiliz war gestern in Hirschholm, 300 Mann stark, versammelt. Dies sind lauter Bauern mit selbstgewählten Waffen, Heugabeln, Sensen u. s. w. Auch die Landwehr versammelte sich gestern, aber diese haben leider auch noch keine Gewehre oder nur ein kleiner Teil derselben. Indes herrscht nur eine Stimme bei ihnen, und ich bin überzeugt, bewaffnet und geführt, werden diese patriotischen Dänen ihren Feind schlagen. Schwer möchte den Engländern die Landung werden. Gestern war noch alles ruhig bei der Flotte. Kleinere Fahrzeuge wechselten ihre Stelle und näherten sich bisweilen der Küste, entfernten sich aber gleich. Der Zustand auf der Flotte soll bedenklich sein, Menschen und Pferde sterben, es soll eine große Menge Leichname über Bord geworfen und an der schwedischen Küste begraben sein. Auf Hven ist jetzt ein Lazarett errichtet. Die Engländer erwarten vermutlich die Vereinigung der Schweden. Rußland soll im Fall eines schwedischen Angriffs auf uns mit einem Einfall in Finnland gedroht haben. Unsere Normänner sind bereit, diesen gemieteten Schweden noch ein Trinkgeld in Schweden zu bezahlen, wenn diese ihr Blutgeld in Seeland verdienen wollen.

Die armen Menschen in Helsingör flüchten unaufhörlich. Die Saat, die so vortrefflich steht auf dem Felde und so reichen Segen verspricht, kann vom Landmann nicht gemäht werden, das überreife Korn fällt aus. Er steht an der Küste und bewacht den Räuber, der ihm Ruhe, Freiheit und Nahrung rauben will.

Noch geht der Postenwechsel ungehindert, und wie man sagt, sollen die Engländer wegen des Stroms in den Belten nicht die Kommunikation hindern können, also auch nicht die Überschiffung unserer Truppen. Der englische Minister Jackson ist diesen Morgen abgereist, wie man sagt, zu Wasser nach der Flotte. Noch immer wird nichts von den Engländern unternommen, und man hofft deshalb, daß vielleicht noch nicht über Dänemarks Schicksal das Los gezogen ist, daß vielleicht noch Ruhe und Frieden erhalten wird! Noch immer behandeln wir sie als Freunde; vorgestern haben sie nach der Zeitung noch Fleisch, Brot und Gemüse von Helsingör erhalten. Ein Teil der Flotte soll sich näher an die schwedische Küste gelegt haben.

Kopenhagens Werke sind weitläufig und fest und sichern die Bewohner gegen ein Bombardement. Durch Sturm wird die Stadt nicht genommen, wenn man uns nicht aushungert. Und zur Belagerung und förmlichen Einschließung von Kopenhagen müßte Kronenborg genommen und ganz Seeland erobert sein. Dazu gehört aber eine große Armee, die England schwerlich herüberführen kann, wenn der dänische Landsturm sich ihnen entgegenstellt. Die Landwehr, jeder Bauer greift zu den Waffen, erstere haben Gewehre erhalten. Es wird dem Feinde nicht leicht werden, uns zu verderben.

15. August. Man sagt, der Herzog von Augustenburg mit vielen vornehmen Personen der Kollegien wären von den Engländern angehalten und zurückgewiesen.

16. August. Es giebt gute Neuigkeiten. Stralsund ist übergeben und der Friede mit Frankreich unterzeichnet. Dadurch werden wir die Schweden los.

Die englischen Truppen von Rügen scheinen neu angekommen zu sein, da man Bewegungen bei der Flotte wahrnimmt, welche sich von beiden Endpunkten gegen das Mittel zu vereinigen scheint. Vermutlich werden sie bei Sophienborg landen.

17. August. Gestern wurde Generalmarsch geschlagen, um alle waffenfähige Mannschaft zu versammeln. Das Leibjägerkorps, die reitenden Schützen, Seeländische Reuter mit 16 Kanonen waren ausgeschickt. Ich eilte ins Kastell, wo der General Peymann wohnt, da ich bis jetzt nicht angestellt bin. Aus den Rapports ergiebt sich, daß gestern ungefähr 4000 unbewaffnete und 1000 bewaffnete Engländer bei Vedbeck ans Land gegangen sind, unweit Hirschholm, die ihre Pferde in den königlichen Gehölzen geweidet haben und eine Proklamation unter den Einwohnern ausstreuen, in welcher sie sich als Freunde anpreisen und ihre Gewaltthätigkeit in glatten Worten beschönigen. Hier wurde darauf in der Stadt bekannt gemacht, daß die Engländer die Feindseligkeiten angefangen und daß alle Engländer hierselbst sich angeben sollten, wenn man sie nicht als Landesverräter betrachten solle. Indes ist unsererseits noch kein Schuß gefallen, und der Feind will ebensowenig angreifen. Die Reuter machten einen englischen Jäger zum Gefangenen, der sogleich sich ergab und seine Büchse ablieferte, nachdem er vorher hatte entlaufen wollen.

18. August. Die Engländer sind nur ½ Meile von der Stadt; Friedrichsberg ist von ihnen genommen, wo sie sich verschanzen, und wir stehen dicht vor der Stadt. Zwei englische Transportschiffe sind zu Prisen gemacht, und eins ist verbrannt. Das geschah schon gestern Morgen; das Feuer der Landtruppen begann später. Man sagt, daß die Unsrigen zuerst schossen. Die Jäger zu Pferde und die Leibjäger haben einige Verwundete gehabt. Es ist aber nur bloßes Vorpostengefecht.

Ein prächtiger Anblick war gestern Abend das brennende Schiff auf dem Wasser. Von den drei Kronen (Tre Kroner) wurde ganz gut geantwortet. Die großen Stücke brummten wie Bären. Die Bomben der Engländer zerspringen alle in der Luft. Ich gehe jetzt mit dem Leibjägerkorps. Gestern Abend war ich aus mit dem Korps, es fiel aber nichts vor. Hier ist nur diese allgemeine Stimmung: Verteidigung des Vaterlandes, und ist das Gerücht wahr, daß der Kronprinz mit Truppen gelandet ist, so bin ich gewiß, wir schlagen die Engländer.

Vorgestern kam ein Trupp Rekruten des Leibjägerkorps, die zurückgelassen waren, um erst exerziert zu werden, zu mir und Lieutenant Krebs auf der Straße und baten uns ums Himmelswillen, sie zum Korps zu führen, welches beim Tiergarten postiert stand. Wir gingen mit ihnen nach dem Kastell und baten den Kommandanten um Erlaubnis dazu, die er uns aber verweigerte, da das Korps Ordre zum Rückmarsch habe. Da hätten Sie die Ungeduld dieser jungen Leute sehen sollen, die so sehr verlangten, mit ihren Waffenbrüdern zu fechten.

Später. Unser Korps hat Erlaubnis erhalten, sich etwas auszuruhen, da es lange fatiguiert ist, und wir dürfen daher schlafen, bis der helle Mond oder das Waldhorn und die Trommel uns wecken.

19. August. Gestern gegen Abend machten die Engländer einen Versuch gegen Amack, wurden aber von den dortigen Batterien so gut in Empfang genommen, daß sie sich nicht nähern konnten. Unser Leibjägerkorps wird von dem Major Holstein kommandiert. Die Hitze ist ermattend. Die hiesige Bürgerschaft sorgt aber recht angelegentlich dafür, die unter dem Gewehr stehende Mannschaft immer mit Speise und Trank zu erfrischen. Alles subskribiert oder liefert in Natura. Gesellschaften bieten ihre Gebäude zu Lazaretten an; so wird die Freimaurerloge für das Studentenkorps zum Lazarett eingerichtet. Die Gräfin Schimmel-

mann sitzt seit zwei Tagen mit anderen Frauenzimmern vor ihrem Palais und pflückt Charpie, um den Mitbürgerinnen ein Beispiel zur Nachahmung zu geben.

20. August. Diese Nacht machten wir einen Ausfall. Gestern abend spazierte ich ganz ruhig in der Stadt, als Major Holstein mir begegnete, mich bei Seite nahm und fragte, ob ich einen Ausfall mitmachen wolle, so könne ich um 2 Uhr auf Amalienborg sein, wo er wohnt. Ich stellte mich ein, und wir marschierten aus. Das Jägerkorps, 2 Reg. Jäger-Komp., die Grenadiere, 100 Mann Leibwache, 100 Mann Garde du Corps, 100 Reuter, 12 Kanonen, 2 Bat. Landwehr. Der Mond schien hell, als wir uns vor dem Thor sammelten. Der Tag graute, dumpf hallte im Thor das Gerassel der Pferde und Waffen. Endlich wurde es geöffnet. Immer näher schritten wir dem Feind entgegen. Endlich erreichten wir eine seiner Verschanzungen. Es war ein dicker feuchter Nebel, der den Anbruch des Tages verschob. Nun begann das grobe Geschütz, und Kugeln sausten um unsere Köpfe. Der Major, ein rascher junger Mann, hatte mir einen Trupp übergeben und stellte mich der Kompanie vor. Vor diesem Zuge hätte ich den Tod umarmt. Zuletzt sah ich gerade dahin, woher es Kugeln und Granaten auf uns regnete, und es schien nicht mehr furchtbar. Ein prächtiges Schauspiel, eine nie gesehene Scene, war der Aufgang der Sonne. Rechts von der Verschanzung des Feindes, vom Dampf der Kanonen verhüllt und vom dicken Nebel, erhob sich der Feuerball aus dem Meer empor. Die Kanonade war gerade da am heftigsten. Bald wurde unser linker Flügel durch von Friedrichsberg herbeigeeilte Truppen zum Weichen gebracht. Der rechte hielt noch stand, und das Korps avancierte so, daß wir die feindliche Verschanzung des linken Flügels umgangen hatten, als der Feind die 2. Batterie aufführte und uns ein kreuzendes Feuer gab; da mußten wir retirieren, was jedoch mit der größten Ordnung und ganz langsam geschah. Gleich nachdem wir vor dem Glacis der Festungswerke waren fiel kein Schuß mehr auf uns von seiten der Engländer.

21. August. Gestern bin ich als zweiter Adjutant beim Major v. Holstein angesetzt, da er nun auch das Oberkommando über die Schützen hat. Als ich zur Parole war, kam ein englischer Parlamentär mit einem Trompeter ins Hauptquartier. Stolz, wie die ganze Nation, ritt er ein und grüßte kaum.

General Karstenschiold steht noch mit der ganzen Landwehr in der Gegend von Rothschild; der, denke ich, soll uns noch Entsatz bringen. Unser Korps ist noch zweimal in der Attacke gewesen. In diesem Augenblick ist alles ruhig, und es fällt außer kleinen Vorpostengefechten, die durchaus unbedeutend sind, nichts vor. Es scheint, als ob der Feind noch eine förmliche Angriffsordre erwartet, ehe er irgend etwas Weiteres unternehmen will. Wir scheinen ein Bombardement zu befürchten.

23. August. Acht Tage waren es gestern, als wir alle herein kamen; ich sehe zurück wie in eine lang verjährte Begebenheit, doch weckt mich jeden Augenblick ein Kanonenschuß aus diesem Traum und erinnert mich an die traurige Gegenwart.

Der vorgestern ins Kastell gesandte Parlamentär forderte die Stadt zur Übergabe auf. Abgeschlagen. Die Circumvallationslinie des Feindes ist nun bald geschlossen, und er wird dann wohl die erste Parallele zu eröffnen versuchen, wenn wir ihm dazu Zeit lassen. Friedrichswerk und Friedrichsberg sind indes wirklich vom Feinde besetzt, nachdem vorher General Karstenschiold sich der Gewehre und Stücke bemächtigt und solche weggeführt hat. Nach allen eingelaufenen Rapports hat der Feind schon beträchtlichen Verlust erlitten, und unsere häufigen Ausfälle und Vorpostengefechte halten ihn in Respekt und schaden ihm weit mehr als uns.

24. August. Gestern, nachdem die Parole ausgegeben war um 11 Uhr, enga-

gierten unsre Bombardierböte den Feind und beschossen eine Landbatterie bei Svanemölle, der die englische Flotte zu Hilfe eilte. Vom Kastell konnte man es sehen. Die Kanonade von der Seeseite wurde bald allgemein. Die meisten englischen Bomben springen in der Luft, und man kann wohl annehmen, daß kaum ein Drittel derselben ganz herunter kommt. Ich sah eine Bombe ins Wasser fallen, worauf sich eine Wasser- und Dampfsäule erhob, die gewiß über 20 Fuß Höhe und 10 Fuß Breite hatte. Die Kugeln tanzten auf der Wasserfläche. Eine Bombe fiel in den äußeren Graben einer Bastion und erstickte; ein Pudel, der etwas ins Wasser fallen sah, sprang hinunter, um zu apportieren. Ich konnte dem fürchterlich schönen Schauspiel nicht länger zusehen, da Major Holstein wegging und ich mit der Ordre in die Stadt mußte. Heute werde ich wohl die Resultate dieser Kanonade erfahren. Das Wachtschiff bei Helsingör, unter Kapitän Gerner, welches den Engländern entwischte, um nach Norwegen zu gehen, ist bei Skagen nach einem blutigen Gefecht genommen und hatte 21 Verwundete, welche uns zugeschickt wurden. Gerner ist Kriegsgefangener auf der englischen Fregatte „Comus" und das Wachtschiff liegt mit dänischer Flagge auf der Reede unter den englischen Schiffen.

25. August. Der Postenwechsel ist gesperrt. Die Freitags-(Hamburger)Post liegt zu Friedrichsberg, doch sollen die Briefe uneröffnet sein. Der letzte Parlamentär hat im Kastell die Nachricht der Kapitulation von Stralsund erzählt. Bei der vorgestrigen Kanonade haben die Engländer viel verloren, während unser Verlust sehr unbedeutend ist. Vierzehn ihrer Schiffe sind stark beschädigt worden, und auf einigen sah man Feuer. Friedrichswerk mit einer sehr schwachen Besatzung eines eigenen daselbst bestehenden Korps hat kapituliert. Die Besatzung darf in einem Jahr nicht gegen England dienen und nichts zu unserm Gebrauch verfertigen. Der dort kommandierende Major ist hier angekommen; er war über Ordrup und Charlottenlund gereist durchs englische Lazarett, wo gegen 600 Verwundete gelegen haben.

Unsere Festungswerke sind jetzt im besten Verteidigungszustande. Gestern wurde die Reeperbahn angezündet, damit sie dem Feinde nicht zum Schutz dienen möchte. Eine Kompagnie englischer Jäger hatte sich gestern der Rijssensteens-Lünette beim Zimmerplatz genähert, ist aber zurückgeworfen. Es scheint noch nicht, daß der Feind Belagerungsgeschütz am Lande hat, und wenn er sich unseren Werken nähert, empfangen wir ihn mit lebhaftem Feuer.

26. August. Gestern machten wir eine Rekognoszierung, um die Stellung des Feindes in den Vorstädten zu erfahren.

27. August. Wir haben diese beiden Tage mit unserm Korps gegen den Feind scharmützt, und vorgestern hatten wir einen beträchtlichen Verlust. Gestern, nachdem wir den Feind kurze Zeit unterhalten und nun die Wälle und die Kanonenböte den Donner begannen, sprang eins unsrer Bombardierböte in die Luft durch eine in die Pulverkammer geworfene Bombe. Die Menschen werden größtenteils gerettet sein. Den Anbruch des heutigen Tages verkündigten Kugeln und Bomben, und wir werden jetzt dessen schon so gewohnt, daß es selbst die nicht Anteil nehmenden Bürger kaum beunruhigt.

Noch ist nicht ein einziges Mal ein Angriff von seiten der Engländer geschehen, allein sie suchen uns immer enger einzuschließen. Man glaubt sogar, daß noch Verhandlungen des Friedens zwischen Frankreich und England stattfinden. Andre hoffen, daß Napoleon durch eine Diversion von Bologne aus den Abzug der Engländer bewirken möchte. Und gewiß ist dieser thätige Geist nicht müßig.

Wir sind noch immer im Besitz der Seeen, welche die Stadt mit Wasser versorgen. Daran werden wir also keinen Mangel leiden, wenngleich das Springwasser verstopft ist. Im Notfall kann man auch salziges Wasser durch Kohlenstaub und Vitriolsäure trinkbar machen. Der Mut der Bürger und der Besatzung ist auch

ungeschwächt, und wir fürchten uns nicht. Jeder will verteidigen und das schmähliche Unrecht rächen.

28. August. Der heutige Tag beginnt recht ruhig; noch ist kein Schuß gefallen, und die Uhr ist schon 3/4 auf 7. Unsre Bombardierböte haben gestern eine Batterie des Feindes, die er beim Zimmerplatz aufgeworfen hatte, völlig demoliert. Gestern Abend beobachtete ich mit unsern Offizieren vom runden Turm aus die Stellung des Feindes. Mir kommt seine Macht unbedeutend vor zur Belagerung einer Festung wie Kopenhagen ist. Auf 1/2 Jahr sind wir reichlich verproviantiert; in der Zeit kann sich vieles zu unserm Vorteil ändern. Die Herbststürme werden die Flotte vertreiben. Ein Hülfskorps von Fünen wird den Landtruppen einmal einen recht unerwarteten Morgengruß bringen.

30. August. Der Tag ist heiter und die Luft kühler. Es ist Sonntag und alles still, selbst der Feind, der unsere Wälle umgiebt.

31. August. Wir machten diesen Morgen einen Ausfall. Zwei Regimenter Infanterie, Grenadiere, Regim. Jäger und von der Garde zu Fuß, Leibjäger, Schützen und 8 Kanonen 3-Pfünder. Die Nacht war schön und voller Sterne. Erst ritt ich nach dem Amalienplatz zu, wo unser Korps sich versammelte. Wir setzten uns in Marsch nach dem Kastell, wo die übrigen Truppen warteten. Die Sterne wurden blasser, das letzte Viertel des Mondes schien noch, und gleich einer Mondfinsternis umfaßte es eine Kugel von Nebel, ein schöner Anblick! Im Kastell angekommen, verschickte mich der Major in die Stadt. Bald kam unser braver General Peymann und setzte sich selbst an die Spitze der Infanteriekolonne des Korps, und die Regimenter und Gardejäger verbreiteten sich in der Esplanade, und wir rückten vor mit schnellen Schritten. Unser Plan war, den Feind, der in einem Garten eine Batterie aufzuwerfen schien, daraus zu verdrängen und Häuser und Gärten abzubrennen und abzubrechen. 200 Zimmerleute, zu dieser Arbeit bestimmt, folgten uns. Hinter unserer Linie deployierte die Infanterie. Die feindlichen Vorposten zogen sich zurück, wir besetzten die Gärten und Häuser, wo wir einige von ihrem Frühstück verstörten, und nun begann ein lebhaftes Infanteriefeuer in den Hecken, welches über zwei Stunden währte. Auch unsere Infanterie rückte in Masse von beiden Flügeln hinzu, und das Gefecht gab den Zimmerleuten Zeit zum Anzünden und Niederreißen der Häuser und Bäume. Der prächtige Garten mit kunstvollen Anlagen, die schönen Gebäude, loderten auf und wurden vernichtet. Endlich führten sie Artillerie auf gegen uns, indes hielten wir Jäger stand, bis alles gehörig brannte, und zogen uns dann mit Ordnung zurück, ohne daß der Feind uns verfolgte. Wir haben 23 Verwundete und keinen Toten. Es ist ein Wunder, daß wir bei diesem starken Feuer nicht mehr Verlust erlitten haben. Aber das Feuer im Gebüsch, wo man nur wenig vom Feinde sieht, geschieht meist blindlings, und daher gingen die englischen Kugeln mehrenteils zu hoch oder zu niedrig. Der General hat eine leichte Schußwunde in der linken Wade erhalten. Nachdem wir uns zurückgezogen hatten, fingen unsere Kanonenböte von der Seeseite an mit so gutem Erfolg zu bombardieren, daß eine englische Fregatte in die Luft gesprungen, eine Brigg gesunken ist und daß eine andere Brigg dem Sinken nahe sein soll.

1. Septbr. Ich komme von einem Spazierritt über den Wall. Weiter kann man jetzt nicht kommen, wenn wir uns nicht herumschießen wollen. Eine Accise-Bude brannte noch und die schöne Oster-Allee ist ganz gekappt. Die armen Kopenhagener werden erschrecken, wenn sie einmal wieder in ihre Gärten kommen. Es wurde eben jetzt ein englischer Parlamentär mit verbundenen Augen ins Norderthor geführt. Besonders ist es, daß die Engländer durchaus nie einen Angriff machen, noch ein Bombardement anfangen. Jetzt scheint mir wirklich ihr Plan

Digitized by Google

eine bloße Diversion zu sein, um sich einen Vorteil mehr zu verschaffen, während wegen des Friedens mit Frankreich vielleicht unterhandelt wird. — Es soll ein zweiter Parlamentär gleich nach dem ersten hier gewesen sein. Was mögen die gewollt haben?

2. Septbr. Nun ist auch die Hoffnung vorbei, daß vielleicht eine Post durchkommen dürfte. Dieser Brief ist zurückgeschickt vom Posthause, wo keiner mehr angenommen wird. — Die gestrigen Parlamentäre haben von der Land- und Seeseite unsern Kommandanten förmlich aufgefordert, unsre Flotte zu übergeben und darein zu willigen, daß selbige fortgeführt und nach dem allgemeinen Frieden von Europa zurückgeliefert werde. Die wörtliche Antwort unseres würdigen Generals ist folgende:

„Daß unsere Flotte als unser unwidersprechliches Eigentum eben so sicher in der Hand unseres Königs sei, als sie es auf irgend eine Art in den Händen des Königs von England sein könne, gegen welchen Monarchen wir niemals eine Feindseligkeit bezeigt hätten, daß wir uns unserm Schicksal unterwerfen wollten, wenn sie grausam genug wären, es zu versuchen, eine Stadt zu verheeren, die nicht die geringste Ursache zu einer solchen Behandlung von ihrer Seite gegeben, daß aber Ehre und Pflicht uns geböten, einen jeden Vorschlag zu verwerfen, der einer unabhängigen Macht unpassend geschähe, und daß wir beschlossen hätten, jeden Angriff zurückzuschlagen und die Stadt und unsere gute Sache aufs äußerste zu verteidigen, für welche wir bereit wären, unser Blut zu opfern."

Gestern fiel ein starkes Regenwetter ein, welches vermutlich den Anfang des Bombardements verhinderte. Diesen Morgen um 6 Uhr fielen die ersten Schüsse, und der Anfang ist von der Seeseite gemacht. Unsere guten Einwohner werden viel leiden, aber ich hoffe zuversichtlich einen guten Ausgang der gerechtesten Sache. Einer der Parlamentäre soll geäußert haben, daß mit Karstenschiold eine Schlacht geliefert sei, worin der General Oxholm von Nettegaard mit 1000 Mann und 22 Offizieren von der Landwehr gefangen und auf die Flotte gebracht worden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Im Propsteier Dialekt.

Von Hauptpastor **Th. Stoltenberg** in Schleswig.

Unter den vielen Mundarten in unserem engeren Heimatlande gehört die Propsteier zu den eigentümlichsten. Ein Völkchen für sich, haben die Propsteier bei ihrer strengen Exklusivität in jeder Hinsicht ihre Eigenart jahrhundertelang behauptet; erst seit ein paar Jahrzehnten hat sich manches geändert: die frühere bekannte Geringschätzung des „Höf'schen" ist gewichen, die eigenartig schöne Tracht ist verschwunden, auch im Dialekt zeigt sich eine allmähliche Wandlung — die Zeit brachte es einmal mit sich. Thatsächlich aber tritt auch heute noch dem aufmerksamen Beobachter etwas völlig Eigenartiges entgegen, sobald er in das Propsteier Ländchen kommt. Daß hier ein besonderer Menschenschlag mit eigenem Charakter wohnt, das zeigt sich auf die mannigfaltigste Weise, und nicht zum mindesten in der Sprache.

Es ist bekanntlich die Frage nach der Herkunft der Propsteier vielfach und noch in neuerer Zeit wiederholt erörtert worden. Eine Lösung dieser Frage ist bis heute nicht erfolgt: sie wird auch nicht erfolgen können, so lange man sich nicht entschließt, einerseits in kultur- und sittengeschichtlicher Hinsicht wissenschaftlich strenge und sorgfältige Forschungen anzustellen, und andererseits gründliche sprachwissenschaftliche Vergleiche vorzunehmen.

Einen kleinen Beitrag zur Lösung der Frage bietet vielleicht die nachfolgende Plauderei, die — inhaltlich völlig anspruchslos — dasjenige Propsteier Platt wiedergeben möchte, wie es vor nicht langer Zeit noch gesprochen ward. Bemerkt sei übrigens noch, daß viele der angebrachten Wendungen und Ausdrücke dem in den Jahren 1800—1806 erschienenen „Holsteinischen Idiotikon" von J. Fr. Schütze entnommen sind.

* * *

In Ludderbek stunn van Morn[1]) Klaas Aip[2]) un Pöhl[3]) Wellndörp vör Klaas sien Heckschuer un dampen.[4]) Do queem[5]) Hans Wies' van Steen lank'n Dörp. „Sieh, gomorn," siggt he, as he 'ranqueem, „na, snackt ji'n betjen van?"[6])

„Ja, Hans," siggt Klaas Aip gans benütt,[7]) „de Raj'[8]) is noch nich vull. Kumm ins rawer, kannst noch mit ankahm'n. Awer wo kummst du all so fröh her?"

„Ah," anter[9]) Hans, „ick wull van Morn ins na'n Hä'n[10]) wanken."

„So, na'n Hä'n!" meent Klaas, „den kanns dick ock irst'n betjen verpusten. Na'n Hä'n is je noch'n arigen Innj, un de Irmdag[11]) is noch lank!"

„Na ja!" siggt Hans, „dat kann'k je ock, bün ock ünjewegns meist'n betjen wajm[12]) worn."

„Mi dünkt," meent Pöhl, „du geihst faaken[13]) na'n Hä'n. Wi'st ock na'n nie'n Höker? Denn nimm dick man vör den ol'n Knirrsicker[14]) in acht!"

„Wo meenst dat?" frög Hans, „hett he dick begriesmult?"[15])

„O," anter Pöhl, „de Keel[16]) is jümmer bang, dat man em anquacken[17]) un besnüzen[18]) will! Sien ol Wief is ock so'n ol'n Asm',[19]) — na, 't is je ock 'n ol hö'sch Minsch![20]) Hewiel'n[21]) queem ick bi em un wull mick 'n betjen Want[22]) köpen vör de Kinjer, do frög de ol Blaroog[23]) gliek: Hest ock wat in'ne Paasen?[24]) Ick sigg: Ol Datj![25]) Dat bekummt sick wull![26]) Hess ick dick all ins besuf't?[27]) Hier is dat Geld!"

„Nä, Pöhl," siggt Hans, „na'n Höker will ick van Dag' nich — ick will na'n Prester un de Döp bestelln!"

„Na'n Prester?" siggt Klaas Aip, „de is van Dag' nich to Huf'; he föhr hier van Morn up Beek Stahmber'sch ehrn Wä'n[28]) verbi. Na — de Döp kannst denn je ock bi de Fru Pastörsch bestell'n; dat is je'n gemeen[29]) un niederträchtig[30]) Minsch. Awer, Hans, nu kahm ins rin na'n Dönns. Trien kann uns en betjen Fröhkost maken, dor könnt wi en Pumpfoot bi klöwen.[31]) Pöhl, kahm ok mit."

„Nä, Kinjers," siggt Pöhl, ick hess keen Tied, ick mutt Aifen[32]) sei'n."

„Na, denn arbeid' dick man nich möhd,[33]) Pöhl," meen Klaas.

„Hett jo wull keen Not!" anter Pöhl un ging wigg. —

Do ging'n Klaas un Hans denn rin. Trien stunn mit de Deerns bi de Blangdöhr to waschen.

„Gomorn Gott," reep Hans, „all upstahn? Wat hefft ji Goods um Hann? Makt ji't ock allto witt?"[34])

„Ei, nich doch," siggt Trien, „gomorn Hans, na, wo geit't Silk un de Kinjer?"

„O," anter Hans, „Silk is werr goj to Weg'. Un de Kinjer sünd ock ge-

---

[1]) Heute Morgen. [2]) Arp. [3]) Paul. [4]) rauchten. [5]) kam. [6]) Vielfach übliche Begrüßung solcher, die mit einander ein Gespräch führen. [7]) freundlich. [8]) Rat. [9]) antwortete. [10]) nach Hagen (ähnlich): Wä'n für Wagen. [11]) Vormittag. [12]) warm. [13]) oft. [14]) Kleiner schmächtiger Mensch, den man in die Tasche stecken kann — auch: sehr interessirter Mensch. [15]) betrogen. [16]) Kerl. [17]) bei ihm borgen. [18]) betrügen. [19]) böses Weib. [20]) höfisch = Gegenteil der Propsteier Art und Tracht. [21]) kürzlich. [22]) Tuch. [23]) triefäugig. [24]) Tasche. [25]) Du sprichst dummes Zeug. [26]) es kommt wohl in Ordnung. [27]) angeführt. [28]) Wagen. [29]) leutselig. [30]) herablassend. [31]) ein Glas Branntwein teilen. [32]) Erbsen. [33]) Vielfach üblicher Abschiedsgruß an solche, die arbeiten oder an die Arbeit gehen wollen. [34]) Begrüßung von Wäscherinnen.

ſund; de lütj' Jung is'n rechten Drieſeler.[35]) He ſchall Dingsdag döfft warn! Ick will na'n Hä'n un de Döp beſtell'n."

„Na," ſiggt Trien, „denn gaht man rin, ick kahm ſoorts un will ju'n Mundvull Brod ſneen."

Do ging'n Hans un Klaas denn in de Dönns, un dat duer nich lang, do broch Trien en betjen Fröhkoſt, un achter ehr 'ran queem ehr lütj' Dochder Antj mit wat to drinken.

„Ei, füh," ſiggt Hans, as he lütj' Antj' ſeeg, „dat's je 'n bannig geile[36]) witte[37]) Deern worn — kahm ins her, Kind, ick will dick ins dütjen."[38]) Awer lütj' Antj' ſigg: „U Jeu!" un leep wigg.

„Na, ick ſpaß' man, Kind," meen Hans.

„So," ſiggt Trien, „nu nimm vörleef un verſchmaj't nich!"[39])

Un Hans lang to. Un Klaas ſchenk Beer in un nehm ſien Glas un ſigg: „Gelt dick!"[40])

„Segn' Gott!"[41]) anter Hans un drück Klaas de Hand.

Un nu vertelln ſe ſick wat van dit un dat, van Kinjer un Nahwers un Preſter un Scho'meiſter un Knechen un Deerns und wat der ſüns noch to vertelln weer.

„Ei, nu fallt mick in," frög Trien do, „ſigg ins, Hans, deent Asmus Stelleck ſien Dochder noch bi juck?"

„Ja," ſigg Hans un lach, „bet Maidag blifft ſe noch: denn will ſe Köſt geben; ſe kriggt je uſen Snieder. Silk is ock tofreden, dat ſe de ol wunjerli Deern los ward. Se will morns ni ut Berr,[42]) is ümmer möj un dankhafti[43]) un dickfelli, un wenn ſe wat frögen un beſtelln will, denn kummt ſe andwalen[44]) un anheeweln[45]) un benüſſelt ſick.[46])

„Dat kann'k mick wull dinken," ſigg Trien, „ſo weer ſ' ümmer. Na'n Fierabend un Sünndags denn is ſe as'n Flörlörken;[47]) Pingsfrejdag fiern un na'n Majk[48]) gahn, dat mag ſe! Denn kann ſe ſick drei'n un is ſo beenig un groodmödig[49]) as'n Prinſeß! Na — denn paßt ſe je wull good to ju'n Snider?"

„Ja, de paßt goj noog toſamen," ſiggt Hans Wieſ', „he is ock ſo'n ol'n Dammelbüx.[50]) Van't Jahr inne Faßlabendsgill do queem he in'n Kroog bi Burt's'[51]) Egert anſabeleern[52]) un wull em afklötern,[53]) wiel de'n anjern Snieder hett. Do ſigg Egert: „Lat dick doch bechrieſſen[54]), du Dösbartel van Snieder, geiht dick je niets[55]) an!" Do worr de Snieder dull, makt ſick'n Boſt[56]) un wull de anjern jung'n Keels ock anputzen.[57]) „Wat?" ſigg Hinnerk Lamp do, „will de ol Amacker[58]) uns hier narr'n? Wenn he hier dwallern[59]) will, wüllt wi em wat Anjers wieſen! Lat's em rutſetten, den ol'n Tunnup!"[60]) — Na, do hebbt ſ' em denn rutſchmetten[61]) un afwamſt,[62]) dat em blöh[63]) vör de Öhn[64]) wör! Wat will ſo'n Keel, de keen Knäw[65]) hett, mit uſ' Jungens anhaken!"[66])

„Na," meen Trien do, „wenn Gretj' Stelleck'ſch ſo'n Keel kriggt, denn ward't ock nich dægen. Denn hebbt ſe ſick all' beid' beſuſen[67]) laten un ſett ſick

---

[35]) kräftiges, munteres Kind. [36]) gut gewachſen. [37]) witte Deern = ſchönes Mädchen. Weiße Geſichtsfarbe gilt für beſonders ſchön. Früher ward, um den Teint zu ſchonen, namentlich bei Gängen ins Freie faſt das ganze Geſicht verhüllt. Auch aß man Kreide, rohe Grütze u. dgl., um eine bleiche Geſichtsfarbe zu erzielen. [38]) Küſſen. [39]) verſchmäh' es nicht. [40]) u. [41]) Üblich beim Zutrinken. [42]) Bett. [43]) kurz von Gedanken. [44]) u. [45]) redet thöricht und unverſtändlich. [46]) kann mit der Sache nicht fertig werden. [47]) Sommervogel. [48]) Markt (ähnlich: Kajk für Kark). [49]) ſtolz, wichtigthuend. [50]) alberner, thörichter Menſch. [51]) Bur't = Bauervogt. [52]) ungeſtüm, lärmend ſich jemandem nahen. [53]) ſchelten. [54]) beruhige dich. [55]) nichts. [56]) tritt hochmütig auf. [57]) aufwiegeln. [58]) ſchwächlicher Menſch. [59]) Unſinniges anfangen. [60]) der in den Zaun gehört. [61]) hinausgeworfen (ähnlich: betten = böten, gebiſſen). [62]) durchgeprügelt. [63]) blau. [64]) Augen (der Diphthong au meiſt: öh, vgl. Paul = Pöhl). [65]) Kraft. [66]) Lärm anfangen. [67]) täuſchen, betrügen.

in'ne Hiddernetteln,[68]) un dat wahrt nich lang, denn könnt ſe mit'n Bettelquanjer[69]) van een Huus na'n anjer wanjern!"

„So," ſigg Hans Wieſ' un ſtunn up, „nu hebbt wi ock noog Lüd' brüd't[70] — ick mutt nu af Sted', wenn't noch to Middag werr to Huus will. Ick ſchall van Dag' Mörkfleeſch[71]) ęten, dat kummt ja nich faaken. Denn mutt ick man loswanken, dat ick wie'r[72]) kahm! Adjüs denn, Klaas, adjüs, Trien, kahmt man ins rawer!"

„Adjüs, Hans," ſigg Klaas, „hol di fucht!"[73])

„Un gröt Silk un de Kinjer!" ſigg Trien.

„Will't beſtell'n," anter Hans Wieſ'.

Un as he all buten weer, reep Trien em noch nah: „Hör', Hans, wenn du to lat van Hä'n kummſt, kannſt je ock bi uns Middag ęten, wi ęt van Dag' Taterkohl!"[74])

Eine verlaſſene Hallig.

Von Profeſſor Dr. P. Knuth in Kiel.

Schutzlos ſind die uneingedeichten kleinen Marſchinſeln, die Halligen, der fortſchreitenden Zerſtörung durch das Meer preisgegeben und gehen dem Untergange unvermeidlich entgegen. In unſerem Jahrhundert ſind zwei nördlich von Pellworm gelegene Halligen, Hainshallig und Beenshallig, untergegangen. Letztere war noch vor einem Jahrzehnt ein Inſelchen von 25 Ar, iſt aber jetzt vollſtändig verſchwunden und ragt nur noch bei Ebbe als eine ſchlickige Bank auf. Wenn ſich auch das Schickſal der kleinſten der jetzt noch vorhandenen Hallig, dem weſtlich von Pellworm belegenen, etwa 15 Hektar großen Norderoog, nicht ſobald vollziehen dürfte, da es zwar im Weſten ſtark abgewaſchen wird, im Oſten und Südoſten aber ziemlich bedeutend anſchlickt, ſo iſt dieſe Hallig doch ſchon eine geraume Zeit vom Menſchen verlaſſen, weil das ſteinerne Haus derſelben am 6.—7. November 1870 von der Flut fortgeriſſen wurde und die Erbauung eines neuen zu großer Koſten halber unterblieb. Schon ſeit etwa 1840 wurde es nur im Sommer bewohnt, weil es, im äußerſten Nordweſten der Hallig belegen, den Wogen des Meeres zu ſtark ausgeſetzt war. Nach der Zerſtörung des Steinhauſes wurde ein nur zum gelegentlichen Aufenthalte beſtimmtes hölzernes Haus auf Pfählen aufgebaut, das aber im Auguſt 1879 abbrannte, worauf 1881 wiederum ein ſolches errichtet wurde.

Nachdem der Menſch das Eiland verlaſſen hatte, ſiedelten ſich Seevögel in ungeheuren Mengen auf demſelben an: beſonders brüten die verſchiedenen Arten der Möven und Seeſchwalben, ſowie Enten und Auſternfiſcher in rieſigen Scharen auf Norderoog. Von der gewaltigen Anzahl der Vögel kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man vernimmt, daß früher zeitweilig täglich 100 Stieg Eier geſammelt wurden. Jetzt allerdings werden täglich durchſchnittlich nur 5 Stieg geholt; doch iſt dieſe Abnahme wohl weniger der zu ſtarken Ausbeutung der Vögel durch den Menſchen zuzuſchreiben, als vielleicht der Störung der brütenden Vögel durch die Eierſucher oder auch veränderten Nahrungsverhältniſſen. Es werden nämlich den Vögeln keineswegs ſämtliche Eier genommen, ſondern es wird ihnen das zuerſt gelegte, ſich etwas rauher als die ſpäteren anfühlende gelaſſen.

Nur die Enten betten die 8—15 ungefleckten, gelblichen Eier in einem ſorgfältig aus Federn hergeſtellten Neſte, während die Möven, Seeſchwalben und

[68]) Brenneſſeln. [69]) Bettel-Querſack. [70]) uns über andere Leute aufgehalten. [71]) Rindfleiſch mit Meerrettig. [72]) weiter. [73]) halte dich friſch. [74]) Braunkohl.

Austernfischer die 2—4 gefleckten Eier höchstens in kleine Vertiefungen des Bodens legen, und zwar findet man die Eier der Möven und Austernfischer zwischen den Büschen des Meeresstrandsbeifußes, der Grasnelke, des Wiederstoßes u. s. w., während die Seeschwalben Sandboden zu bevorzugen scheinen, wo sie in dichten Kolonien brüten. Nähert man sich diesen, so erheben sich Tausende der schreienden Vögel gleichzeitig und bilden eine die Sonne verfinsternde Wolke, aus welcher ein höchst bedenklicher Regen auf den Beobachter hinabfällt.

Noch einige Eigentümlichkeiten von Norderoog mögen hier erwähnt werden. Während auf den übrigen Halligen die Pflanzen infolge des Weidens von Vieh äußerst niedrig sind, erheben sie sich auf Norderoog, da hier weder Viehzucht getrieben, noch das Gras gemäht wird, zu recht beträchtlicher Höhe. Ferner weicht letztere Hallig von den übrigen dadurch ab, daß sich an der Ostseite ein schöner Sandstrand mit der charakteristischen Flora (Elymus, Psamma, Triticum sp., Honckenya etc.) findet, während das Erdreich der übrigen Halligen nur aus mehr oder minder fettem Marschboden besteht.

Mitteilungen.

1. Eine Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde, 5. April 1849. Den Freund unserer Landesgeschichte muß es mit aufrichtiger Freude erfüllen, daß die „historische Halle“ von der Kieler Ausstellung des vorigen Sommers dem Hauptinhalte nach erhalten bleibt. Ist doch in derselben ein wichtiges Stück Geschichte unserer meerumschlungenen Heimat verkörpert und dargestellt. Wenn eine flüchtige Durchsicht des Katalogs mich nicht täuscht, so war daselbst unter andern Erinnerungen auch eine Denkmünze zur Erinnerung an den Tag von Eckernförde, 5. April 1849. Ich bin im Besitze einer solchen seit meinen Knabenjahren. Nach meiner Eltern Mitteilung stammt sie von einem Onkel, der den Krieg von 1848—51 mitgemacht hatte. Als ein teures Andenken ist die Denkmünze gehütet worden. Hier eine kurze Beschreibung: das Metall scheint eine messingähnliche Legierung zu sein — nach einer unverbürgten Mitteilung Moterial aus eroberten Kanonen. Durchmesser 32 mm, Dicke 2 mm. Eine Seite: Rechts Spitze der Eckernförder Bucht, oben am Rande die Kirche nebst einigen Häusern und eine Schanze mit Fahne und 2 Kanonen, links unten Schanze mit 4 Kanonen, nach der Wasserseite gerichtet. In der Bucht einige Schiffe (Christian VIII. und Gefion?). Darstellung des Ereignisses: Man erkennt Dampfwolken, aufspritzende Wassersäulen, emporgeschleuderte menschliche Gestalten. Unten in sehr kleiner Schrift: Löwenstein. Andere Seite:

ZERSTÖRUNG
D. DÄN. LINIENSCHIFFES
CHRISTIAN VIII.
UND
EROBERUNG
DER FREGATTE
GEFION.

ECKERNFÖRDE
5. APRIL 1849.

Umschrift: DEN TAPFEREN DEUTSCHEN KRIEGERN GEWIDMET.

Also den „deutschen“ Kriegern gewidmet. Wer war der edle Stifter? War diese Erinnerung eine besondere Auszeichnung für Verdienste? Sind noch viele erhalten? Um etwaige Auskunft bittet J. Schwarz, Windbergen.

2. Fortpflanzung der Kreuzottern. Von einem hiesigen Bahnwärter ward mir heute eine von ihm getötete Kreuzotter gezeigt. Sie war von hellgrauer Farbe und fiel durch ihre Länge, hauptsächlich aber durch ihren Umfang auf. Dies machte den Mann neugierig, er schlitzte deshalb die Otter auf, und zu seinem Erstaunen kamen nicht weniger als 9 junge Kreuzottern, von 12—14 cm Länge, zum Vorschein.

Henningsen in Lottorf.

Wir teilen diese Beobachtung mit, weil es noch nicht allgemein bekannt zu sein scheint, daß die Kreuzotter, wie von Vertretern der Fachwissenschaft bestätigt wird, in der Regel lebendige Junge gebiert. Der Volksglaube, daß die Jungen durch Sprengung der

Bauchwand ihrer Mutter sich freimachten, ist natürlich Unsinn. Ebenso ist es ein Irrtum, wenn man nach der verschiedenen Färbung (grau oder braun) das Geschlecht der altenKreuzottern glaubt bestimmen zu können.

3. Verpflichtung, Bäume anzupflanzen. Herr Willers Jessen in Eckernförde übersendet folgende Mitteilungen aus dem Werke: Forststatistik der Dänischen Staaten. A. Niemann. Altona 1809. — S. 263: Holzordnung vom 27. April. 1737, dritte der eigentlichen Forstordnungen für den königlichen Antheil. Bemerkenswert ist das folgende darin enthaltene Gebot: „Jede Mannsperson in den Holzdörfern, die sich zu verheiraten gedenkt, soll vorhero zehn junge Eichen, oder funfzehn junge Buchen, pflanzen, und die Heister bis ins dritte Blatt bringen; für jede fehlende Eiche soll sie einen Thaler, für jede Buche 32 Schilling bezahlen, und noch zur Nachpflanzung schuldig sein." — Nachmals ward diese Vorschrift durch eine Deklaration vom 1. Merz 1749 auch auf die Witwer, die sich wieder verheiraten, ausgedehnt. Diese Bräutigamspflanzungen sollen von den Forstbedienten nicht blos unter Aufsicht genommen werden, sondern sie sollen auch die Unterthanen fleißig in der Anpflanzung unterweisen. In dieser Absicht sind gewisse Koppeln einzuhegen, zu vertheilen und jährlich zu besichtigen. — S. 448: Bei den Dörfern oder am Rande der Gehege wurden sonst Plätze zur Bepflanzung von angehenden Eheleuten, die sogenannten Bräutigamskoppeln angelegt, als noch die ältere Forstordnung den Mann beim Eintritt in den Ehestand zum Pflanzen einer Anzahl Bäume verpflichtete. In der jetzt geltenden Verordnung [Hauptverordnung für das Forst- und Jagdwesen. 1784] ist diese Vorschrift nicht erneuert. Es ist so viel Empfehlendes, Gefälliges und auch dem Volke Faßliches in dieser Sitte, daß man die Beförderung des Sinnes dafür hätte wünschen mögen. Man trifft dergleichen Koppeln noch in einigen Gegenden wohlbestanden. Im ersten Gottorfer Hegereiterritt sollen sie nicht unbedeutend seyn. Hier stehen die gepflanzten Stämme 8, 12, öfters 16 und auch mehr Fuß von einander. Ihr gewöhnlich ganz eigner Wuchs, die geringe Länge des Schafts, die Theilung desselben in zwei bis drei Hauptäste, der geringe Umfang der Krone sind die natürlichen Folgen der Unkunde, mit der sie gesetzt wurden, der wenigen Geschlossenheit und der versäumten Pflege. Diese Versäumnisse, denen sich abhelfen ließe, scheinen indessen für die gänzliche Aufhebung der Vorschrift keinen hinlänglichen Grund abzugeben.

Bücherschau.

Das Kieler Erbebuch (1411—1604). Im Auftrage der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte bearbeitet und herausgegeben von Chr. Reuter. Kiel, 1897. H. Eckardt. LXIII u. 372 S. 8°. — Nachdem 1893 eine vortreffliche Ausgabe des ältesten Kieler Rentebuchs mit einer instruktiven Einleitung von Reuter erschienen (s. „Heimat" 1893 S. 291 ff.), liegt nunmehr von demselben Herausgeber das dritte der Kieler Stadtbücher vor. Auch bei diesem hat sich R. nicht begnügt, einen sorgfältigen Abdruck des Textes zu geben, sondern eine ausführliche Einleitung hinzugefügt, welche in 4 Abschnitten über das Erbebuch, die darin eingetragenen Rechtsgeschäfte, die für die Ortskunde von Kiel aus den Angaben des Erbebuchs zu gewinnenden Aufschlüsse und schließlich über die Einrichtung der Ausgabe sich verbreitet. Leider liegt das Erbebuch (liber hereditatum, dat erve bok), in welches besonders die vor dem Rate erfolgten Verlassungen von bebauten städtischen Grundstücken aufgenommen sind, nicht mehr vollständig vor. Nach R.s Ansicht ist mit der Einrichtung eines besonderen Erbebuchs etwa 1302 begonnen; die vorhandenen Aufzeichnungen gehen aber nur bis 1411 zurück, sodaß für ein volles Jahrhundert die Eintragungen — wenigstens bis jetzt — als verloren anzusehen sind. Außerdem fehlen die Bl. 212—215, und wenn zu Weinholds Zeit das Erbebuch noch bis 1615 reichte, so ist auch am Schluß ein Verlust zu beklagen, da die Handschrift in ihrer gegenwärtigen Gestalt mit 1604 abschließt. Um so mehr müssen wir uns freuen, daß noch soviel erhalten und in den reichlich 2000 Aufzeichnungen nicht nur für die Orts-, sondern auch für die Kulturgeschichte reicher Stoff dargeboten ist, weshalb das Buch auch über Kiel hinaus Beachtung verdient. Der zur Verfügung stehende Raum gestattet leider nicht, auf Einzelnes einzugehen. Ganz besonderen Fleiß hat der Herausgeber auch diesmal wieder auf die verschiedenen, fast 100 Seiten umfassenden Register und Übersichten verwandt. S. LX der Einleitung ist die Abkürzung s. a. = singulis annis zweimal aufgeführt, im Wort- und Sachregister S. 362 Kol. 1 ein Druckfehler, plenipolentes statt plenipotentes, S. 363 in der Überschrift Nachregister statt Sachregister stehengeblieben. Aus der Vorrede erfahren wir zu unserm Bedauern, daß Herr Dr. Reuter durch andere Obliegenheiten sich genötigt sieht, die Arbeiten für die Kieler Stadtgeschichte einstweilen — wir hoffen, nicht für immer — beiseite zu legen. Möge es der Gesellschaft gelingen, für die Publikationen der zwei noch unedirten Stadtbücher eine gleich tüchtige Kraft zu gewinnen, damit eine Stockung vermieden werde, wie sie in den Publikationen der Ges. f. Schl.-Holst. Gesch. durch Professor Hasses Fortgang leider eingetreten ist F. Witt in Preetz.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 11. November 1897.

Die Gallionfigur des dänischen Linienschiffes „Christian VIII."

Von **Willers Jessen** in Eckernförde.

Am Morgen des 5. April 1849 liefen zwei der schönsten Kriegsschiffe der dänischen Marine vor die Eckernförder Schanzen mit der Absicht, dieselben gänzlich zu vernichten. Ein stolzer Anblick war es, wie die Schiffe mit vollen Segeln näher kamen, Anker warfen und alsbald die Schanzen aus ihren zahlreichen Geschützen begrüßten. — Und am Abend, welch' ein trauriges Bild! Die arg zerschossene Fregatte „Gefion" hatte die Flagge streichen müssen; „Christian VIII." war auf Grund gelaufen, aus seinem Innern drangen gelbliche Rauchwolken, ein Zeichen davon, daß die Kugeln der Strandbatterien ihr Ziel gefunden hatten. — Und nun am andern Morgen wiederum ein neues Bild, noch trauriger, noch betrübender. Die ganze Küste war bedeckt von Holzstücken, Balken, Tauen, Kleidungsstücken, Waffen, dazwischen Leichen dänischer Soldaten; draußen auf dem Wasser schwamm das Wrack des stolzen Linienschiffes mit rauchenden Balken. Ein einziger Augenblick hatte den ganzen stolzen Bau vernichtet.

Vorne am Wrack, wo sich der Bug des Linienschiffes befunden hatte, stand noch stolz aufrecht die Gallionfigur, ein Kolossalbild des dänischen Königs Christian VIII., aus Holz geschnitzt, reich vergoldet; einen eigentümlichen Eindruck machte diese fast frei stehende, vom Wasser umspülte Halbstatue. Von deren Schicksalen möchte ich dem Leser einiges erzählen.

Die ganze Figur wurde aufs Land gebracht und sorgsam auf einen Wagen verladen, um nach Rendsburg überführt zu werden, wo dieselbe im Arsenal als Siegestrophäe aufbewahrt werden sollte.

Über den Einzug der Gallionfigur berichtet in interessanter Weise das „Gemeinnützige unterhaltende Itzehoer Wochenblatt" vom 2. Mai 1849 folgendermaßen:

„Rendsburg, den 29. April.

Gestern hatten wir hier in unserer alten deutschen Stadt und Festung ein höchst merkwürdiges Schauspiel. Es hielt nämlich und

hoffentlich wohl zum letzten Mal ein König von Dänemark seinen Einzug in die Stadt. Es war das riesige Gallionbild des Linienschiffs „Christian VIII."; man hat es von dem Wrack aufgefischt, um es bis

1 2 3

1. Die Gallionfigur des dänischen Linienschiffes „Christian VIII." auf der Veste Koburg. (2. ein Tisch, 3. ein Spiegel von der „Gefion.")
Nach einer von Herrn Professor E. Uhlenhuth in Koburg angefertigten Photographie.

weiter im hiesigen Arsenal aufzustellen. Das Bild ist aus Eichenholz mit vieler Kunst geschnitzt, zum Teil reich vergoldet, ungefähr 12 Fuß lang

und bildet bis an den Gürtel ein sehr ähnliches kolossales Porträt des verstorbenen Dänenkönigs, der für seine deutschen Unterthanen ebensowenig ein Herz in der Brust hatte wie sein würdiger Herr Sohn. Er ist im vollständigen Krönungsornat dargestellt, und die Halbstatue läuft in eine Arabeske aus. Das Ganze ist ziemlich wohl erhalten; nur ein Stück der Krone sowie der Reichsapfel waren von den schleswig-holsteinischen Kugeln losgerissen. War das Zufall?!

Wahrlich! wer die von den Wellen gewaschene Riesengestalt auf dem niedrigen Blockwagen, von der herbeigeströmten Volksmasse umringt, mit der Langsamkeit eines Leichenzuges durch die mit deutschen Fahnen geschmückten Straßen schleppen sah, die Hände von den Fuhrleuten mit einem Stricke zusammengebunden, gleichwie in ohnmächtigem Zorn auf die Brust geballt, der dachte unwillkürlich an die rächende Hand der Nemesis, die hier im Bilde den König strafte, der zuerst am Rechte der deutschen Herzogtümer mit frevelnder Hand zu rütteln wagte. So sehr drängte sich dieser Gedanke jedem auf, daß, als der Wagen einen Augenblick halten mußte, ein Landsoldat hinzutrat und, indem er der Statue die Hand unter das Kinn hielt, sagte: „Junge, Junge! dat hest du wul nich dacht, as du den aapen Breew schrewst, dat du so in Rendsborg intrecken schust!" — Hinter dem Blockwagen folgte, um den Leichenkondukt vollständig zu machen, ein Bauerwagen, auf dem ein Landmann saß, das dänische Reichsscepter hoch in der Hand haltend, um es, sorgsamer als die Kasinopartei in Kopenhagen, gegen das Zerbrechen zu schützen. Sic transit gloria mundi!" —

Die Gallionfigur wurde im zweiten, inneren Hofe des Arsenals aufgestellt und natürlich von vielen Besuchern in Augenschein genommen. Man mußte sogar einen Bretterverschlag um dieselbe anbringen, weil das Publikum durch Splitterabschneiden die Figur beschädigte. — Als nun die Dänen wiederum in Schleswig-Holstein eindrangen, brachte man die Gallionfigur in Sicherheit. War es doch nicht unmöglich, daß dieselben Dänen, die aus der Kirchenmauer in Eckernförde den Anker „Christians VIII." herausrissen und von dem Grabe Theodor Preußers die dänische Schiffskanone entfernten, bei einem neuen Ausbruch der Feindseligkeiten die Gallionfigur ihres Linienschiffes sich aus Rendsburg holten. Sei es nun, daß die Angst davor der Grund gewesen, oder daß vielleicht Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha die Veranlassung gewesen ist — genau läßt sich das wohl nicht mehr feststellen. Thatsache ist es, daß die Gallionfigur im Februar 1854 durch ein Gothaer Speditionshaus auf die Veste Koburg gebracht wurde. Im Erdgeschoß dieses prächtigen Gebäudes befindet sich eine „Ruhmeshalle"; in dieser steht inmitten von Siegestrophäen aus verschiedenen Kriegen noch heute die Gallionfigur „Christians VIII." Wie die auf meinen Wunsch von dem Hofphotographen in Koburg hergestellten Photographien zeigen, ist die Figur wohl erhalten. Sie stellt den König

im Hermelinmantel dar; über der Brust hängt die Kette des Elefantenordens. Das Haupt ziert die Krone, die Rechte hält das Scepter, die Linke den Reichsapfel. Unten endigt die Porträtstatue in einem Ornament; an beiden Seiten ist in das harte Eichenholz das dänische Wappen geschnitzt. Das Gewicht der ganzen Figur soll ca. 40 Centner betragen. Die Krone und der Reichsapfel sind durch die Kugeln beschädigt.

Wer im Sommer 1896 die historische Abteilung der Kieler Ausstellung besuchte, der wird dort eine Krone der Gallionfigur Christian VIII." gesehen haben; dieselbe ist Eigentum der Idstedter Waffenkammer. Ich habe diese Krone anfangs für eine Fälschung gehalten, weil auf der Gallionfigur, die sich in Koburg befindet, thatsächlich noch heute die Krone vorhanden ist, und zwar ist dieselbe mit der Figur aus einem Stück Holz geschnitzt. Auch die Beschädigungen der Koburger Krone, von denen schon die „Itzehoer Nachrichten" von 1849 erzählen, sprechen für ihre Echtheit. Wie aus den Mitteilungen hervorgeht, die Herr Lehrer Andresen in Idstedt mir gütigst zukommen ließ, ist allerdings auch die dort befindliche Krone beschädigt, zeigt auch Spuren davon, daß sie mit Nägeln befestigt gewesen ist. Die Krone ist im Hause des Kaufmanns Martini in Eckernförde und zwar im Keller gefunden worden. Es ist nicht unmöglich, daß die Krone dort versteckt worden ist. Nach dem Kampf von Eckernförde wurde das Sammeln von Trümmern des Linienschiffes verboten, auch mußten die bereits gesammelten Teile wieder abgeliefert werden. Damals wird man die Krone im Keller verborgen haben und hat sie dann später vergessen. In manchen Häusern der Stadt Eckernförde bewahrt man noch heute Fundstücke auf, die auf dieselbe Weise im Besitz der Finder geblieben sind. — Es kann meines Erachtens die Idstedter Krone sehr wohl vom Linienschiff stammen, aber die Krone der Gallionfigur ist sie nicht. Man hat ja sogar ein Bein der Gallionfigur in der Idstedter Waffenkammer, obwohl die Gallionfigur garkeine Beine hat, weil der untere Teil derselben durch eine Arabeske verdeckt wird.

Quellen:

1. „Gemeinnütziges unterhaltendes Itzehoer Wochenblatt" vom 2. Mai 1849.

2. Harzen-Müller, Erinnerungen an den Tag von Eckernförde, in der „Wissenschaftl. Beilage zum Leipziger Tageblatt" vom 18. Juni 1895.

3. Schreiben der Herzogl. Sächsischen Schloßhauptmannschaft der Veste Koburg vom 16. September 1896.

4. Briefliche Mitteilungen von Herrn Ratsschreiber Holling in Rendsburg und Herrn Lehrer Andresen in Idstedt.

5. Photographien, hergestellt von Prof. E. Uhlenhuth, Hofphotograph in Koburg.

Verlöbnisse und Eheschließungen.

Von Bürgermeister J. Kinder in Plön.

Verlöbnisse und Eheschließungen gehören unstreitig zu den hervorragendsten Ereignissen im menschlichen Leben. Sie sind deshalb auch von allen Völkern und zu allen Zeiten durch mancherlei äußerliche Formen und Festlichkeiten ausgezeichnet worden. Die Gegenwart, welche stets bereit ist, mit allen „Äußerlichkeiten" aufzuräumen, hat auch jene Formalitäten auf ein ganz geringes Maß zurückgeführt. Das neue bürgerliche Gesetzbuch sagt kurz und bündig über die Form der Eheschließung:

„Die Ehe wird dadurch geschlossen, daß die Verlobten vor einem Standesbeamten persönlich und bei gleichzeitiger Anwesenheit erklären, daß sie die Ehe mit einander eingehen wollen. Der Standesbeamte muß zur Entgegennahme der Erklärungen bereit sein."

Bereit aber wird dieser immer dann sein, wenn die Bedingungen: Ehemündigkeit, Dispositionsfähigkeit, Einwilligung der Eltern bis zum 21. Lebensjahre, Aufgebot und Gegenwart zweier mündiger Zeugen, erfüllt sind.

Über die Verlöbnisse handeln ebenfalls einige Paragraphen des neuen Gesetzes: Der wichtigste unter ihnen ist der, welcher erklärt:

„Aus einem Verlöbnisse kann nicht auf Eingehung der Ehe geklagt werden. Das Versprechen einer Strafe für den Fall, daß die Eingehung der Ehe unterbleibt, ist nichtig."

Die folgenden enthalten Bestimmungen über Schadenersatzansprüche, die einer der Verlobten gegen den anderen erheben kann, wenn wegen schuldbarer einseitiger Aufhebung der Verlobung die Eheschließung unterblieben ist.

Das Gesetz knüpft also an die Verlobung eine Reihe von rechtlichen Folgen. Trotzdem definiert es nicht den Begriff der Verlobung, sagt nicht, wann eine Verlobung rechtsgültig abgeschlossen ist. Diese Frage bleibt ganz der Beantwortung des Richters überlassen.

Unsere Vorfahren dachten anders über diesen Punkt. Man legte dem Eheversprechen früher eine größere Bedeutung bei. Aus den Überlieferungen geht klar hervor, daß in altgermanischer Zeit die Verlobung recht eigentlich den Ehevertrag enthielt, während die Hochzeit nur als die Erfüllung des Vertrages angesehen wurde. Letztere hieß das Beilager, weil nach Herrichtung des Ehebettes Bräutigam und Braut nebeneinander auf dasselbe hingelegt, mit einer Decke bedeckt und gesegnet wurden.

Nach der Einführung des Christentums erlangte die Kirche das ausschließliche Recht der Einsegnung und brachte es bald dahin, daß die Einsegnung als die Hauptsache, das Verlöbnis aber, wenn auch nicht als Nebensache, so doch als von geringerer Wichtigkeit angesehen wurde.

In unserer Heimat Schleswig-Holstein ist es vornehmlich das Land Dithmarschen, welches am längsten Sitten, Formen und Gewohnheiten der vorgeschichtlichen Zeit erhalten und gepflegt hat. Hier machen wir die Wahrnehmung, daß das Volk noch im 16. Jahrhundert das Hauptgewicht auf die Verlobung legte. Der Superintendent Marcus Wrange erstattete dem Herzog Adolf von Gottorf 1583, als es sich um die Frage handelte, wann eine Verlobung als bindend zu gelten habe, einen ausführlichen Bericht über den dithmarsischen Brauch. Er schrieb nämlich:

„Durchlauchtigster Hochgeborner Fürst, Eure Fürstl. Gnaden sind jederzeit Gegenstand unseres innigen und andächtigen Gebets zu Gott. Gnädigster Fürst und Herr, Euer Fürstl. Gnaden gnädige Verfügung vom 19. October dieses Jahres zu Tondern datirt, welche an mich M(agister) Marcum Wrangen, Superintendent, ergangen ist mit dem Inhalt, daß wir superintendens und Mitbrüder im ministerio des E. F. G. zuständigen halben Landes Dithmarschen zusammenkommen und

uns mit einander bereden und beraten sollen, wie es mit den Feierlichkeiten bei ehelichen Verlöbnissen und Heiraten hier in Dithmarschen von alters her gehalten worden, und jetzt noch gebräuchlich sei, in welcher Weise auch solche eheliche Verlöbnisse vollzogen werden müssen, damit sie bündig seien und nicht wieder zurückgenommen werden können nach üblichem Landesbrauche und alter Gewohnheit in Dithmarschen, und daß wir mit unseren Unterschriften beglaubigt berichten sollen, was wir davon nach einhelligem Urtheil für richtig halten, haben wir mit unterthäniger Reverenz empfangen und gelesen.

E. F. G. werden demnach wir, Superintendent, Pastoren, Capläne in E. F. G. Lande Dithmarschen den verlangten wahren und ausführlichen Bericht darüber, wie es je und überall hier im Lande in ehelichen Verlöbnissen und Heiraten gehalten worden und noch gebräuchlich ist, unterthänigst erstatten.

Es verhält sich also:

Wenn ein Freier, er sei Witwer oder Junggeselle, eine Frauensperson zu heiraten wünscht, so läßt er bei derselben durch einen, zwei oder mehrere seiner mündigen Freunde (Verwandte) dieserhalb anfragen, derselben und ihren Eltern oder nächsten Verwandten seine ernste Willensmeinung kund thun und auf einen günstigen Bescheid antragen. Zuweilen stellt auch wohl der Freier selbst diesen Antrag.

Hierauf wird von der Person oder deren Verwandtschaft *aber nicht sofort eine Erklärung abgegeben*, wenn sie auch ob des ehrlichen Antrages ihren Dank aussprechen — d. h. dann, wenn kein *abschlägiger* Bescheid gegeben werden soll —, sondern es wird von ihnen ein Tag festgesetzt, bis zu welchem sie sich bedenken und mit den anderen Verwandten über die Sache besprechen wollen.

An dem bestimmten Tage wird in der früheren Weise von des Freiers Freunden die Werbung bei der Verwandtschaft der Frauensperson wiederholt, und wenn dann letztere und deren Verwandtschaft mit dem Freier sich einzulassen geneigt sind, so wird dem Freier abermals ein Tag zur (näheren) Erklärung benannt.

An diesem Tage erscheinen wiederum des Freiers Freunde an dem bezeichneten Orte und halten darum an und bitten, die erstattete Erklärung („Bekenntniß") nun vor sich gehen zu lassen.

Darauf wird von den Eltern, Vormündern oder nächsten Verwandten der Frauensperson, sofern dieselben noch an ihrer früheren Meinung festhalten und sich mit dem Freier einlassen wollen, geantwortet, daß sie den Freier seiner Person und Herkunft nach ihrer Tochter oder Verwandten als ebenbürtig anerkennen und daß die eine Person der anderen in vorliegender Sache wohl würdig sei, wenn sie in Betreff des ehelichen Verlöbnisses, der Mitgift und „Markdale" ein Übereinkommen treffen könnten, und daß unter dieser Voraussetzung die Verwandtschaft dem Freier die Frauensperson in Gottes Namen „bekennen" werde.

Des Freiers Verwandtschaft bedankt sich sodann für solche Aussicht und stellt die Verabredung des Ehegelübdes zur weiteren Verhandlung.

Von den Verwandten beider Theile wird dann *gemeinschaftlich* ein Termin bestimmt, an welchem der Vertrag über die Mitgift, das Heiratsgut und das Ehegelübde vollzogen werden soll.

Im Termin versammeln sich darnach die Verwandten beider Teile alle Personen männlichen Geschlechts in der Wohnung der Braut oder an einem anderen bequem gelegenen Orte, auch zuweilen in der Kirche, wiederholen die früheren Verabredungen und Beschlüsse, und nachdem zu beiderseitiger Zufriedenheit über das Heiratsgut und die „Markdale" ein bindendes Übereinkommen getroffen ist, *wird dem Freier und dessen Verwandtschaft die Frauensperson durch ihre männliche Verwandtschaft im Namen der heiligen hochgelobten Dreifaltigkeit zugesprochen und mittelst Handschlags zugeschlagen.*

Wenn die Handlung im Hause der Braut vorgenommen wurde, wird aus einer frischen (neuen) Schale oder aus einem Becher gegenseitig zugetrunken, und der Bräutigam schenkt der Braut einen Traupfennig.

Sonst aber, wenn die Handlung an einem anderen Orte und nur durch die Männer der beiderseitigen Verwandtschaft vorgenommen wird, bleibt es bei dem Handschlage, und erst, wenn Braut und Bräutigam später zusammentreffen, werden die Geschenke gegeben. Alsdann wird öffentlich bekannt gemacht, daß ein eheliches Verlöbnis vollzogen sei.

Und wenn also die Feierlichkeiten, wie oben gemeldet, durch die beiderseitige männliche Verwandtschaft mit dem schließlichen Ehegelübde vollzogen sind, dann ist und bleibt das eine rechtsbeständige vollkommene Ehe, welche außer durch den Tod nicht wieder gelöst werden, und gegen welche keine Einsprache erhoben werden kann.

Wenn aber das vorgedachte schließliche Ehegelübde nicht thatsächlich erfolgt ist und in Gegenwart und mit Zustimmung der beiderseitigen männlichen Verwandtschaft vollzogen ist, können solche Verabredungen und Erklärungen wieder zurückgehen und zurückgenommen werden, kann keine eheliche Verbindung daraus gemacht, weder die eine noch die andere Person ferner gezwungen werden.

So ist es denn auch oftmals in Ermangelung der Schlußverhandlung und des Ehegelübdes wieder auseinander gegangen. Um so weniger haben die heimlichen Erklärungen und Versprechungen, die nicht öffentlich durch die männliche Verwandtschaft bestätigt sind, Macht oder Stand.

So ist es je und allerwegen zu unserer Zeit üblich und von alters her Gebrauch gewesen. Auch jetzt noch bleibt man dabei, und daß es so bleibe, darüber wird von uns gewacht und gewacht werden, es sei denn, daß E. F. G. Fürstl. Obrigkeit es anders bestimmen und anordnen würden." — — —

Hiernach war das dithmarsische Verlöbnis mit allen Formen eines Rechtsgeschäftes, eines regelrechten Handelsgeschäftes ausgestattet. Auf keiner Seite sieht man eine Spur von Übereilung, dagegen sorgfältige Prüfung. Der Traupfennig ist als ein letztes Überbleibsel des aus ganz alter Zeit überlieferten Kaufpreises, der im Orient noch heute für die Braut gezahlt wird, erklärt worden. Schon im Mittelalter aber war bei den zivilisierten Völkern Europas der Kauf nur noch ein Scheinkauf. Der Bräutigam zahlte nur noch einen Scheinpreis, eine kleine Münze. Vielleicht jedoch liegt es näher, den Traupfennig als das sichtbare Zeichen des ohne Dokumente rechtsgültig abgeschlossenen Vertrages anzusehen. Der Pfennig (oft eine große mit Inschrift versehene Medaille) sollte die andere Partei daran erinnern und Dritten den Beweis dafür liefern, daß sie gebunden sei, ähnlich, wie das Gottesgeld, das noch jetzt dem Gesinde nach abgeschlossenem Mietsvertrage ausgehändigt wird. Schon das älteste Lübsche Recht bestimmte: Wenn einer dem anderen einen Gottespfennig auf einen Kauf oder ein Gelübde giebt, so ist solcher ebenso fest wie ein anderer Kauf, es sei denn, daß man auf beiden Seiten davon zurückkommt aus gutem Willen und den Gottespfennig wieder zurücknimmt.

Die Parteien schlossen den Vertrag mittels Handschlages und ließen dann den Trinkbecher umgehen, ganz so wie bei dem althergebrachten Weinkauf im Handelsgeschäft.

Luther stellte diese urdeutschen Anschauungen über den geschäftlichen, profanen Charakter der Ehe und des Verlöbnisses wieder in den Vordergrund der Reformationslehre. Er betonte sie noch besonders in der Vorrede zu seinem Traubüchlein:

„So manches Land, so manche Sitten, sagt das gemeine Sprichwort, demnach dieweil die Hochzeit oder Ehestand ein weltlich Geschäft ist, gebührt uns Geistlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder zu regieren, sondern

lasset einer jeglichen Stadt und Lande hierinnen ihren Brauch und ihre Gewohnheit.

Etliche führen die Braut zweimal zur Kirche, beide des Abends und des Morgens, etliche nur einmal, etliche verkündigen und bieten sie auf auf der Kanzel zwei oder drei Wochen zuvor. Solches alles und dergleichen lasse ich den Herren und Rat schaffen und machen, wie sie es wollen, es gehet mich nichts an.

Aber so man von uns begehret, für der Kirchen oder in der Kirchen zu segnen, über sie zu beten, oder sie zu trauen, sind wir schuldig, dasselbe zu thun."

Die schleswig-holsteinische Kirchenordnung schrieb deshalb nur vor, daß zur gültigen Verlobung die Einwilligung derjenigen Personen erforderlich sein sollte, deren Gewalt die Nupturienten unterworfen seien. Die evangelischen Landesherren gingen aber bald weiter und stellten nicht nur die Eheschließung, sondern auch die Verlöbnisse unter die Aufsicht der Kirche.

König Christian III. verfügte 1544, daß die Eheverlöbnisse vor dem Prediger vollzogen werden sollten.

Christian IV. verordnete in der gemeinschaftlichen Polizeiverordnung vom 27. September 1876:

„An denen Orten es hergebracht, daß die Verlöbnisse in den Kirchen entweder vor der ganzen Gemeinde geschlossen werden oder aber im Beisein dreier Personen von jedem Teil und also zusammen wegen des Bräutigams und der Braut sechs Personen, gleichfalls in der Kirche verabredet, ist es dabei als löblich zu lassen. Sonst aber an denjenigen Orten, wo die Verlobung in der Kirchen nicht gebräuchlich, zu derselben ebenermaßen mehr nicht als auf jeder Seiten drei Personen erbeten; und die in anderer Gestalt und vor geringerer Anzahl geschehen, pro sponsalibus nicht zu achten, noch weniger in den Gerichten anerkannt werden sollen."

Der Plöner Herzog Hans Adolf erließ noch 1678 eine Verlöbnisordnung, welche die Anwesenheit und Mitwirkung des Predigers erforderte:

„Wenn ein paar Personen nach vorhergehendem fleißigen Gebet, reifem Rate und Konsens der Eltern, Vormünder und anderer Freunde unter einander beschlossen haben, ein christliches Eheverlöbnis zu treffen, sollen sie vorerst dem Priester davon Nachricht geben, damit derselbe Erkundigung thun könne, ob dergleichen wegen Verwandnis oder sonsten zulässig sei; und wenn derhalben keine Hindernisse befindlich, sollen alsdann auf einen gewissen Tag sie beide samt ihren Eltern, Vormündern oder anderen Freunden, und im Mangel daran mit einem paar anderer guter Leute als Beiständern sich in die Kirche verfügen und daselbst in des Priesters Gegenwart die Zusage der Verlobung einander ordentlich thun. Welches dann, daß es geschehen, von dem Priester in ein gewisses Buch soll verzeichnet werden.

Da nun einige dieser Verordnung zuwider einander die Ehe sonsten versprechen, sollen selbige nicht allein nicht kopuliert, sondern dazu noch mit ansehnlicher Strafe belegt werden."

Was hat nun wohl die Gesetzgeber früher veranlaßt, bestimmte Formen für die Verlöbnisse vorzuschreiben? Einige Verordnungen haben die Gründe ausdrücklich angegeben. Es sollte verhindert werden, daß leichtsinnige Verlobungen eingegangen und Veranlassungen zu Klagen gegeben wurden. Man folgerte nicht unrichtig, daß, wenn der erste Schritt mit einer unüberlegten Verlobung gethan sei, der zweite, die unüberlegte Eheschließung in der Regel nachkomme. Das Volk kennt durchweg keine Gesetzesparagraphen, wird solche bei dem starken Anwachsen der Gesetzessammlungen auch wohl niemals im Gedächtnis haben. Es kennt aber geltende Formen und Gebräuche und überwacht die Befolgung derselben mit der allergrößten Strenge, ist in solchen sein eigener Richter.

Das Reichsgesetz vom Jahre 1875 über die Eheschließung hat letztere sowohl als auch die Verlobung der kirchlichen Aufsicht entzogen und beide als rein profane

Akte hingestellt. Für erstere hat es eine feste Norm geschaffen, aber die letzten Formalitäten der Verlöbnisse sind außer Gebrauch gekommen, und mit dem bürgerlichen Gesetzbuche werden sie ganz in Vergessenheit geraten.

Vielleicht kommt einmal eine Zeit, welche es für gut befindet, sie wieder einzuführen.

Aus den Briefen eines dänischen Offiziers.

(Fortsetzung.)

3. Septbr. Eine schreckenvollere Nacht wüßte ich nicht erlebt zu haben, als die vorige war. Um 8 Uhr gestern Abend begann ein Bombardement von allen Seiten. Mein Posten war auf der Bastion Ahlefeld über dem Norderthor, welche der Major selbst kommandierte. Die übrigen $^2/_3$ des Korps waren auf ihren andern Bastionen Schack und Rosenkranz verteilt. Als ich auf den Wall kam, waren dort schon einige Bomben gefallen. Die erste Wirkung war Feuer in mehreren Straßen; es loderte stark in die Höhe und gab den feindlichen Bombardiers ein Zeichen zur Richtung ihrer Bomben. Es flogen die Bomben und Brandkugeln fern und nah und zündeten immer mehr. Endlich gelang es unsern guten Feueranstalten, die Glut zu dämpfen. Eine Mühle auf einer Bastion wurde von einer Brandkugel entzündet, loderte schrecklich auf, wurde dann aber gleich gelöscht.

5. Septbr. Wieder eine schreckliche Nacht, immer eine fürchterlicher als die andere. Nach einer Pause von 1—2 Stunden mittags ungefähr, fing der Zimmerplatz um 7 Uhr gestern Abend an zu brennen, und nun begann ein abermaliges Bombardement von allen Seiten der Stadt. Der schöne Frauenturm fiel diese Nacht um 4 Uhr, die schönste Zierde der Stadt. In vielen Straßen brannte es und brennt es noch, die Kugeln und Bomben fliegen von allen Seiten und allenthalben, doch ist noch diese Straße, wo mein Bruder wohnt, ziemlich verschont und sein Haus ganz, wenngleich am ersten Abend in das nächste Haus 4 Bomben fielen. Indes ist unsere Familie in einem Keller unter dem abgebrannten Schlosse eingezogen, welcher bombenfest ist. Diese Nacht war ich auch da, wo die Kugeln in dem alten Gemäuer gräßlich prasselten. Unser Korps rückt nicht zusammen, ehe der Generalmarsch schlägt. Der Jammer ist allenthalben groß.

6. Septbr. Seit gestern nachmittag ist eine ungewohnte Pause und Waffenstillstand. Man fühlt sich dabei etwas freier, da denn doch nicht jeden Augenblick der Tod droht. Unglück war indes während dieser Zeit genug, es brennt noch immerfort, ein Viertel der Stadt ist verloren, das Feuer ist nicht zu löschen. Man sagt, bis 6 Uhr diesen Abend soll der Waffenstillstand dauern. Dann wird das Bombardieren wohl wieder anfangen. Gern muß ich gestehen, Kommandant in einer Festung möchte ich nicht sein. Meine eigenen Glieder und mein Leben will ich gern dem Staat zum Opfer bringen, aber in einer belagerten Festung den äußersten Jammer Tausender abzukürzen oder zu vermehren, das erfordert eine fürchterliche Seelengröße, und doch fühle ich es, ich würde mit einer geltenden Stimme nicht zur Übergabe raten. Der Soldat darf der Stimme seines menschlichen Gefühls nicht folgen, wenn auch sein Herz blutet.

Wie wird des Kronprinzen mitleidiges Herz bluten, wenn er fern den 72stündigen Donner hört oder vielleicht die wütende Flamme sieht, die seine geliebte Hauptstadt verzehrt, ohne imstande zu sein, den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen.

7. Septbr. Weit trauriger als die Tage der Gefahr verging mir der gestrige friedliche Tag. Es wurde parlamentiert; man spricht von Auslieferung der Flotte.

O, hat Dänemark darum das Blut seiner Söhne geopfert und Tausende unglücklich gemacht, um auch das Letzte, die Ehre preis zu geben? Wenn diese Kapitulation ins Werk gerichtet wird, dann fürchte ich für mein Vaterland Holstein, dann werden die Provinzen von Franzosen besetzt.

Gestern nachmittag ritt ich längs dem Wall vom Westerthor bis an die Gottersstraße, um das Elend zu sehen. Die innere Böschung des Walls war mit Menschen und Möbeln bedeckt, die hier das Wenige, den Flammen entrissen, nebst ihrem Leben zu retten suchten. Von der Norder- bis zur Gottersstraße standen nur rauchende Mauern. Zur Parole waren wir um 5 Uhr nachmittags bestellt; da es noch früh war, ritt ich nach Rijssensteens Lünette, wo unser Korps ein Pikett von 100 Mann hat, und besuchte Kapitän Lassen vom Marineregiment.

Abend desselben Tages:

Der Friede ist geschlossen, die Flotte übergeben und das Kastell nebst Holm den Engländern diesen Nachmittag um 4 Uhr überlassen! — O, ich mag nichts mehr davon sprechen, könnte ich den Gedanken davon auslöschen!

8. Septbr. Das war ein Tag, der gestrige! So ist mir während des ganzen Bombardements nicht zu Mute gewesen. Um 9 Uhr gestern morgen ritt ich zur Parole. Es waren nur noch ein paar Adjutanten gekommen. Der erste, welcher kam, war der Artillerie-Kapitän Lammers, welcher sagte, daß auch das Kastell geräumt werden sollte. Es war eine schreckliche Stimmung unter allen. Es wurde abgemacht, den General zu bitten, Generalmarsch schlagen zu lassen und noch einmal zu einem allgemeinen Ausfall aufzubieten. Eine Deputation von drei Männern ging zu ihm. Es konnte nicht mehr geschehen, der Traktat war unterzeichnet. Die Gründe des Generals sind die Vermeidung des gänzlichen Ruins der Stadt. Wir haben keine Kasematten, um die Weiber, Kinder und Magazine darin zu verbergen. Wären letztere verbrannt, so hätte notwendig alles, was dem Schwerte entronnen, verhungern müssen. Die Besatzung war durch Wachen erschöpft, die Bürger durch Arbeit entkräftet und mutlos. Das reguläre Militär, nicht 5000 Mann stark, war die ganze Kraft, die den errichteten Batterien des Feindes hätte entgegengesetzt werden können, denn auf die wenigen Bataillone Landwehr ist durchaus nicht zu rechnen, so wenig wie auf den undisziplinierten Haufen der Bürger- und Freiwilligen-Korps: Sollte man dies Häuflein einer 16—17000 Mann starken Armee, die sich hinter den Seeen und Vorstädten verschanzt hatte und von der See durch eine mächtige Flotte gedeckt war, entgegenstellen, um verschlungen zu werden? Und dann war Sturm und Plünderung unvermeidlich. So weh es dem Herzen that, wir mußten kapitulieren. Die Bedingungen sind: Auslieferung der Flotte, welche sogleich von den Feinden besetzt ward, und Abtretung des Kastells auf 6 Wochen, bis unsere Flotte weggeführt worden. Dagegen bleibt alles öffentliche und Privateigentum in Seeland gesichert. Ehe die Bekanntmachung des Traktats geschehen konnte, wurde der Pöbel auf dem Königs-Neumarkt unruhig und drängte zum Hauptquartier mit einem Hurra. Die Leibwache, die Garde zu Pferde, Reuter, das Studentenkorps wurden versammelt. Ein Detachement von der Leibwache wurde vom Pöbel zurückgedrängt, wobei einige Schüsse fielen; einige herbeieilende Garde du Corps sprengten indes den Haufen auseinander, und die Ruhe ist innerlich hergestellt. Nachmittags wurde die Herstellung des Friedens auf den Marktplätzen öffentlich verlesen und an den Straßen angeschlagen. Alle Piketts und die Bürger von den Wällen sind abgegangen, und die Stadtthore werden geöffnet.

So wäre denn dieser Feldzug von drei Wochen beendet; es sind nur zu viele durch denselben unglücklich gemacht.

9. Septbr. Gestern nachmittag ritt ich mit dem andern Adjutanten unsers Korps aus der Stadt, um die Arbeiten unserer Feinde zu sehen. Sie haben eine zahlreiche Menge von Batterien gegen uns aufgeführt, teils eingegraben, teils aus Sandsäcken bestehend und mit Geschütz aller Art versehen. Die entfernteren Batterien sind mit Schiffskanonen besetzt. Da sie jeden ruhig passieren lassen, so waren wir über ½ Meile tief hinein und sahen die Infanterie bataillonsweise unter Hütten von Korn kampieren. Bei Friedrichsberg liegt auch ein Bataillon Bergschotten, die sich durch ihre Kleidertracht auszeichnen. Sie tragen eine kurze rote Uniform mit dunkelgrünem Kragen und Aufschlägen. Den Unterleib bedeckt ein sehr kurzer Weiberrock, der nicht völlig bis ans Knie reicht, welches bloß ist. Die Wade bis zum Fuße ist mit rot und weißer breiter Binde umwunden. Diese Menschen haben alle ein keckes und kraftvolles Ansehen. Husaren sahen wir ungefähr 20 auf dem Norderfelde; sie hatten gelbe Pelze.

Unsere Bomben hatten ihre Batterien gut genug erreicht und waren zum Teil noch darüber weggegangen. Die Verwüstung in den Vorstädten ist groß, weit größer, als die bei Lübeck nach der Schlacht. Das schöne Korn steht noch größtenteils im Felde, soweit es nicht niedergetreten oder zu Strohhütten abgemäht ist. Aber hier in der Stadt ist das Elend und der Anblick rauchender Ruinen gräßlich.

12. Septbr. Die Engländer betreiben nun mit der größten Eile das Wegbringen unserer Schiffe. Sie zerstören alle ihre Batterien.

18. Septbr. Gestern machten wir, 9 Offiziere, einen Spazierritt außer den Thoren, da wir jetzt die Erlaubnis haben, in Uniform allenthalben kommen zu dürfen. Die Engländer gaben uns gewöhnliche Honneurs; wir ritten nach den Batterien, besahen alles und fanden dort noch drei Bomben von den unsrigen, die nicht gesprungen waren, worunter eine von 150 und zwei von 100 Pfd. Wir besahen auch unsere Position des ersten Ausfalls gegen diese Mühle und waren einstimmig darüber, daß wir mit einiger Aufopferung leicht die Batterien hätten nehmen können, wenn nicht die Ordre zum Rückzug gegeben worden, da Hommel mit seinen Kanonen und wir Jäger bereits die Batterie umgangen hatten. Etwas mehr Ehre hätten wir dann doch von diesem Ausfall gehabt, wenn wir unsern Zweck erreicht und die Kanonen vernagelt hätten.

19. Septbr. Der englische Gesandte am schwedischen Hofe, Pierrepoint, soll im Kastell und englischerseits die Kriegserklärung erfolgt sein, mit dem Verlangen der Schärenflotte. Was wird noch mit uns werden! Graf Schmettau und Holk sind noch immer nicht zurück, indes eilen sich die Feinde soviel wie möglich — 14 Linienschiffe haben schon ausgelegt und 18 Fregatten liegen segelfertig auf dem Holm. Der schöne Christian VII. von 90 Kanonen, der vor ein paar Jahren erst erbaut worden, ist auch ein Raub geworden. Zwei Schiffe, die noch auf dem Stapel lagen, sind auseinander gehauen, und das Zimmerholz wird weggeführt. Der ganze neue und alte Holm wird so rein ausgeleert, daß man Hafer darauf säen kann. (Schluß folgt.)

Sitten und Bräuche aus vergangenen Tagen.

Frühere Postverhältnisse. Ehe wir unter preußische Herrschaft kamen, verkehrte bekanntlich die Post nur von Stadt zu Stadt, und zwar nicht so oft, wie jetzt. — Landpost gab es nicht. Sollte auf dem Lande ein Brief befördert werden, so mußte man auf irgend eine passende Gelegenheit achten; auch gab es hier und da gehende oder fahrende Boten, welche diese und andere Bestellungen auf dem Wege zur nächsten Stadt besorgten. War jedoch der Brief von Wichtigkeit

und kam es auf rechtzeitige Bestellung an, z. B. bei Gelegenheit freudiger oder trauriger Familienereignisse (denn anders wurde selten geschrieben), dann mußte ein Bote dafür angenommen werden. — Die Ankunft eines solchen, und eines Briefes überhaupt, war immer ein Ereignis.

Sollte gar ein Brief eine weitere Reise machen, dann mußte er in der nächsten Stadt des Empfängers in einer auf der Adresse bezeichneten Wirtschaft abgegeben und von dort durch den Wirt mit Gelegenheit weiter geschickt werden. Freimarken gab es nicht; man mußte an der Abgabestelle das Porto entrichten. So ein „freigemachter" Brief wurde aber weniger sicher über Land befördert. Man schickte lieber unfrankiert, denn dann legte der Wirt das Porto aus, ließ es sich vom weiteren Beförderer zurückgeben, und dieser war besorgt, seine Auslage wieder zu erhalten, achtete also schärfer auf den Brief.

Die Boten, welche es sich, um einen Verdienst zu sichern, zur Aufgabe machten, auch Briefe zu befördern, ließen sich 1 Schilling (7½ Pf.) dafür zahlen, bezeichneten die Zahl mit Rotstift auf dem Briefe und ließen sich ihn unterwegs, wo sie glaubten, daß Gelegenheit zur Ablieferung vorhanden sei, zahlen. So lief der Brief von Hand zu Hand, oft von Dorf zu Dorf, ehe er ans Ziel gelangte, immer aber als Pfand für den ausgelegten Schilling. — Paket- und Geldsendungen kamen selten vor und waren durch Formalitäten und Umstände recht erschwert. In den Städten an den recht einfach eingerichteten „Posthäusern" wurde nur zu bestimmten Stunden des Tages Briefe und Sendungen entgegen genommen; versäumte man diese, dann mußte man einen guten Freund in der Stadt um die Besorgung an die Post bitten (Briefkasten gab es nicht); doch hatte das seine Schwierigkeit, da man das Porto, das nach Gewicht und Entfernung berechnet wurde, oft im voraus nicht wissen konnte.

Ein paar Erfahrungen, die ich in den 40er und 50er Jahren mit der Post gemacht, mögen zur Beleuchtung der damaligen Verhältnisse hier Platz finden:

1. Es war im Jahre 43 oder 44. Ich wurde von meinem Pastor — dem ich häufig als Bote diente — mit verschiedenen Papieren nach dem Amthause in Schleswig geschickt. — Ausgerüstet wurde ich für diesen 3 bis 4 Stunden weiten Gang, der somit 6 bis 8 Stunden in Anspruch nahm, mit einer Umhängetasche für die Briefe, einem tüchtigen Butterbrot und 1 Schilling, zur Stärkung unterwegs. — Eine Dame des Hauses gab mir einen Brief nach Kopenhagen mit, den ich auf der Post abgeben sollte, und für den ich 10 Schilling (75 Pf.) als Porto mit erhielt. — Als nun auf dem Amthause die Briefe abgegeben und die Antwort eingesteckt war, ging es nach dem etwas entfernten Posthause. Hier saß bei meinem Eintritt auf die Vordiele ein Mann hinter einem kleinen Fenster an seinem Tische. Es war also glücklicherweise noch „Postzeit"! — Ich gab den Brief ab. Der wurde sorgfältig gewogen, das Porto langsam berechnet, und — das Fenster öffnend — verlangte der Herr 12 Schilling! Ich hatte aber nur 10 und 1 Zehrschilling, den ich gespart hatte, wo aber den zwölften hernehmen? Ich nahm also den Brief wieder mit nach Hause!

2. Es war 1849 oder 50. Ich sollte eine Nachricht an einen Präparanden senden, der in der Nähe von Kappeln auf einem Hofe Hauslehrer war. Ich wohnte unweit Flensburgs. Der Brief lief nun von Dorf zu Dorf und kam endlich in Kappeln an den Hofbesitzer. Dieser warf ihn in seinen Stuhlkasten, vergaß ihn aber hier. Erst als ungefähr nach einem halben Jahre einmal der Wagen gründlich gereinigt werden sollte, fand sich der Brief. Ich erhielt ein ganzes Halbjahr nach der Absendung eine Antwort; für die betreffende Angelegenheit natürlich viel zu spät!

3. Es war 1853. Ich war in Segeberg auf dem Seminar. — Für die Sommerferien, die damals etwas später als jetzt, ich meine Mitte August, be-

Digitized by Google

gannen, wollte ich meine und eines begleitenden Freundes Ankunft u. ſ. w. nach Hauſe — in Angeln — melden. Der Brief ging etwa 4 Wochen vorher ab. Er kam nach Schleswig in die gewohnte Wirtſchaft, wo aber, weil es Erntezeit war, wenig Landleute verkehrten. Ein Bote nahm ſich des Briefes an und legte ihn in einem reichlich 1 Stunde vom Beſtimmungsort entfernten Dorfe ab. Von hier wanderte der Brief langſam weiter, bis er etwa bis ½ Stunde nahe kam und wieder liegen blieb. Ein Bekannter findet ihn dann, vergißt aber die Mitnahme, erinnert ſich des Briefes jedoch ſpäter, läßt die Nachricht von deſſen Vorhandenſein gelegentlich nach Hauſe kommen, und nun muß mein jüngerer Bruder fort, ihn zu holen. — Als ich am beſtimmten Tage von der einen Seite auf den elterlichen Hofplatz trete, kommt mir mein Bruder mit dem Briefe von der andern Seite entgegen!

Alte Flensburger haben mir erzählt, daß in den 30er Jahren eine Frau mit ihren Knaben das Austragen der Briefe in der ganzen Stadt beſorgte und dabei lange nicht genügende Beſchäftigung fand. — Jetzt hat ein ganzes Heer von Briefträgern damit vollauf zu thun!

Ein noch lebender, über 80 Jahre alter Mitbürger hat mir ein Exemplar des „Altonaer Mercur“ gezeigt, welches die däniſchen Ochſentreiber von Hamburg mitgebracht hatten. Dieſe brachten nämlich auf ihrer Rückreiſe — zu Fuß — Zeitungen und andere Poſtſachen mit, die dann ſchneller als mit der Poſt an ihre Beſtimmung gelangten, denn die Poſt fuhr ſelten, ich meine nur einmal in der Woche.

Wie würde uns heute eine ſolche Poſtbeförderung vorkommen, und wie wenig könnte die uns jetzt nützen! Die Fortſchritte auf dieſem Gebiete während der letzten 2—3 Jahrzehnte ſind ganz beſonders groß und augenfällig.

J. J. Callſen, Flensburg.

Een Geſchicht ut de Slacht bi Sehſtedt.

Vertellt von een, de dar mit bi weſt is.

De Truppendeel, wo ik bi ſtunn, hör bi unſen Rüggmarſch von Lübeck to de Nadraff. Wi harn von de Fiend bannig veel to liedn, denn he weer uns ümmer op de Hacken, und mennigmal harn wi uns leewe Not, dat wi man wegkeem, wenn wi ni ümgan un gefangn nam warn wulln. De Dag vær de Slacht bi Sehſtedt har de Fiend uns weller männigen Schawernack ſpält, un 't weer all düſter, as wi an de Kanal keem. Leider keem wi awers to lat, denn de Brüggen weern all afbrennt, un wi kunn ni mehr æwer kam. Nu wer gude Rat düer; denn de Kanal weer vær uns und de Fiend achter uns. Awer wi gewen de Hoffnung ni up. Wi ſchicken een Parlamentär an de Fiend af, de na de Bedingungen vær de Æevergaw fragn ſull, egntli awer blot, um em en beeten hintwholn; denn to glieker Tied weern wi bi un drogen ut dat Dörp, wo wi weern, all dat Holt toſam, Schündærn, Hnsdærn, Wagn un Flɛken, un maken uns dar een grot Flott von. Darmit keem wi denn ok würkli æwer de Kanal. Uns Parlamentär keem ok noch ɛben to rechter Tied torügg, dat he ok noch mit ræwer keem. De anner Dag weer de Slacht bi Sehſtedt, un de Herr Oberſt, mit de unſ' Kapitulation verafrɛdt weer, har dat Unglück, in unſ' Gefangenſchaft to geradn. Hier dreep he weller op unſ' Parlamentär, de he recht grimmi anrɛdn de: „Na, Se ſünd hier?“ „Jawull, Herr Oberſt, Se ſünd ok ja all hier!“ weer de prompte Antwort.

(Eingeſandt von Henningſen in Lottorf.)

An meine Frau.

Von Klaus Groth.*)

Die Sehnsucht im Gemüte
Sie zog mich groß,
Zu spät nun fällt die Blüte
Mir in den Schoß.

Dem mutigen Verlangen
War's hart versagt,
Nun faßt es mich mit Bangen,
Das Herz verzagt.

* * *

Regentropfen aus den Bäumen
Fallen in das grüne Gras,
Thränen meiner trüben Augen
Machen mir die Wange naß.

Gehoffet und geharret!
So hieß das Wort.
Ich bin im Kampf erstarret,
Der Baum verdorrt.

Ach, löse nicht das Sehnen!
Es ist mein Los!
Statt Blumen fallen Thränen
Dir in den Schoß.

* * *

Wenn die Sonne wieder scheinet,
Wird der Rasen doppelt grün,
Doppelt wird auf meinen Wangen
Mir die heiße Thräne glühn.

* * *

Nun sei du groß! Nun blicke du nicht
Zur Erde mehr in dies bleiche Gesicht,
Blick' auf! wie die Sterne ewig, klar,
Bleibt dir das liebliche Augenpaar.

Sie bleibt, der Stimme süße Gewalt,
Und ob sie nimmer auf Erden erschallt,
Im Herzen bleibt die freundliche Macht,
Und die Zeit kommt, wo sie dir wieder lacht.

Und wenn sie nicht käme: so ist dein Schmerz
Dir heiliger für dein Mutterherz:
Dann wahre ihn dir, doch wahre ihn rein,
Und irdisches Weh laß nicht mit hinein.

Blick' auf! was hier dein Herz verlor,
Es schwebte als Engel zum Licht empor,
Es winkt dir hinauf, es lächelt herab:
Laß der Erde drunten denn Tod und Grab.

Mitteilungen.

1. Zur Mitteilung des Herrn J. Schwarz-Windbergen betreffend eine Münze zur Erinnerung an den 5. April 1849.

a. In Nr. 10 unserer Monatsschrift „Die Heimat" berichtet Herr J. Schwarz-Windbergen unter Mitteilungen über ein Gedenkzeichen der Schlacht bei Eckernförde am 5. April 1849 und bittet um weitere Auskunft hierüber. Außer vielen andern Gedenkzeichen an diesen für unsere Armee so ruhmreichen Kampf, angefertigt aus dem Material der Schiffe, Kugeln, Bombenstücke ꝛc., wurde auch die beregte Denkmünze aus Kupfer und gelbem Metall, angeblich Kanonengut, geschlagen. Ein edler Stifter ist wohl kaum hierbei im Spiel gewesen, da diese Denkmünze vielerwärts im Handel und in den Läden für wenige Schillinge zu kaufen war, somit als Auszeichnung für tapfere Krieger nicht wohl gedient haben kann.

Rönnerholz bei Kiel. Pagelsen.

*) Die obenstehenden Gedichte, bisher ungedruckt, sind von dem hochverehrten Dichter in liebenswürdigster Weise der „Heimat" zur Verfügung gestellt worden. Sie gehören zu den Gedichten, die an seine Frau gerichtet sind (Ges. Werke, Bd. 4, S. 233—267), und werden in die demnächst erscheinende dritte Auflage aufgenommen werden. Ld.

b. Zu den Angaben und Fragen des Herrn Schwarz in Windbergen über die zur Erinnerung an den Kampf und Sieg bei Eckernförde geprägte Denkmünze teile ich mit, daß nach der Bergung des Wracks und der Trümmer des in die Luft gesprengten dänischen Linienschiffes „Christian VIII." ein Teil des in Menge vorhandenen Kupfers und Messings (Bolzen, Geräte, Beschläge u. dergl. mehr) zur Herstellung von zahlreichen Andenken, als Fingerringen, kleineren Geräten, Widmungsplatten und vielen Münzen verwendet worden ist. Der Denkmünzen giebt es eine ganze Zahl verschiedener Arten, die sich durch ihre Prägung, wie bei gleicher Prägung durch ihre Größe unterscheiden. In der „Historischen Ausstellung" in Kiel 1896 waren schon 5 verschiedene dieser Stücke vertreten, die in Vereinigung mit den übrigen dort ausgestellten Münzen in einer Photographie auch der „Historischen Landeshalle" in Kiel erhalten sind. Der Avers zeigt bei allen die Darstellung einer Episode aus dem Kampfe: 1) die stolzen Schiffe mit wallendem Danebrog im Feuer mit den beiden Schanzen, 2) das Auffliegen des „Christian VIII.", 3) die schwimmenden rauchenden Trümmer dieses mit stolzester Hoffnung ausgesandten feindlichen Schiffes neben der eroberten „Gefion." Mehrere im Avers verschiedene Arten tragen auf dem Revers die von Herrn Schwarz in Nr. 10 der „Heimat" mitgeteilte Inschrift nebst der Umschrift: »DEN TAPFEREN DEUTSCHEN KRIEGERN GEWIDMET.« Einige dieser Münzen, von welchen ein Exemplar in der „Historischen Landeshalle" ausgestellt ist, enthalten zugleich Angaben über ihre Herkunft und ihre Stifter. Auf dem Avers derselben steht unter dem Bilde in kleiner Schrift: AUS KUPF(ER) V(ON) CHRIST(IAN) VIII. und am oberen Rande die Umschrift: »VON DEN JUNGFRAUEN ECKERNFÖRDES.« Beide Erklärungen dürften vielleicht auf alle mit obiger Widmung versehenen Münzsorten zu beziehen sein. Ob diese Erinnerungszeichen auch als Auszeichnung für besondere Verdienste verliehen worden sind, habe ich in meiner Vaterstadt Eckernförde nicht erfahren können. In den Kriegsjahren sind die Münzen dort in Menge vorhanden und käuflich gewesen, scheinen jetzt aber spärlich oder doch sehr verteilt zu sein, ist doch in der „Historischen Landeshalle" auch nur ein Exemplar vorhanden. F. Lorentzen, Kiel.

c. Soweit meine Kenntnisse ausreichen, will ich die gegebene Mitteilung ergänzen. Es sind zur Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde eine Anzahl verschiedener Münzen geprägt worden aus Kupfer, Messing und Britannia-Metall. Die meisten derselben sind einfache Denkmünzen, die als Schaustücke zur Erinnerung an den 5. April 1849 geprägt und als solche an das Publikum verkauft wurden. Die unten unter Nr. II angeführte Münze ist den Teilnehmern des Kampfes von den Jungfrauen der Stadt Eckernförde gewidmet und geschenkt worden. Nur eine der mir bekannten Münzen ist mit einem Ring an einem metallenen Bande befestigt, ist also augenscheinlich dazu bestimmt gewesen, auf der Brust getragen zu werden. Ob zur Anfertigung dieser Münzen Metall vom Linienschiff, etwa von den Kanonen gebraucht worden ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, doch ist es nicht unwahrscheinlich, da man zahlreiche Briefbeschwerer in Gestalt von kleinen Kanonen, auch andre Sachen fast fabrikmäßig in Eckernförde aus dem Material des zerstörten Schiffes herstellte. — Daß auf mehreren Münzen sich die Inschrift findet „Den tapferen deutschen Kriegern gewidmet" soll nicht etwa andeuten, daß die Münzen für die auch am Kampfe beteiligten Truppen des Herzogs von Coburg-Gotha hergestellt sind, sondern die kämpfenden Schleswig-Holsteiner waren deutsche Krieger, wehte doch auf den Schanzen die schwarz-rot-goldene Fahne.

Ich lasse eine Beschreibung der mir bekannten Münzen folgen:

I. Original in Kupfer, Durchmesser 32 mm.

Avers: Links im Vordergrunde die Südschanze mit Fahne und Pallisaden, auf dem Wasser das brennende Wrack „Christian VIII.," dahinter die „Gefion" mit deutscher Fahne.

Revers: Umschrift: DEN TAPFERN DEUTSCHEN KRIEGERN GEWIDMET.
Mitte: ZERSTÖRUNG D. DÄN. LINIENSCHIFFES CHRISTIAN VIII. UND EROBERUNG DER FREGATTE GEFION. ECKERNFÖRDE, 5. APRIL 1849.

II. Original in Kupfer, Durchmesser 32 mm.

Avers: Ebenso wie I, doch mit der Überschrift:
VON DEN JUNGFRAUEN ECKERNFÖRDES.

Revers: Ebenso wie I.

III. Original in Kupfer, Durchmesser 32 mm.

Avers: Links im Vordergrund die Südschanze mit 4 Kanonen, auf dem Wasser die beiden Schiffe, „Christian VIII." im Moment der Explosion, im Hintergrunde die Stadt mit der Kirche, rechts die Norderschanze. Graveur: Löwenstein.

Revers: Ebenso wie I und II.

IV. Original in Kupfer, auch in Britannia-Metall vorhanden, Durchmesser 39 mm.

Avers: Im Vordergrunde beide Schiffe auf bewegter See, rechts im Hintergrunde die Norderschanze.

Revers: Die Mitte zeigt ein Wappenschild (schwarz-rot-gold).
Umschrift: GROSSER SIEG DER DEUTSCHEN ÜBER DIE DÄNEN BEI ECKERNFÖRDE 1849.

V. Original in Kupfer, Durchmesser 24 mm.
Avers: Links im Vordergrund die Südschanze mit Fahne und Palisaden, auf dem Wasser das brennende Wrack und die „Gefion." Das Bild ist dem von Nr. I ähnlich.
Revers: In der Mitte befindet sich ein Kleeblatt.
Umschrift: V. D. LINIENSCHIFFE CHR. VIII. ECKERNFÖRDE, 5. APRIL 1849.

VI. Original in Messing, Durchmesser 23 mm; an der Münze befindet sich ein Messingstreifen mit schwarz-rot-goldenen Farben.
Avers: Zwei Schiffe auf dem Wasser, am Strande Truppen. Rechts aus dem Walde marschieren Soldaten mit einer Fahne, voran ein Reiter, vermutlich Herzog Ernst.
Überschrift: ECKERNFÖRDE; Unterschrift: D. 5. APRIL.
Revers: ANDENKEN AN DIE GEFALLENEN DEUTSCHEN HELDEN.

Eckernförde, den 1. Oktober 1897. Willers Jessen.

2. Turm zu Schleimünde. Jensen berichtet in seiner kirchlichen Statistik (S. 1373): „Bei Schleimünde war früher eine Burg oder ein Kastell, wovon noch einige Ruinen (Gammelborg) übrig sind, die es erkennen lassen, daß die Feste vornehmlich in einem runden Turm von etwa 80 Fuß im Durchmesser bestanden. Bei dieser Feste ist ein Handelsort gewesen, eine Stadt, wie man sagt, die sich aber in der Folge gegen den Andrang des Wassers nicht halten konnte. Östlich von den Ruinen ward 1802 auf dem Meeresgrunde bei sehr niedrigem Wasserstande ein Kirchhof entdeckt, und es finden sich Särge von Eichenholz. Die hier gewesene Kirche, die übrigens in keinem Register vorkommt, soll der Sage nach auch von den Bewohnern des Dorfes Hörmark besucht worden sein. Man zeigt wenigstens noch den Hörmarker Kirchsteig." (Vgl. auch Haupt, Bau- und Kunstdenkmäler, 1. S. 187.)

Vielleicht steht dazu folgende Mitteilung in Beziehung: Über dem Chor der Schwansener Kirche zu Karby findet sich, äußerlich nicht erkennbar, ein turmähnlicher Dachstuhl. Dieser soll nach einer dort in den siebziger Jahren noch bekannten Sage von einem Kirchturm bei Schleimünde stammen.

3. Sage von einer Spinnerin unter der Brücke. Zwischen Kisdorf, Ulzburg und Henstedt fließt ein kleines Bächlein, die „Kranbek." Es ist bei Kisdorf und zwischen Ulzburg und Henstedt überbrückt. Unter diesen Brücken sitzt zur Mitternachtstunde ein altes Weib mit eisernem Spinnrad und spinnt einen glühenden Faden. Trifft sich's, daß zu dieser Zeit jemand über die Brücke kommt und die Spule voll ist, so muß er sie abhaspeln.

Holm bei Uetersen. Eschenburg.

4. Zur Naturgeschichte der Salzwasserfische. Der Mitteilung des Herrn Th. Lund über das Vorkommen des Herings und der Flunder im Windebyer Noor bei Eckernförde gestatte ich mir Folgendes hinzuzufügen. Beim Befischen des Noors nach Aalen und Süßwasserfischen wurden in den dabei benutzten Zugnetzen an den verschiedensten Fangplätzen auch Heringe gefangen und zwar manchmal in einem einzelnen Zuge 3 bis 4 Wall. Noch immer befinden sich Heringe unter dem Fange, jedoch nimmt die Zahl sehr ab. Nach Ansicht eines seit Jahren bei der dortigen Fischerei beschäftigten älteren Fischers findet immer noch eine Fortpflanzung der Heringe im Noor statt, da auch junge Fische angetroffen werden. Die Heringe bleiben nur klein und werden wenig größer als Sprotten. Frisch aus dem Wasser geholt, scheinen sie äußerst voll und fett zu sein; aber der Sonne ausgesetzt oder im Räucherhause hängend, schwinden sie so, daß fast nur Haut und Gräten übrigbleiben. — Weniger auffallend ist das Vorhandensein der Flunder (plattd. Strufbütt). In Möbius u. Heincke, „Die Fische der Ostsee" heißt es: „Die Flunder geht weiter flußaufwärts als andere Plattfische und nährt sich im süßen Wasser hauptsächlich von Insektenlarven. Im Brackwasser, z. B. in der Schlei, wird sie besonders fett und wohlschmeckend." Die früher im Noor gefangenen Flunder waren vorzügliche Fische; die jetzt dort vorkommenden sind nur klein und mager und nehmen auch an Zahl ab, scheinen sich dort aber doch noch fortzupflanzen, da ein Zuzug vom Hafen ausgeschlossen erscheint. Versuche, Goldbutt und Flunder ins Noor einzusetzen, hatten vor mehreren Jahren das Resultat, daß diese Fische schon nach einem Jahre sehr abgemagert und erblindet waren. — In letzter Zeit ist unter den Fischen im Noor ein dort neuer Fisch öfterer gefunden worden, der Stint, der z. B. auch in der Schlei laicht und in und bei den Flußmündungen der westlichen Ostsee sehr häufig ist. F. Lorentzen, Kiel.

5. Verbreitung des Holsteiner Gesteins. Im ersten Jahrgang der „Heimat" (1891) wird auf S. 14 bemerkt, daß das Holsteiner Gestein in der Gegend bei Eckernförde selten zu sein scheine. Dazu kann bemerkt werden, daß sich ein großer Block dieses Gesteins auf dem südwestlich von Eckernförde liegenden Gute Windeby befindet und zwar in einer Tiefe von etwa 10 m am Grunde einer Mergelgrube auf der Koppel Schierkamp. L.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck u. dem Fürstentum Lübeck.

7. Jahrgang. № 12. Dezember 1897.

Die XI. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte zu Kiel, im Sept. 1847.

Von Pastor Dr. **Stubbe** in Kiel.

Schon jetzt ist ein Aufruf an Schleswig-Holstein erlassen, der Erhebung des Jahres 1848 festlich zu gedenken. Auch die „Heimat" wird dann sicher auf dem Posten sein, geschichtliche Erinnerungen aufzufrischen, „Ideal und Leben" von 1848 und den Folgejahren lebendig ihrem Leserkreise vorzuführen.

In dem Gedanken an 1848 scheint in der Öffentlichkeit ganz vergessen zu sein, was bei uns 1847 mächtig die Herzen bewegte und damals in dem Mittelpunkte des allgemeinen Interesses stand: ich meine die Versammlung deutscher Land- und Forstwirte zu Kiel, die vom 6.—11. Sept. unter dem Vorsitze des Grafen von Reventlow-Farve (1. Präs.) und des Forst- und Jägermeisters von Warnstedt (2. Präs.) gehalten ward. Der „Heimat," welche 1896 der allgemeinen Landesversammlung Raum gewährte, wird es anstehen, auch ein Erinnerungsblatt an die Zeit der großen deutschen land- und forstwirtschaftlichen Versammlung zu bieten, zumal uns dadurch zugleich ein Blick in die Stimmung gewährt wird, wie sie unmittelbar vor der Erhebung bei uns zu Lande herrschte.

Wenn man auf die äußere Anordnung des Kongresses sieht, so sagt man unwillkürlich: tout, comme chez nous. Neben den großen allgemeinen Sitzungen (es waren ihrer 5) halten einzelne Sektionen ihre Versammlungen ab (eine für Acker- und Wiesenbau, die zweite für Viehzucht, die dritte für landwirtschaftlich-technische Gewerbe, die vierte für Forstwirtschaft, die fünfte für Obst- und Gartenbau, die sechste für Naturwissenschaften). Eine Reihe von Drucksachen und anderen Festgaben wird den Gästen angeboten, eine große Zahl von Ausflügen veranstaltet (mehrere davon zu Schiff). In Verbindung mit dem Kongresse finden Sonderausstellungen statt, vor allem eine große Tierschau. Als Merkwürdigkeit führt man in Kiel — wie noch heute — den Binnenländern Kriegsschiffe vor (durch besondere Freundlichkeit des Königs werden zwei für die Festwoche

in die Föhrde beordert). Ein eigener Wohnungsausschuß (Fremdencomité) sorgt überreichlich für angemessenes Quartier; hier und da aber kommen — wie noch immer bei starkem Fremdenzufluß — Klagen wegen Überteuerung (weil man auf eigene Hand sein Glück versucht und nicht an den ortskundigen Ausschuß sich gewandt hat).

Alles aber tritt mit ursprünglicher Kraft und Frische auf. Von einer Kongreßmüdigkeit, die sich in der Gegenwart geltend macht, weiß man nichts. Die Festhalle (im Schloßgarten) ist (für 25000 ℔ = 10000 ℳ Courant) auf rund 2000 Personen berechnet; die Präsenzliste weist 2498 nach. (Aus Schleswig-Holstein stammen 1540 Teilnehmer, aus Österreich 27, Preußen 227, Sachsen 42, Hannover 73, Bayern 11, Mecklenburg 209, aus dem übrigen Deutschland 191, aus Dänemark 71 u. s. w.; 1732 Personen sind Land- und Forstwirte, 180 Kaufleute, 97 Fabrikanten und Handwerker, 489 anderen Berufes). 7 Mitglieder des schleswig-holsteinischen Herzogshauses nahmen an den Verhandlungen, z. T. auch an der Debatte teil, und „Seine Hochfürstliche Durchlaucht der Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg" leitet persönlich die nach den Gravensteinschen Gütern gehende Exkursion. Die Beteiligung an der Kieler Versammlung ist größer als die der beiden vorhergehenden Jahresversammlungen zusammengenommen (Graz 1505, Breslau 951); die Zahl der Fremden ist fast doppelt so groß als in Graz, die Zahl der Einheimischen mehr als 500 größer. Wenn wir bedenken, daß der Beitrag für den Einzelnen satzungsgemäß auf 4 ℳ Preußisch oder 10 ℔ Lübisch festgesetzt war, — bei dem damaligen Geldwert eine ganz andere Summe als heute 12 M. — und die Kosten erwägen, die ein einwöchiger Aufenthalt in Kiel bringen mußte, dann würdigt man erst voll den Besuch der Versammlung. Das Fachinteresse genügt nicht zur Erklärung; wir müssen das Nationalgefühl mit in Anrechnung bringen. Die Teilnahme für Schleswig-Holstein zieht die Auswärtigen, — das Bewußtsein, Gäste aus Alldeutschland bei sich zu haben, regt die Hiesigen an. — 35 Vereine oder Behörden lassen sich vertreten, darunter 7 österreichische. (Einer davon ist der landwirtschaftliche Verein für das Königreich Ungarn!! Er hat 8 Mann entsandt. Ihr Redner erklärt unter Bravoruf der Versammlung, daß Ungarn durch eine tausendjährige Vergangenheit an Deutschland gekettet, dem deutschen Kulturgange gefolgt und den deutschen Völkerstämmen eng verschwistert sei. Nicht nur technisch, auch landwirtschaftlich sei Deutschland Ungarns Lehrmeister. „Heil und Segen Deutschland und seinen Fürsten! Schöne, große ungetrübte Zukunft aber den Herzogtümern Schleswig und Holstein! — Tempora mutantur.) Durch die Ausflüge zieht der Kongreß seine Kreise fast über das ganze Land. Außer der forstwirtschaftlichen Besichtigung werden 16 landwirtschaftliche Exkursionen gemacht. Sechs (oder wenn man die Berührung von Osterrade mitrechnet) sieben gehen hinein ins Schleswigsche; u. a. werden Gravenstein und Noer besucht. In Holstein wird

des Ostens, wie des Mittelrückens und der Marschen gedacht, Howacht-Glückstadt, Rendsburg-Elmshorn sind die äußersten Punkte. Die Forstwirte kommen sogar bis Friedrichsruh. Die Exkursionen gestalten sich zum Teil geradezu zu Triumphzügen. Die Berichte sind voll davon, wie freundlich, ja begeistert allenthalben die Aufnahme gewesen sei. Durch das Amt Rendsburg werden die Ausflügler von einer berittenen Ehrengarde junger Bauernsöhne geleitet; in Todenbüttel nehmen sie teil an dem großen Erntefeste des Amtes. Bei der Beschreibung verschiedener Exkursionen werden Festjungfrauen erwähnt; allenthalben wird festlicher Reden, des Jubels der Gesamtbevölkerung und der empfangenen Gastlichkeit dankbar gedacht.

Als Festgaben (und zugleich Hauptquellen für den, der sich die Ergebnisse der Versammlung vergegenwärtigen will) nenne ich hier: „Beiträge zur land- und forstwirtschaftlichen Statistik der Herzogtümer Schleswig und Holstein" von den beiden Vorsitzenden, „Wegweiser durch die Herzogtümer Schleswig und Holstein" von Wilhelm Hirschfeld, „Kurzgefaßte Charakteristik der Bauernwirtschaften in den Herzogtümern Schleswig und Holstein" von Direktor Lütgens-Rendsburg. „die Bodenbildung der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg" nebst geognostischer Karte von Prof. Forchhammer-Kopenhagen, „die kyklopischen Mauern Griechenlands und Schleswig-Holsteins Gränzmauern" von Prof. Forchhammer-Kiel, amtlicher Bericht über die XI. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte zu Kiel, redigiert von Hirschfeld und Carstens. Außerdem werden der Versammlung gewidmet: „Beiträge zur Geschichte der Schleswig-Holsteinischen Landwirtschaft" von Prof. Dr. Falck. Während der Sitzungen erscheint ein „Tageblatt der XI. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte." Jeder Teilnehmer erhält eine Medaille, deren manche wohl noch heute in den Familien unseres Landes als wertvolles Erinnerungsstück bewahrt wird. — Die hier vorgelegten statistischen Arbeiten sind die ersten dieser Art in den Herzogtümern.

Um die Unkosten des Festes zu decken, reichen bei weitem nicht die Beiträge der Festgenossen. Aus dem gemeinschaftlichen Fonds der adligen Güter und Klöster sind bereits Umschlag 1847 dem Vorstande bis zu 20000 ℛ schleswig-holsteinisch = 25000 ℛ preußisch zur freien Verfügung gestellt; seitens des Königs werden dem Vorstande 15000 Reichsbankthaler (11250 ℛ preuß. Crt.) und einer Anzahl von Unterforstbeamten zum Besuche der Versammlung 2000 Reichsbankthaler (3000 ℛ preuß. Crt.) bewilligt. Damals giebt es also noch — wie auch die Entsendung der Kriegsschiffe bezeugt — trotz der bereits früher, vor allem 1846, hervorgetretenen Konflikte ein Zusammenwirken von König-Herzog und Land.

Die Tagesordnung ist so, daß sie im allgemeinen ohne weiteres für eine ähnliche Versammlung heutzutage übernommen werden könnte, — einerseits ein Zeichen dafür, daß man recht ins Leben hineingriff, — anderer-

seits dafür, daß eine endgültige Lösung der Probleme damals nicht gefunden wurde. — In den allgemeinen Verhandlungen liegen folgende Fragen[1]) vor: 1. Mittel gegen die Kartoffelkrankheit. 2. Die zweckmäßigste Unterstützung landwirtschaftlicher Arbeiter zu Zeiten der Teurung. 3. Vorteil oder Nachteil der Parzellierung größerer Güter; Erb- oder Zeitpacht? 4. Verbreitung der dem kleineren Landmann notwendigen Kenntnisse unter der Jugend. 5. Einfluß der Zollgesetzgebung Englands auf die deutsche Landwirtschaft. 6. Stehen Fabriken und Manufakturen den landwirtschaftlichen Interessen entgegen, oder werden diese durch erstere gehoben? 7. Berechtigung der Klage über den Verfall der dienenden Volksklasse in Deutschland und Mittel zur Besserung. (Das letzte Thema war auch von Erzherzog Johann als Preisaufgabe gestellt. Die Lösung sollte mit 100 Dukaten belohnt werden.) Aus den Verhandlungen der Sektionen greife ich nur einzelnes heraus: a. betr. Acker- und Wiesenbau: Wiederholung des Mergelns. Drainierung. Die Bedeutung der Knicke. b. betr. Forstwirtschaft: Erhaltung edlen Laubholzes gegenüber der Zunahme des Nadelwaldes. Folgen der Entwaldung. Bewaldung von Sand-, Haide-, Moorflächen. Welche Holzarten widerstehen am besten dem Seewinde? c. betr. Obstbau: Obstbäume an den Rändern der Felder. Obstpflanzungen an Wegen. — — Es führt uns hier zu weit, auf den Gang der Verhandlungen des genaueren einzugehen; andeutungsweise bemerke ich zu 1. Die Erfindung eines Stockmietenthermometers wird vorgelegt, die Bereitung von Kartoffelmehl empfohlen, auf die Herstellung von Kartoffelbrot hingewiesen, auch für Kartoffelbier Propaganda gemacht. Als Kartoffelersatz werden Pferdebohnen und Mais genannt. Zu 2. Der Hauptredner wendet sich aus national-ökonomischen Gründen gegen staatspolizeiliche Überwachung und Beschränkung des Kornhandels durch Wuchergesetze und Staatsmagazine. 3. Es wird für Einrichtungen gesprochen, welche der ländlichen Arbeitsklasse ein Anteil am Grundeigentum sichern; Erbpacht zieht man der Zeitpacht vor. Zu 7. Ein allgemeiner Verfall des Gesindes wird bestritten. Erinnert wird an das Wort: „Wie der Herr, so der Knecht." Nicht nur die Dienstboten, sondern auch die Herrschaften sind anders geworden. Es giebt, sagt der Hauptreferent, nur zwei Mittel, der Entartung der Knechte vorzubeugen: das eine, daß wir aufhören, selbst Knechte zu sein, das andere, daß dem Arbeitskapital des Knechtes ein größerer Anteil am Lohne gewährt werde.

Mehr als die wirtschaftlich-technische und nationalökonomisch-soziale Seite der damaligen Versammlung interessiert wohl die meisten Leser angesichts des Jahres 1848 der nationale, der politische Hintergrund jener Tage. Es handelt sich um eine deutsche Versammlung; Schleswig und Holstein (oder, wie es so oft in den Kundgebungen jener Tage heißt,

[1]) Ich kürze die Einzelformulierungen.

Schleswig-Holstein) nehmen daran teil als deutsche Lande. Das ist die Thatsache, welche alle Herzen erfüllt.

Als Graf Reventlow-Farve zu Graz namens der „Generaldirektion der Schleswig-Holsteinischen Landwirtschaftlichen Vereine" den Beschluß, im nächsten Jahre in Kiel zu feiern, freudig begrüßt, schließt er mit den Worten: „Wenn wir des gemeinschaftlichen Vaterlandes wackere Bewohner mit seinen Alpen, Gebirgen und den hohen Felsen anstaunen, worauf der deutsche Riese thront, so mögen Sie in unseren Wäldern und Hainen, abwechselnd mit Fluren und Kornsaaten, umspült von Meeresflut, beschützt, bewacht durch des Schöpfers milde Hand, die Stirne des deutschen Riesen gewahren." „Ja, meine Herren, ein Land, bewohnt von deutschen Männern, deren kräftiger Händedruck Sie herzlichst willkommen heißt," sagt er dann in seinem Kieler Einleitungswort zur Festversammlung.

Die Festgaben behandeln Schleswig und Holstein als eine Einheit. Bezeichnend ist, daß bei den einzelnen Ämtern in den „statistischen Beiträgen" nicht nur Volkssitten, Aberglaube, Sinn für Lektüre, Charakter u. dgl., sondern auch regelmäßig der Sinn fürs Gemeinsame, die Kenntnis der vaterländischen Geschichte, Kenntnis und Sinn für die Verfassung erörtert werden.

Auf der Mitte der Festhalle prangt die Landesfahne; rings um dieselbe wehen die Fahnen der deutschen Bundesstaaten. Manche Mitglieder der Versammlung sind hierüber unzufrieden und erblicken darin eine Zurücksetzung Schleswigs und ein königliches Machtgebot. Es werden Versammlungen deswegen gehalten. In der dritten allgemeinen Sitzung kommt die Angelegenheit zur Sprache. Erst als der Präsident feierlich erklärt: „daß es zwei deutsche Männer sind, welche dieser Versammlung deutscher Männer, zu deren Förderung der Landesfürst so wesentlich beigetragen hat, vorstehen. Es ist kein Gebot und kein Verbot, welches uns bindet, sondern die freie Überzeugung, so wahr ein Gott im Himmel ist," — erst da können alle „als deutsche Brüder in Einigkeit" die Verhandlungen fortführen. — Das Innere der Festhalle schmückt an der großen Wand hinter dem Platze des Vorstandes in der Mitte das Wappen des Landesherrn mit dem Wappen der Herzogtümer Schleswig und Holstein an der Seite.

In den Versammlungen selbst herrscht deutscher Geist. — Soweit dem Könige ein Hoch gebracht wird, setzt man ausdrücklich hinzu: „Herzog von Schleswig- (und) Holstein." „Eine Verbrüderung deutscher Männer zur Beförderung vaterländischer Wohlfahrt und Wissenschaft" heißt die Versammlung in einer Begrüßung der ersten Sitzung.

„Vereintes Wollen giebt die wahre Stärke,
drum reicht, ihr deutschen Männer, euch die Hand.
Ein dreimal Heil: zu unserm Tagewerke!
Ein dreimal Heil dem deutschen Vaterland."

In der letzten Sitzung erhebt sich Schultze-Jena: „der Geist der deutschen Einigung ist der Grundstein, worauf unser Gebäude gebaut ist," und Reventlow-Farve endet mit einem Worte des Dankes, „auf daß es erschalle, soweit die deutsche Zunge klingt, sei es am Gestade des Meeres, sei es, wo die ewigen Firnen glänzen."

Nicht anders ist es bei den Festlichkeiten und Exkursionen. Der Herzog, deutsche Freiheit, die Herzogtümer, die Begründer eines freien Bauernstandes — erhalten manches Lebehoch. „Wahren wollen wir das überkommene Erbgut unserer Väter: Deutsche Einheit, deutsche Sprache, deutsche Treue, deutschen Mut, deutsches Recht und deutsche Freiheit" — so dankt namens der Propsteier Lehrer Jensen deutschen Gästen für ihren Besuch. In Angeln bietet man den Ausflüglern ein schönes dichterisches Willkommen; 2 Verse zitiere ich:

„Kommt her und schaut, wie wir das Land,
wie wir die Forsten bauen,
daß enger noch der Einheit Band
umschlinge Deutschlands Gauen.

Wir stehn hier an der Grenze zwar
vom teuren deutschen Lande,
doch weichen wir nicht um ein Haar,
wenn ihm droht Schimpf und Schande."

— — Es ist ein schönes Fest gewesen — der Kongreß deutscher Land- und Forstwirte zu Kiel. Wenn man die Verhandlungen jener Tage durchsieht, so hat man seine Freude an dem jugendfrischen, deutschbegeisterten Zug, der durch alles hindurchzieht. Die Kriegsunruhen von 1848 haben manche friedliche Frucht, die wohl aus den wirtschaftlichen Anregungen der Versammlung hätte ersprießen können, verkümmern lassen, aber die Stärkung, welche unser Vaterlands- und Rechtsgefühl 1847 empfing, — das Bewußtsein, mit Alldeutschland eins zu sein — die kamen der nationalen Erhebung von 1848 mit zu gute, und wir haben in unserer Zeit alle Ursache, auch der Männer von 1847 dankbar zu gedenken.

Aus den Briefen eines dänischen Offiziers.

(Schluß.)

2. Oktbr. Jetzt gehe ich zum Korps. Der General soll auf Moen sein, wohin ich mich wende. Heute suche ich einen Generalitätspaß zur freien Beförderung, da ich meinen Kammerpaß habe abliefern müssen.

4. Oktbr. Einen Paß zur freien Beförderung nach den Provinzen erhielt ich gestern, und morgen früh werde ich reisen. Wo das Korps anzutreffen sei, weiß ich bestimmt noch nicht; der eine sagt in Laaland, der andre in Falster, ein dritter in Möen.

Kiöge, 5. Oktbr., mittags auf der Reise.

Im Rothschilder Krug änderte ich meinen Reiseplan, da ein Seeoffizier mir sagte, daß es noch möglich sei, bei Kallehave über nach Möen zu kommen. Diesen Weg versuche ich der Nähe wegen, indem der Hauptzweck bei jener Seetour über Fünen doch verfehlt würde.

Windbyeholt, 6. Oktbr.

Die ganze Küste Möen gerade gegenüber ist stark von den Engländern besetzt, die die Überfahrt verwehren. Ich muß daher noch eine Meile zurück am

Strande fahren, wo ich ein großes Boot erhalte, mit welchem ich hoch in See gehen und so nach Möen hinüber kommen kann, da keine englischen Fahrzeuge hier liegen.

In Kiöge sah ich gestern den Kampfplatz, wo die Landwehr vor 1500 Engländern geflohen war.

Später. Das war ein vergeblicher Versuch, und ich sehe mich genötigt, doch über Fünen zu gehen.

Die Stube in Kiöge war voll Bauern, die mich für einen Engländer hielten; ich trug noch die Leibjäger-Uniform. Die Dame von mittlerem Alter, ziemlich hübsch und sehr freundlich, nötigte mich in ein anderes Zimmer, wo ich Kaffee bestellte. Sie fing gleich von den Engländern an und rühmte sie sehr wegen ihrer guten Manneszucht; da sie nur drei Engländer gesehen, so hatte sie nichts von dem Drang des Krieges gefühlt. Dann kam sie auf das Gefecht bei Kiöge und erwog, ob man wohl jene Landwehr von den andern Inseln hätte zur Verteidigung Seelands gebrauchen müssen. Ich wurde so entrüstet über diese entartete Dänin, daß ich alle Mühe hatte, nicht unartig zu werden, und brach das Gespräch dadurch ab, daß ich hat, sie möge mir baldmöglichst meinen Kaffee besorgen, da ich Eile hätte.

Wenn eine solche Stimmung in der Nation herrscht, ist es da wohl wert, solche Menschen mit seinem Leben und Blut zu verteidigen? Anfangs wollte ich mit einem kleinen Boot gehen, allein dies ging nicht, da die Küste besetzt ist, neben welcher ich rudern sollte. Dann bemühte ich mich um ein größeres Boot, welches ohne Segel war, und dies konnte wieder nicht gebraucht werden. Ich fuhr also mit dem hiesigen Wirt, Herrn Green, nach Rosendahl, einem Gute, dem Grafen Danneskiold gehörig, wo sich der Verwalter, Herr Sonderup, alle Mühe gab, mir ein Boot mit Segeln zu verschaffen; aber die Bauern wollten sich nicht gutwillig zur Überfahrt verstehen. Indes war ich mit denen fertig geworden, aber es zeigten sich jetzt eine englische Brigg und ein Schoner, die zwischen Möen und Jungshoved ankerten und so jede Überfahrt verhinderten, da ich von Laxöe-Strand gerade über zu stechen dachte. Auch der Wind ist gerade entgegen, und ich mußte mein Vorhaben aufgeben. Morgen früh um 5 Uhr fahre ich von hier nach Nestved, Slagelse und Korsör, um übermorgen über den Belt zu gehen.

Korsör, 8. Oktbr.

Gestern saß ich von 6—8 Uhr auf dem Postwagen, hatte hier keine Ruhe. Das Wetter war lange neblig, dann regnete es, darauf Sonnenschein und endlich starker Wind. In Nestved waren ungefähr 30 Jäger und Husaren. Von da fuhr ich gerade hierher, ohne über Slagelse zu kommen, und sparte eine Meile. Als ich hier kam, erblickte ich zuerst Krebs und den Lieutenant Fries von den Husaren, der bei den Herrschaftsjägern Dienste gethan. Ersteren hatte ich schon längst über die Belte geglaubt, aber er hatte sich nicht entschließen können, sonst lag schon ein Paß für ihn fertig, als ich um den meinigen anhielt. Hier ist nun auch die Fahrt seit vorgestern mittag gesperrt für Passagiere, da Kammerherr Steen-Bille in der Uniform übergehen wollte. Dieser hat eine Stafette nach Kopenhagen geschickt, und von deren Zurückkunft erwarten wir alle unsere Bestimmung. In Nyborg liegen alle unsere zurückgebliebenen Hamburger Posten. Ob ich von Fünen nach Falster kommen kann, ist noch eine Frage. Wenn das möglich ist, so gehe ich nach Kiel zum Kronprinzen und erwarte seine Befehle. Nach allen Demonstrationen der Feinde ist es zu vermuten, daß sie Seeland verlassen werden, wie sie in der Konvention versprochen. Die Truppenverlegungen nach verschiedenen Seiten der Insel dienen wohl dazu, um sie einzeln einzuschiffen, da man von ihrer Gutwilligkeit zu einer neuen Expedition gegenteils überzeugt ist. Vermutlich

enthält die geheime Ordre, am 9. zu eröffnen, diese neue Expedition, die vor den Truppen verborgen bleiben soll, bis sie größtenteils eingeschifft sind. Diese Menschen unterhält und täuscht man mit allerhand Nachrichten. Hier z. B. macht man ihnen weiß, daß 60 000 Franzosen in Fünen zum Übergang bereit stehen, und die Franzosen fürchten sie mehr als alles.

Später. Erlaubnis zur Überfahrt erhalten wir nicht, dennoch wird es ohne Schwierigkeit gelingen. Von meinen Sachen und von Brock (dem Diener) werde ich mich aber trennen müssen. Kammerherr Bille hat Erlaubnis erhalten überzugehen, aber kein Passagier, da man keine Offiziere hinüber läßt und die Vermutung hat, daß hier Offiziere übergehen wollen. In unserer Verkleidung gelingt es vielleicht doch, hier über zu kommen, wenn nur erst der Wind günstiger ist. und der Postführer sucht Erlaubnis für alle Passagiere. Dieser Aufenthalt ist indes kostbar und die Ungewißheit unangenehm. Es regnet heute und weht stark. Hier in Korsör liegen ein Offizier und einige 30 Jäger, auch einige blaue Husaren. Es ist in diesen Tagen südöstlich von Seeland eine starke Kanonade gehört worden, man glaubt mit russischen Schiffen, da Rußland England den Krieg erklärt haben soll. Das wäre gut für uns.

Skielsör, 9. Oktbr.

So wie ich diesmal in Seeland herumstreife, wünsche ich nie wieder zu reisen. In unserm eigenen Lande sind wir genötigt, unsere Personen zu verleugnen. Die Überfahrt bei Korsör ist schwierig. Graf Trampe, Lieutenant im See-Etat, gab uns Anleitung und Adresse an einen hiesigen Kaufmann, von hier über die kleine Insel zu gehen. Dieser Mann besorgt uns alles, und sobald der Wind, welcher entsetzlich stürmt, günstig wird, gehen wir; da, wo wir abgehen, sind keine Posten und keine feindlichen Schiffe, wir können also von dieser Seite ohne Gefahr abgehen, wenn unser Aufenthalt hier nicht entdeckt wird, wo Jäger und Husaren liegen.

Der Vorschlag zu der Überfahrt hierselbst war uns in Korsör von Kammerherrn Bille geschehen, und er gab Graf Trampe den Auftrag, uns behülflich zu sein. Krebs machte gemeinschaftliche Sache mit uns und war entschlossen, nach vielem Überlegen, mit uns zu gehen. Als nun schon die Wagen bestellt waren, ließ er sich von dem Postführer, der die Posten nach Nyborg bringt, bereden und wollte nun nicht mit und suchte auch uns von unserm Vorhaben abzubringen. Indes hatte ich schon früher Fries einen Wink gegeben, auf ihn nicht zu bauen, da ich seinen Wankelmut kenne, und versprochen, mit Fries gemeinschaftliche Sache zu machen. Wir ließen ihn also sitzen und fuhren gestern Abend 6 Uhr hierher, wo wir 9½ Uhr eintrafen. Bei unserer Ankunft gingen wir gleich zu dem Kaufmann, der schon von allem unterrichtet war, mit uns zu den Fischern heute gehen und unsere Sachen herausfahren wird, sobald der Wind nur günstig ist. Mißglückt wirklich unser Plan hier, so steht uns der Weg über Korsör noch immer offen, wenn dort die Sperrung aufhören sollte, und wir haben dann doch alles gethan und versucht, was wir thun konnten, um unsere Pflicht zu erfüllen.

10. Oktbr. Ein wenig hat sich der Wind gelegt, ist aber noch immer konträr. Der Lotse setzt uns über nach Arröe, sobald es thunlich ist. Wir müssen uns in aller Geduld unser Schicksal ergeben, und mit Fries teile ich brüderlich; wir schlafen in einem Bett, essen, trinken gemeinschaftlich und waren ja auch Waffenbrüder bei Kopenhagen. Gestern schickte Krebs einen Expressen an uns und wollte wissen, ob wir hinüber kommen könnten. Zugleich hatte er wieder eine Nachricht, daß morgen die Überfahrt bei Korsör frei gegeben würde. Wir schrieben ihm, daß wir nur auf günstigen Wind warteten, um sogleich unter Segel zu gehen.

Unsere Ueberfahrt wird sehr langwierig werden. Wir müssen von Arröe

nach Langeland, und da nicht leicht nach Falster zu kommen ist, gehen wir nach Fünen und von da über den kleinen Belt gerade nach Kiel, bieten dem Kronprinzen unsere Dienste an. und wenn nichts mehr zu thun ist, so bitten wir ihn, wieder zur Matrikel zurückkehren zu dürfen.

Omöe, 11. Oktbr.

Bis hierher wären wir glücklich gekommen, und diesen Morgen früh um 7 Uhr schickten wir unsere Leute nach dem Hause des Lotsen, der uns übersetzen sollte und $^1/_2$ Meile von Skielsör wohnt. Unsere Sachen waren schon gestern abend hingebracht. Um 8 Uhr gingen wir selbst aus der Stadt, wo wir zwei englische Jägerposten passieren mußten. Wir stellten uns, als ob wir spazieren gingen, und kamen glücklich durch, ohne examiniert zu werden, obgleich sie sehr nach meiner Mütze guckten. Da ich nämlich nach den Versicherungen des Generals Bielefeld frei auf meinen Paß durchzukommen glaubte, so nahm ich keine Zivilkleidung mit. Zum Glück hatte ich meinen alten grauen Oberrock an Bord gegeben, und so trage ich den jetzt und die Jägerkaske dabei ohne Feder. Bei dem Lotsenhause waren weder Schiffe noch Patrouillen zu sehen, und wir wurden in einem kleinen Boote in $1^1/_2$ Stunden nach Orgensöe gerudert. Hier trafen wir es so gut, daß wir mit dem dortigen Prediger, der jeden Sonntag nach Omöe geholt wird zum Gottesdienst, hierher gehen konnten. Er behielt uns zu Mittag, und um 2 Uhr gingen wir wieder in See. Das Boot war jedoch zu klein, um alle unsere Leute und Sachen zu fassen, wir mußten letztere daher zurücklassen, die mit einem Mühlenboot nachkommen sollten. Indes sahen wir eine Brigg westlich unter Segel gehen, die ihren Kurs zwischen den Inseln durch nahm, wo wir über sollten. Wir konnten aber eher überfahren, als sie uns erreichten, was auch geschah. Nun sind wir hier, aber der Wind ist ganz entgegen und zu stark, um nach Langeland, 2 Meilen, zu rudern. Wir müssen geduldig unser Schicksal erwarten. Indes passierte die Brigg unsere Insel und ging östlich von derselben vor Anker, wo sie noch liegt. Nun unsere Sachen. Das Mühlenboot hatte sie mitgenommen, und sie waren dem Ufer schon ziemlich nahe, als die Brigg sie bemerkte und ein Boot nach ihnen aussetzte. Schnell wandten daher die Schiffer und erreichten bei günstigem Winde Agersöe wieder. Alle Sachen wurden ausgeladen, und die Leute hatten nicht das Herz, sie hinüber zu führen. Endlich kam das Boot mit dem Prediger von hier wieder zurück, nahm unsere Sachen ein und brachte sie um $6^1/_2$ Uhr hier an Land. Die Bauern sind nun bange, uns über zu führen; es ist nur einer, unser Wirt, Ole Christensen, der es übernehmen will, uns bei günstigem Winde nach Langeland zu bringen. Wir haben Ursache, die größte Eile zu wünschen, da die Engländer hier öfter zur Jagd ans Land gegangen sind und die Brigg so nahe liegt. Vielleicht kommen sie morgen, und wenn wir dann entdeckt werden, bringen sie uns wenigstens zurück, wenn sie uns nicht eine Zeitlang auf den Schiffen behalten.

12. Oktbr., morgens. Das Wetter ist abscheulich, es stürmt und ist immer konträr; wollte dieser Wind in entgegengesetzter Richtung blasen, so kämen wir in einer Stunde nach Langeland. Wir haben hier ein elendes, dunkles Kämmerlein, ohne Fußboden, voll übler Gerüche. Und hier haben wir die Aussicht, noch mehrere Tage zu bleiben, wenn nicht der Wind sich ändert.

Heute wollen wir unsere Sachen verbergen, damit, wenn die Engländer ansetzen würden, wir selbst desto leichter ihnen entgehen. Vor einigen Nächten schliefen englische Offiziere in unserm Bett, die sich hier auf der Jagd verspätet hatten. Die Bauern erzählten uns eine lächerliche Manier von ihrer Jagd. Wenn sie nämlich nach einem Hasen geschossen haben, so werfen sie ihr Gewehr weg und laufen dem Hasen nach, um ihn einzuholen.

Nedergaard auf Langeland, 13. Oktbr.

Wir sind nun glücklich herüber und werden nun unbehindert unsere Reise fortsetzen. Die Einwohner von Omöe erklärten uns, sie könnten uns nicht überschaffen aus Furcht vor den Engländern. Diese Erklärung ließen wir uns schriftlich geben und mieteten dann ein paar Leute mit genauer Not für 35 dänische Thaler. Um 7 Uhr abends gingen wir an Bord eines kleinen Boots. Mir war nicht ganz wohl dabei, mich in einem so unsicheren Fahrzeuge den Wellen des Meeres zu vertrauen. Der Wind war konträr, wir mußten lange rudern. Endlich setzten sie Segel auf, um zu kreuzen. Die Leute waren nicht geübt im Segeln und nicht ganz sicher, wo wir uns befanden, und den Kompaß kannten sie nicht. Fries setzte sich also bei der Bousole und steuerte; bald aber wurde er krank. und so kam ich dazu. Fries hatte große Lust wieder umzukehren, und die Schiffer waren nicht abgeneigt dazu. Da wir aber einmal so weit waren, wollte ich nicht zurück und sagte, wenn die Schiffer es nicht etwa für unmöglich hielten, so müßten wir durchsegeln. Endlich drehte sich der Wind ein wenig nordwestlich, und wir konnten mit halbem Wind wieder Segel anspannen. Das Boot war leck, und oft mußte geschöpft werden. Endlich sahen wir die Küste von Langeland; nun waren wir den Engländern entkommen, die nicht so nahe bei dem Strand anlegen konnten, nur hatten wir noch unsere eigenen Strandwächter zu fürchten. Wir riefen in Entfernung: „wi er Danske Folk" (wir sind dänische Leute), aber es antwortete keiner. Wir kamen an Land um 1 Uhr, es war keine Seele da. Wir gingen längs dem Strande und fanden einen Weg, der uns nach diesem Edelhof führte, Baron Kaas gehörig. Hier fanden wir die Thüren und Ställe des Hauses geöffnet und vermuteten, daß Engländer hier am Lande gewesen und geplündert hätten. Endlich kamen wir an ein Zimmer, aus dem uns Stimmen antworteten. Wir sagten, wer wir wären und erhielten sogleich trockne Kleider (wir waren ganz durchnäßt vom Regen) und einen Wagen, der unsere Sachen vom Strande holte. Die Wagen sind da, uns nach Tranekiær zu Graf Ahlefeld zu bringen.

Wemmenäs auf Taasing, 14. Oktbr.

Das herrlichste Wetter zu unserer Reise, auch gestern Abend auf der Überfahrt von Langeland hierher bei Mondschein. Der Vorposten auf dem Gute Nedergaard nahm uns gut auf, und die guten Leute erquickten uns und ließen unsere Kleider trocknen. Gegen Mittag fuhren wir nach Tranekiær Schloß, wo Graf Ahlefeld, der Besitzer dieser Insel, wohnt, der zugleich Kommandant und General von der Landwehr ist. Er war nicht selbst zu Hause. Der Chef einer Jäger-Kompanie vom 2. Jütischen Regiment, Kapitän Scharfenberg, machte die Honneurs, schaffte uns Wagen und behielt uns zur Tafel, wo wir einen ganz vortrefflichen Wein bekamen. Es waren dort ein junger Dragoner-Offizier und ein See-Offizier im Quartier.

Hvidkilde auf Fünen, 15. Oktbr.

Wir sind hier auf dem Schlosse des Baron Rantzau, vormals Major bei den Husaren, und erfuhren hier mehreres von Holstein. Der Kronprinz ist sehr aufgebracht über die Kapitulation. Wenn die Engländer nicht gehen, so werden wir sie aus Seeland mit Gewalt vertreiben. Nach aller Wahrscheinlichkeit gehen sie aber von selbst; unsere Truppen werden dennoch zum Teil Seeland besetzt halten. Daher gehe ich zum Kronprinzen mit Fries, um uns selbst zu melden und seine Befehle zu erwarten. Man erwartet den Kronprinzen hier, und daher müssen wir über Middelfahrt nach Jütland gehen, um ihn nicht zu verfehlen.

Wenn man von Seeland nach Langeland kommt, so glaubt man schon in ein Paradies versetzt zu werden: fruchtbarer Boden, viel Gehölz, schöne Schlösser, Wiesen, die Ostsee. Tranekiær Schloß liegt ungefähr in der Mitte des Landes

sehr hoch und präsentiert die schönste Aussicht nach allen Seiten. Immer schöner wird Boden und Natur auf Taasing, und Wohlstand und verbesserte Landwirtschaft blickt von allen Seiten. Hier sind alle Felder eingekoppelt. Die Bauerngüter sind nur klein, und jedes hat ungefähr 6½ Tonnen Hartkorn oder einige 30 Tonnen Land.

Mehr bin ich nie überrascht worden durch schöne Aussicht, als bei einer Kirche mitten auf Taasing (ich glaube Breining), wo ein Observatorium auf dem Turm ist, den wir bestiegen und wo wir einen Tubus erhielten. Die schöne Insel gehört dem Baron Juul. Die Aussicht ist unbeschreiblich schön. Die prächtige Küste von Fünen und das niedliche Svendborg übersieht man ganz. Bei hellem Wetter kann man Seeland, Holstein und Jütland sehen. Es war etwas neblig. Eine Menge kleiner Inseln, Langeland, Arröe, Alsen sieht man ferner; Svendborg ward noch verschönt durch die Flottille. 250 kleine Schiffe mit ausgespannten Segeln lagen fertig, um nötigenfalls unsere Truppen einzuschiffen. Das Husaren-Regiment liegt hier. Wir gingen zum General Berger und mußten ihm viel erzählen. Überall wo wir kommen, umringt man uns und überhäuft man uns mit neugierigen Fragen; ich bin schon des Wiederholens müde, und Fries übernimmt dies Geschäft.

Hadersleben, 16. Oktbr.

Endlich bin ich über alle Belte. Spät am Tage kamen wir gestern von Hvidkilde weg, wir fuhren nach Odense mit Bauernbeförderung, um den Kronprinzen nicht zu verfehlen, wenn er kommen sollte. Er war nicht da, und wir gingen die Nacht nach Middelfahrt, wo wir um 3 Uhr diesen Morgen eintrafen. Um 9 Uhr morgens gingen wir über den kleinen Belt nach Snoghöi. Die Überfahrt war leicht. Wir sahen die Küstenbatterien. In Snoghöi war Kapitän Gade vom Ingenieur-Korps und mehrere Offiziere. Die Gegend ist vortrefflich, und das Wetter war gut. Kurz vor uns passierte der Lieutenant v. Qualen von der Garde zu Pferde den kleinen Belt als Kurier nach Kiel.

Flensburg, 18. Oktbr.

Wir kamen hier gestern schon frühe bei Rönnenkamp an. Man vermutet den Kronprinzen jeden Augenblick hier.

Sitten und Bräuche aus vergangenen Tagen.

Hausgeräte, welche seit 50 Jahren ganz oder fast aus dem Gebrauche verschwunden sind. Die letzten 50 Jahre haben auf allen Gebieten des Lebens mehr Veränderungen gebracht, als Jahrhunderte vorher. — Blicken wir beispielsweise nur einmal in das tägliche Leben — besonders auf dem Lande —, so sind, entsprechend den veränderten Verhältnissen, eine ganze Zahl in unseren Kinderjahren noch unentbehrlicher Geräte so verschwunden und vergessen, daß unsere Kinder sie fast gar nicht mehr kennen. — Wir könnten schon ein stattliches Museum solcher abgebrauchten, der Geschichte angehörenden Gegenstände ansammeln. — Was mir so aus der Erinnerung einfällt, möchte ich hier kurz zusammenstellen, und was dabei etwa übersehen bleibt, mögen andere hinzufügen oder wenigstens hinzudenken.

Beginnen wir mit der **Wohnstube**. Da stand hinter dem Tische, unter der Fensterwand entlang, die niedrige, flache **Grützbank**, eine einfache Lade, in welcher Vorrat an Brot, Mehl, Grütze u. dgl. aufbewahrt wurde, und die zugleich als Sitz diente. — Auf dem Tische stand in der Regel die große hölzerne **Bierkanne**, stets gefüllt für die „eigenen Leute" wie für nachbarliche Gäste. — Die **Stühle** hatten in der Regel einen hölzernen Sitz, manchmal auch einen solchen aus gekreuzten Lagen von Strohseilen, und waren bei festlichen Gelegenheiten auch wohl mit einem selbstgefertigten bunten Kissen belegt. — Der **Ofen** war meistens

Digitized by Google

ein sogenannter Beileger, d. h. ein viereckiger eiserner Kasten, auf hohem Fuße, und wurde von der Küche aus (vom Herde) besteckt und angezündet. Hier und da hatte er wohl einen Bratofen, war auch wohl an den beiden anderen Ecken mit einem Messingknopf geziert, und oben drauf stand auch mitunter eine blanke messingene „Stulpe," unter welcher Speisen warm gehalten, Äpfel gebraten wurden u. s. w. Die 4 Seitenwände waren in der Regel mit eingegossenen biblischen Bildern verziert. Da der Ofen hoch stand, die Diele meistens von Ziegelsteinen war, so brauchten alte Leute die „Fürkik," um die Füße zu wärmen. — Die Beleuchtung wurde durch eine flache, oben offene Thranlampe beschafft, in welcher Binsenmark oder später ein dicker Baumwollenfaden den Docht bildete. Sie hing an einem an der Decke befestigten dreh- und verstellbaren gezahnten Gestänge, dessen Benennung mir entfallen ist. Hier und da, besonders bei festlichen Gelegenheiten, wurden selbst gegossene oder gezogene Talglichter gebrannt, bei denen die Lichtschere (Lichtputzschere) unentbehrlich war. Um die letzten Stümpfe noch ausnutzen zu können, wurde der „Provit" gebraucht. — Die selbstgemachte Talgkerze (de „Praas"), sowie in feineren Häusern der Wachsstock (de „Wastafel") dienten zur augenblicklichen Beleuchtung beim Eintritt in die Küche oder einen andern dunklen Raum. — An der Wand hing das „Resor" (Tresor), dreieckig, mit einigen Regalen, auf welchen Tassen und anderes Kaffeegeschirr stand. — Für die Beschäftigung der Frauen dienten: Das Webebrett (ein kleines viereckiges Gitter mit flachen, schmalen Stäben, die in der Mitte durchbohrt waren), um Bänder und Borten als Kleiderbesatz u. s. w. herzustellen, ferner eine Anzahl gedrechselter kurzer Stöcke mit rundem Kopfe, mittelst welcher Schnüre zum Besetzen der Kleider geflochten wurden, das waren die sog. „Slüngstöcke." — Das Spinnrad mit „Wock" (Rocken) und „Heespreet" (Heedespreite) war selbstverständlich in jedem Hause vorhanden mit dem Haspelholz und dazu gehörigem „Rasselpinn" und „Winupinn." Ebenso unentbehrlich waren die „Wollkratzen" und die „Flachshechel." Beim Stricken diente, zur Schonung der Kleider, der „Strichpinn," in dessen kleiner Höhlung die Stricknadel festgestellt wurde. — Beim Nähen wurde neben dem Preßeisen der „Gnigelsteen" (ein halbkugeliger Glasfluß) zum Glätten der Nähte u. s. w. gebraucht, auch beim Stopfen der Strümpfe als Unterlage in den Strumpf geschoben.

In der Küche fand sich überall die Kohlbütte mit dem an langem Stiele befestigten S förmigen Kohlstößer, um Grünkohl damit fein zu stoßen, auch wohl Kartoffeln oder Rüben fürs Vieh zu zerkleinern. (Jetzt ersetzt durch „Wrickmesser" und „Hackmaschine.") — Der alte Besemer, eine gedrechselte Holzstange mit schwerem Kolben und verschiebbarem Griff, war das übliche Gewicht. — Die runde Pfeffermühle (Pepermöhl) ersetzte den jüngeren Mörser, und die kleine Senfmühle (Sempquern) diente zur Bereitung des Senfes (Musterd). — Hier fand sich auch die Lichtform zur Herstellung der nötigen Talglichte. — Wenn das allabendlich auf dem Herde unter der Asche „gerakte" Feuer ausgegangen war, wurde mit Stahl, Stein und Schwamm (früher Zunder, „Tünderkruk") dem Mangel mühsam abgeholfen, oder man holte im Kik (Feuerträger) — im Notfall in einem Holzschuh — Feuer beim Nachbarn. — Kaffeebrenner und Kaffeemühle konnten nicht entbehrt werden, kommen jetzt auch wohl bald außer Gebrauch.

Im Backhause stand neben dem großen Backtroge fast überall die Handmühle (der „Quern") zum mühsamen Schälen des Buchweizens, um Grütze zu gewinnen, wie auch zum Quetschen von Malz. — Hier hatten meistens auch die Biertonne und der Braukessel (Bulketel) ihren Platz, und hier wurde häufig das Bier bereitet. — Daneben lag denn auch der „Geßkranz," um den sich beim Brauen die Hefe ansetzte. —

In der Scheune standen noch die alten täglichen Wagen, deren Räder statt durch eine Schraube durch eine angesteckte eiserne Lünse gegen Ablaufen von der Achse gesichert waren. — Hier oder auf dem Boden oder in einer Rumpelkammer fanden sich sich noch die Flachsbreche (de „Brak"), der Schwingstock (das Swingholt) und das Schwingblatt, wohl fast alle durch Brech- und Schwingmaschinen verdrängt, und damit haben denn auch die frohen Zusammenkünfte der Frauen und Mädchen zum gemeinschaftlichen Schwingen des Flachses — wohl schon lange — ihr Ende gefunden. —

Wie viele von den genannten Geräten sind der jetzigen Generation schon ganz fremd? Welche werden es bald sein? In anderen Gegenden werden andere Geräte abgenutzt und beiseite gesetzt sein. — J. J. Callsen, Flensburg.

Geschichten aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben.

Von **F. v. Levetzow**, Kaiserlichem Postdirektor a. D.

2. Es kann auch des Guten zu viel werden!

Der Kieler Frauenverein, der durch seine freiwillige Kranken- und Armenpflege unbestreitbar viel segensreiche Hülfe gespendet, zählte in den 60er Jahren zu seinen Pfleglingen ein altes Ehepaar, dem es trotz seiner ärmlichen Verhältnisse vergönnt war, bei leidlicher Gesundheit den Tag seiner diamantenen Hochzeit zu erleben. Der Frauenverein beschloß, diesen Ehrentag seiner Pflegebefohlenen ganz besonders zu feiern.

Die Vorsteherin, damals, wenn ich nicht irre, ein Fräulein v. Bülow, begab sich, ausgerüstet mit einer wohl präparierten schwungvollen Anrede, an der Spitze einer Deputation in die Behausung der Alten, um im Namen des Vereins Glückwünsche und kleine Gaben zu überbringen.

Bei dem Betreten der Wohnung zeigte sich den Damen allerdings ein gehobener Feststimmung wenig entsprechendes Bild. Apathisch vor sich hinstarrend saßen die beiden Alten, er in der einen, sie in der anderen Ecke des Zimmers, so weit getrennt, wie der beschränkte Raum es gestattete. Die Vorsteherin verzweifelte aber dennoch nicht an einem tiefen und erhebenden Eindruck ihrer schwungvollen Rede. Als sie nun in derselben besonders betonte: „Die Gefeierten wären an diesem Tage doch gewiß dem lieben Gott von Herzen dankbar, daß ihnen vergönnt worden, eine so lange Reihe von Jahren mit einander durchs Leben zu gehen," da hüstelte der Alte unter bekräftigendem Kopfnicken seiner Ehehäfte grämlich aus seiner Ecke heraus:

„Gott'ne, Fräuln! — wenn 'n so laug op'n anner keken hett, ward'n sik op de Letzt rein gramm!"

Korallenmoos.*)

Der Herbst ist da, wo auf der braunen Heide
Die Becherflechte mit Korallen säumt
Die Ränder — liebliches Korallenmoos —
Und Sonntag ziehen wir hinaus zur Suche.

Bevor die Dämm'rung noch dem Tag gewichen,
Betraten wir die stille, kühle Straße;
Die Kinder beide wohlversehen mit Körbchen

*) Dem Gedichte „Winterwald" des Herrn Geheimrats Petersen in Schleswig in Nr. 1 dieses Jahrgauges, das so großen Beifall gefunden hat, schließt sich hier ein zweites aus derselben Feder stammendes an, das ebenfalls mit bereitwilligst erteilter Erlaubnis aus den „Schleswiger Nachrichten" entnommen ist.

Und ich mit einem Ranzen, den das Frühstück,
Zu Hause ungenossen, füllet und Gerät,
Es zu bereiten draußen auf der Heide.
Die Lerchen sangen schon, und kühle Lüfte
Verkündeten das Nahn der Morgensonne,
Die bald auf die bereiften Felder rings
Und auf den Buchenwald ihr Gold verstreute.

Und weiter von der Höhe schauten wir
Dann auf die Heide und die blaue Ferne.
Fern blitzen weiße Wasser im Gefilde
Und braune Wälder schieben sich hinein.
Wir wanderten die morgenstille Straße
Ein Stündchen und ein halbes, bis zur Seite
Am Weg der Wald sich öffnet. Wo abseits
Die alte Grabeskammer aus der Heidenzeit
Aus mächt'gen Wandersteinen aufgemauert,
Betraten wir die stille Buchenhalle,
Um dürres Reis zu sammeln für das Feuer,
Das uns das Frühmahl zubereiten soll.
Im braunen Laub, das um die Füße raschelt,
Wird nun gewählt, was leicht die Flamme locket
Und was sie zu erhalten dienlich scheint.
„Ist das nicht schön, Papa?" ruft hell der Knabe
Und schleppet keuchend einen Ast herbei.
„Der kann gewiß doch hundert Stunden brennen!"
Das Mädchen häuft indeß mit stillem Fleiße
Die feinen Ästchen, sorglich ordnend sie.
Nun zogen wir, ein jedes auf der Schulter
Ein artig Bündel, weiter unsres Weges.

Weithin dehnt sich die Heide, dorten wo
Aus braunem Plan ein helles Wasser leuchtet,
Wo mit dem dunkelgrünen Ginster hohe
Gelbbraune Farren anmutvoll sich mischen,
Dort an dem Fuß des Hügels legten wir
Zur Erde unsre Bürde. Mit dem Kessel eilt
Das Mädchen an des Sees Uferrand
Und schöpft, das Röcklein hebend, ihn voll Wasser;
Indessen mit dem Knaben ich des Reisigs
Gewirr zu kunstvoll hohem Baue ordne,
Damit der Brand leicht zünde und die Flamme
Nachhalt'ge Nahrung finde, auch ein Häuflein
Zur weitern Nahrung sorgsam seitwärts häufend. —
Nun steht der Kessel mitten in den Flammen.
„Papa, das Wasser singt, — jetzt kocht es schon."
Mit braunen Würstlein schwimmen im Verein
Nun weiße Eier in dem Siedewasser,
Bis drei Minuten sorgsam wir gezählt.
Das gab ein Schmausen für die jungen Gaumen,
Die von der Frühluft mächtig angeregt.
Dann füllt des Kaffees braune Flut den Kessel;
Der Becher, sorglich ausgespült im Wasser,
Kredenzt im Rundgang uns den duft'gen Trank.
„Papa, so köstlich schmeckte nie ein Frühstück!"

Die Sonne spendete uns warme Strahlen
Und ließ des Feuers Glut uns gern entbehren,
Der blaue Himmel lachte sonntäglich hernieder.
Und sonntagsstill war alles um uns her.
Nur Lerchen stiegen jubelnd in die Lüfte,
Von fern ertönte leis' ein Glockenläuten
Und nahe rascheln Lämmer durch die Kräuter.
„Papa, sieht es so in der Wüste aus
In Afrika, wo schwarze Mohren reiten
Auf Elefanten? Gehn wir bald dorthin?"
„Wir gehen nicht dahin, es ist gar weit."
„Darf ich allein, Papa, ich möcht' so gern."
„Du bist zu klein für solche weite Reise."
„Wenn ich erst furchtbar groß bin, darf ich dann?"
„Dann darfst du; aber seht, wie klar
Die Hütten dort in weiter Ferne stehen,
Die Fichten und die torfgefüllten Scheuern!"
„Warum sind sie so klein, Papa? Wie klein
Sind wohl die Menschen, die dort hinten wohnen?"
„Sie sind so groß wie wir; doch wisse,
Die Ferne läßt uns Großes klein erscheinen,
Manchmal auch Kleines groß, Bescheidenes schön,
Und hat schon manchen bitterlich getäuscht."
„Sing' uns, Papa, vom Jäger von Kurpfalz!"

Und singend wandern pfadlos wir durch Farren,
Gestrüpp und Kraut zum Heidewalde hin.
Dort ragen keine Bäume stattlich schlank,
Die Buche treibt nur kurzen Stamm und recket
Die Äste knorrig in die Breite, während
Die Flechte flatternd sich an Stamm und Äste
Wie graues Barthaar heftet. Keine stolz
Gewölbte Halle grüßet hier den Wandrer,
Es ist nur eine traulich enge Hütte.
Der Pfad verliert sich in Gebüsch und Kräutern.
Rings steht der Schwämme bunt' Gelichter.
Am Rande wo, auf sandig lockerm Walle,
Hab' ich vor Jahren einst das Moos gefunden,
Das wir erspäh'n; jedoch die lange Zeit,
Sie trübte der Erinn'rung Klarheit. Lange
Noch suchten wir vergebens, klug uns trennend,
Daß jedes einen andern Raum durchforsche.
„Ich hab's, Papa!" klingt's fröhlich aus der Ferne.
Da hockt das Bürschlein oben auf dem Walle
Und deutet lachend auf den Fund: es stehen
Graugrün die art'gen Kelche bei einander,
Die Ränder rot gesäumt, wie mit Korallen,
Ein zierlich Trinkgeschirr der kleinen Elfen.
Wir beiden andern kauern still daneben,
Und alle freu'n wir uns des holden Scheines.
„Das sind die Kelche, draus die kleinen Elfen
Den morgenkühlen Tau entschlürfen. Als sie
Einst weinend sich beklagten, daß den Wein,
An dem die Schwestern, die im Süden hausen,
Allherbstlich sich erlaben, sie entbehrten:
Da faßte mit Korallenrot Natur
Den Rand der Becher, daß der Tau im Scheine
Der Zier wie roter Wein erglänzte.
Seitdem erfreuet auch des Nordens Elfenvolk
Im Herbste sich des Weines holder Gabe.
„Papa, giebt es denn wirklich kleine Elfen?"
„Ja, Kind, doch nur im Reich der Phantasie."

Dann aber treibt uns fort der Forschungsdrang,

Und rings umher erschallt es: „Seht doch hier—
Wie schön — wie zierlich — hier steht eine ganze
Familie gar, seht: Vater, Mutter, Kinder."

Als wir genug geschauet und bewundert,
Wird dort und hier ein Häuflein ausgehoben,
Um dann im Gartenwinkel fortzuleben,
Daß wir uns ihrer ferner freuen mögen.
Nun ging's mit unsrer leichten Bürde heim.
Die Sonne sandte mittagwarme Strahlen,
Und um dem Durst zu wehren, pflückten wir
Am Wege schwarze Brombeern, köstlich labend.
Die Kinderbeinchen mochten wohl verspüren
Den weiten Gang, doch zeigt' es keine Miene.
Und als wir in die Stadt dann eingezogen,
Da standen beide still und ließen stolz
Begegnende Genossen schau'n die Schätze,
Die ihre Körbchen brachten aus der Heide.
Am offnen Fenster stand die Mutter wartend.
„Mama, sieh doch, Korallenmoos, so schön,
So schön, du glaubst es nicht, ich fand's zuerst!"

Das war ein gold'ner Tag im gold'nen Herbste,
Und oft gedenken wir noch dieses Tages.

Mitteilungen.

1. Eine Denkmünze zur Erinnerung an den Kampf bei Eckernförde. (Nr. 10 u. 11 der „Heimat.")

a. Die von Herrn Schwarz in Windbergen erbetene Auskunft über den vermeintlichen Stifter, die Bestimmung und den Wert der zuvor gedachten Denkmünzen ist bereits in Nr. 11 d. Bl., von 3 verschiedenen Seiten her erschöpfend, sachgemäß und in der Hauptsache richtig, erteilt worden.

Nur von Herrn Willers Jessen in Eckernförde ist in seiner Äußerung ein Irrtum untergelaufen, der mir der Berichtigung zu bedürfen scheint. Die von ihm unter V erwähnte Denkmünze auf das in Rede stehende Ereignis ist thatsächlich keine Denkmünze, sondern eine Spielmarke, die auf dem Reverse nicht ein Kleeblatt, wie Herr Jessen meint, sondern das Treff-Aß trägt. Die dazu noch gehörigen übrigen 3 Marken tragen auf der Rückseite die anderen Asse der Whistkarten. Das fragliche Stück ist somit denjenigen zahlreichen Andenken an jenen Siegestag hinzuzurechnen, welche aus dem Holz oder Metall von dem Schiffe „Christian VIII." verfertigt und in den Handel gebracht worden sind, und deren Herr F. Lorentzen in Kiel unter seinen Mitteilungen (S. 211 in Nr. 11 d. Bl.) gedacht hat.

Der Vollständigkeit wegen glaube ich nicht unerwähnt lassen zu sollen, daß die von Herrn Schwarz beschriebene Denkmünze auch in der Numismatik ihren Platz erhalten hat. Der weiland Direktor unseres Schleswig-Holsteinischen Altertumsmuseums, Professor Dr. Handelmann, hat sie, zusammen mit anderen, auf die gleiche Veranlassung geprägten Stücken, beschrieben in seinem Kieler Münz-Katalog, Abteil. 3, S. 33, unter Nr. 15.

Zum Schlusse möchte ich, anknüpfend an eine Äußerung des zuvor genannten Herrn (Nr. 10 d. Bl.), aufmerksam machen auf den besonderen Wert der hier errichteten Landeshalle für unsere spezielle Heimat, ebensowohl in allgemein geschichtlicher wie kulturhistorischer Hinsicht. Möchten doch recht viele unserer Landsleute dem Schwarzschen Beispiele folgen und durch eine Beschreibung in ihrem Besitze befindlicher oder ihnen in anderweitem Privatbesitze bekannt gewordener Landesmünzen, Assignaten, historischer Denkmünzen, überhaupt aller auf die Geschichte und Entwickelung unserer engeren Heimat bezüglichen Gegenstände zu einer eingehenderen Besprechung derselben Veranlassung geben, sofern sie es nicht vorziehen, solche Gegenstände der Landeshalle in Kiel ohne weiteres zu übereignen. Selbst wenn solche öffentliche Besprechungen in einem und dem anderen Falle auch direkt nicht nutzbringend sein sollten, so werden sie doch sicher in jedem Falle dazu dienen, im Lande selbst das Interesse an vaterländischen Dingen, zumal auch für unsere Landeshalle, wach zu erhalten.

Stickel, Kiel.

b. Dem Verzeichnis der Eckernförder Denkmünzen, welches Herr Jessen in Eckernförde in Nr. 11 der „Heimat" veröffentlichte, sei Folgendes als Ergänzung hinzugefügt:

VII. Original in Messing. Durchmesser 25 mm; vielleicht nur Spielmarke.

Avers: Im Vordergrunde die Ecke der Eckernförder Schiffbrücke, rechts zwei Schanzen, links eine Schanze mit Fahnen, in der Mitte auf der Bucht zwei große und zwei kleine Schiffe. (Darstellung und Ausführung mangelhaft.)

Revers: Als Umschrift und in der Mitte:
EROBERUNG *d.* D: K: S: CHR: VIII *und* GEFION *d. 5. Ap. 49 bei* ECKERNFÖRDE.

F. Lorentzen, Kiel.

c. Über die Stiftung der Medaille, welche „den tapferen deutschen Kriegern" „von den Jungfrauen Eckernfördes" gewidmet und über welche in Nr. 11 der „Heimat" berichtet worden ist, teile ich Folgendes zur Ergänzung mit. Bald nach dem ruhmvollen Gründonnerstage des Jahres 1849 traten in Eckernförde junge Damen zusammen, um der tapferen schleswig-holsteinischen Besatzung der Schanzen in Anerkennung der glorreichen

Waffenthat eine Fahne zu schenken. Die nötigen Mittel zur Anschaffung der Fahne zu beschaffen, wurden alsbald auch die Frauen Eckernfördes herangezogen, deren Kreis auch meine Mutter angehörte. Da aber die Artillerie keine Fahne führte, wurde alsbald der Beschluß gefaßt, aus den kupfernen Bolzen des dänischen Linienschiffes „Christian VIII." eine Denkmünze prägen zu lassen. Die von der Münzstätte in Altona hergestellten Medaillen, in der Ausführung, wie Nr. II des Verzeichnisses es angiebt, wurden bei uns im Hause von jungen Damen mit einem Bande in den schleswig-holsteinischen Farben und einer Ansteckadel versehen und alsdann an sämtliche Krieger, die bei dem Gefecht beteiligt gewesen waren, verteilt. Die für die Nassauer Kämpfer und das Bataillon Reuß bestimmten Denkmünzen wurden dem Herzog Ernst von Koburg-Gotha zur Verteilung übersandt, von welchem persönlich ein Dankschreiben an uns gerichtet wurde, das noch bis zum Tode meines Vaters in dessen Besitz gewesen, später leider abhanden gekommen ist. Von den Münzen blieben damals noch einige übrig, die nach und nach verschenkt worden sind.

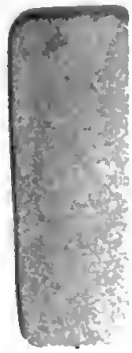
Eckernförde, den 2. November 1897. James Schuch.

2. Die Generalversammlung des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein tagte am 26. September dieses Jahres in Schleswig und erfreute sich besonders aus Kiel und Schleswig lebhaftester Teilnahme; das Programm war ein äußerst mannigfaltiges. Vom Verein war ein Dampfer gechartert worden, um auf der Fahrt von Lindaunis nach Schleswig den Teilnehmern einige Fischereidemonstrationen, welche von Herrn Dr. Apstein-Kiel geleitet wurden, darzubieten. Es wurde auf Plankton gefischt; das Plankton selbst wurde zur Anschauung gebracht; einige Dretschversuche bewiesen die Armut der Mudregion (Schlamm am Grunde) an lebenden Formen. In Louisenlund wurde ein halbstündiger Spaziergang durch den Park unternommen, und die Sehenswürdigkeiten wurden aufgesucht. Nach Ankunft in Schleswig führte Herr Redakteur Leonhard-Schleswig die Teilnehmer in den Dom, um dessen Kunstschätze vorzuführen. — Um 1½ Uhr eröffnete Herr Prof. Dr. L. Weber-Kiel die Sitzung in der Aula der Königlichen Domschule; mehr als 150 Personen waren erschienen, unter diesen auch der Landrat Herr v. Fidler und der Vertreter des Herrn Oberpräsidenten Staatsminister a. D. von Köller. Nach einem kurzen Eingangsworte, in welchem Herr Prof. Dr. Weber mit Freude konstatierte, daß den Naturwissenschaften in der Gegenwart auch in weiteren Kreisen Bedeutung zuerkannt wird, referierte zunächst Herr Prof. Dr. Knuth über „Kleistogame Blüten des Sonnentau." Kleistogam sind die Blüten; denn sie bleiben beständig geschlossen, schließen also eine Fremdbestäubung auf jeden Fall aus. — Herr Dr. Apstein sprach über „Eiablage und Larven des Herings." Zur Laichzeit gehen die Heringe in die Schlei hinauf; dann ist das Wasser streckenweise von der Milch der männlichen Heringe getrübt und hat einen süßlichen Geruch. Die kleinen etwa 1 mm im Durchmesser führenden Eier werden in großen Mengen abgesetzt (Referent hat u. a. in den Eierstöcken 40000—95000 Eier gezählt) und kleben an den Pflanzen fest. Die Entwicklung vollzieht sich bei normaler Temperatur in 10—11 Tagen; der Hering selbst wird in zwei Jahren geschlechtsreif. An diesen Vortrag schloß Herr Oberfischmeister Hinkelmann-Kiel einige Mitteilungen über den Fischereibetrieb auf der Schlei. In der oberen Schlei wird der Heringsfang mit Waden, Schlepp- und Stellnetzen, in der unteren Schlei mit Waden, Stellnetzen, Bundgarnen und Zäunen betrieben; von Kindern wird der Fang auch vielfach mit der Angel betrieben (das sog. „Heringshauen"). Als besonders bemerkenswert sei die Beobachtung genannt, daß die Heringe sich bei der Eisenbahnbrücke bei Lindaunis und vor der Kappelner Pontonbrücke stauen; sie fürchten sich offenbar vor dem Schatten, den die Brücken ins Wasser werfen, und setzen ihre Wanderung erst nach Sonnenuntergang fort. Mit warmen Worten wurde zum Schluß die saure, gefahrvolle Arbeit der Maasholmer Fischer gewürdigt. — Herr Lehrer A. P. Lorenzen-Kiel referierte alsdann über: „Das Bodenrelief Schleswig-Holsteins in seinen Beziehungen zu älteren Formationen;" an der Hand der Höhenunterschiede an den Stellen, wo die älteren Formationen zu Tage treten, den Nachweis führend, daß die Gestaltung der Oberfläche unseres Landes wahrscheinlich durch den Grundstock unserer Provinz bedingt sei. — Zum Schluß gab Herr Prof. Dr. Weber einen Bericht über die im September in Braunschweig zusammengetretene Naturforscherversammlung. Besonders wurden die Errungenschaften auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Photographie eingehender gewürdigt. — An die Sitzung schloß sich in „Bellevue" ein gemeinsames Mittagsmahl. Barfod.

3. Das Schreibenlernen der Mädchen. Auf Fehmarn lernten sonst nur die Knaben, als einstige Seefahrer, das Schreiben. Als nun bei einer Prüfung auch die Mädchen ihre Proben im Schreiben ablegten, riefen die Dänschendorfer sehr aufgebracht: „Nu kiek mal an, nu föllt forwohr de Deerns ok to See gahn."

(Volksbuch für 1846 S. 13.)

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.



Digitized by Google